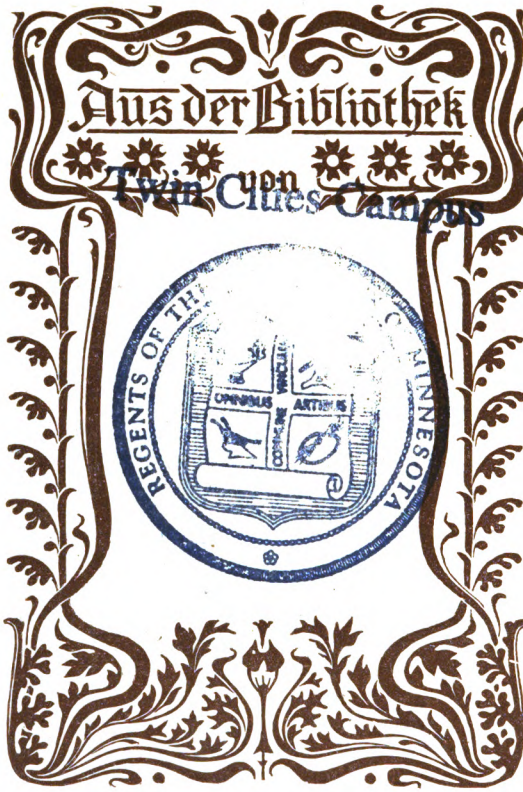
WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.9

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •


Aus der Bibliothek
von
REGENTS OF THE
OMNIBUS
ARTIBUS
MINNESOTA

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Maschinenfabrik Esslingen
Elektrotechnische Abteilung Cannstatt
baut und liefert
komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen, elektrisch angetriebene Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erscheint:

Schillers Heimatjahre.
Von
Hermann Kurz.
Mit 50 Illustrationen von G. Adolf Closs.
Vollständig in zehn Lieferungen zum Preise von je 50 Pfennig.
In Kürze auch in elegantem Geschenkband zu haben.
Preis 7 Mark.

Der großen, alle Gebildeten umfassenden Schillergemeinde bieten wir diese neue, würdig ausgestattete Ausgabe des für alle Zeiten wertvollen Buchs. Von der Meisterhand des Malers G. Adolf Closs reich mit fein empfundenen, die Stätten der Handlung und jene denkwürdige Zeit getreu widerspiegelnden Abbildungen geschmückt, wird das Werk — ein historisches Dokument seiner Zeit — bei alt und jung freudige Aufnahme finden, sowohl als gediegene Festgabe zur Säkularfeier des Lieblingsdichters der deutschen Nation, wie auch als sinniges Erinnerungsbuch. Die Lieferungen erscheinen in rascher Folge, der vollständige Band wird schon in Kürze vorliegen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Neue Romane beliebter Autoren.

Der Vaquero.

Roman von **Balduin Möllhausen.**
Geheftet 4 Mark 50 Pf.

Dieser neueste Roman des greisen Dichters wird bei dessen zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen ungeteiltem Interesse begegnen. Nicht allein weil er nach dem Ausspruch des Autors wohl „der letzte Möllhausen" ist, sondern auch wegen des ihm zu Grunde liegenden fesselnden Stoffes, welcher einem Gebiete angehört, in dessen Schilderung der Autor sich schon längst als Meister erwiesen hat.

Hermann und Walther Soltau.

Roman von **Hans Olden.**
Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Hans Olden weiß anziehend zu erzählen, greifbar und wahr die Gestalten des Romans vor dem Leser erscheinen zu lassen. Das Milieu des vornehmen Berliner Westens ist gut getroffen; schlicht und doch wegen ihrer Natürlichkeit ungemein reizvoll fesseln Dialog und Handlung das Interesse, zum Miterleben und Mitempfinden zwingend.

Dietrich Hellwags Sieg.

Roman von **Karl Rosner.**
Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein interessanter Roman eines der Jungen unter unsern modernen Erzählern, reich an dramatischen Wendungen und seelischen Konflikten, in denen Liebe und Edelsinn als leuchtende Leitsterne den großen Sieg des Sichselbstbezwingens erringen lassen.

Zweierlei Ehre.

Roman von **A. von Klinckowström.**
Geheftet 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

„Zweierlei Ehre" ist ein sehr interessanter Roman aus den Kreisen der preußischen Aristokratie. Die Dichterin, Gräfin Agnes von Klinckowström, versteht es, Menschen und Situationen in verblüffender Wahrhaftigkeit zu schildern und ihre Leser gefangen zu nehmen. „Zweierlei Ehre" wird viel begehrt, nicht nur weil es eine fesselnde Geschichte ist, die sich einen hochinteressanten Stoff zum Vorwurf nimmt, sondern auch der eigenartigen reizvollen Schreibweise wegen, welche die Autorin auszeichnet und die Lektüre ihrer Erzählungen so genußreich gestaltet.

Unter Schwarzwaldtannen.

Roman von **Luise Westkirch.**
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Luise Westkirch hat sich als vortreffliche und phantasiereiche Erzählerin längst einen Namen errungen. Ihr Roman „Unter Schwarzwaldtannen" führt in die Gegend des weltbekannten schwäbischen Wildbad, an die rauschende Enz und auf die von düsteren Tannen beschatteten Schwarzwaldhöhen — die rechte Umgebung für diese wildromantische und fesselnde Geschichte eines durch die Sünden der Väter Geächteten. Der Roman begegnet großem Interesse, nicht allein bei den vielen, denen er bekannte Klänge und Bilder bringt.

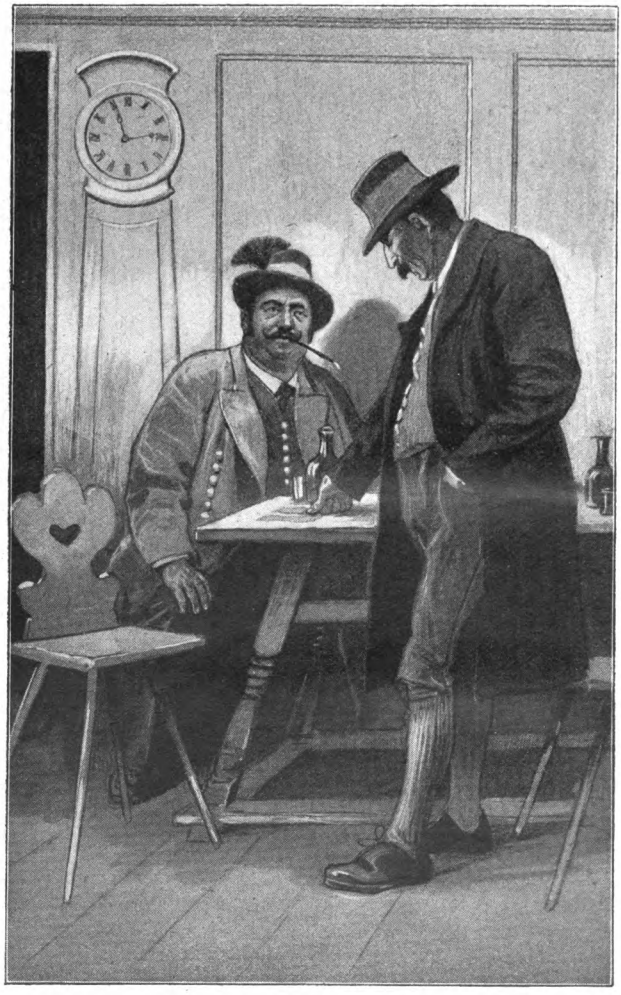
Ein Wille — ein Weg.

Roman von **Ada von Gersdorff** (Baronin Maltzahn).
Elegant geheftet 3 Mark.

Ein spannender Roman aus der Gegenwart, reich an überraschenden Wendungen und seelischen Konflikten, — die eigenartige Verlobungs- und Ehegeschichte eines Offiziers, der mit unerschütterlicher Willensfestigkeit den Widerwärtigkeiten eines freiwillig auf sich genommenen Geschickes entgegentritt und, gestählt durch eine reine tiefe Liebe, in hartem Kampfe den Sieg erringt.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Hans im Glück“ von A. Hruschka. (S. 76)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten ⁊ sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Neunter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Zu feig! Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) . 7

Hans im Glück. Erzählung von A. Hruschka 60
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Allerlei Bühnengeräusche. Ein Blick in die Geheimnisse der Kulissenwelt. Von Loth. Brenkendorf 88
Mit 9 Illustrationen.

Ein altes Mädchen. Novelle von A. Noël 102

Auf den Balearen und Pityusen. Eine Inselfahrt. Von K. Wilberg 148
Mit 11 Illustrationen.

Ein Walzer. Eine Feldzugserinnerung. Von Emma Haushofer-Merk 164

Wunder der Natur, enthüllt durch das Mikroskop. Naturwissenschaftliche Betrachtung von Professor E. Koller 177
Mit 21 Illustrationen.

Jung-Venedig. Bilder aus der Lagunenstadt. Von Th. Seelmann 192
Mit 7 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Der Vatermörder 209

Neue Erfindungen:

I. Patenthosenknopf „Tari“ 213
Mit Illustration.

II. Zusammenlegbarer Sportkinderwagen 214
Mit 2 Illustrationen.

Seite

Sich selbst verkauft 215
Den seltsamsten Tierkampf 218
Kultursünden 219
Die Vollendung des Simplontunnels 221
mit 2 Illustrationen.
Bedenkliche Etikette 226
Entdeckte Pferdetalente 226
Zu allseitiger Zufriedenheit 228
Anmutige Damenzigaretten 229
Das Urbild des Brummkreisels 230
mit Illustration.
Gefährliches Pflaster 232
Gouvernantengehälter 233
Wie viel Wasser enthält eine Wolke? 235
Schuh und Stiefel im Aberglauben 236
Was in Frankreich eine Stunde „Regierung“ kostet . 238
Gleiches mit Gleichem 239
Der Ursprung des Titels „Leibarzt“ 239
Abschlagszahlung 240

Zu feig!

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fanni stand auf und schien willens, das Zimmer zu verlassen; aber Rudolf trat mit gebieterisch erhobenem Arm zwischen sie und die Tür. „Du bleibst — denn es muß noch heute abend klar werden zwischen uns. Es darf nichts Verstecktes und Unausgesprochenes zurückbleiben, wenn wir nicht beide namenlos elend werden sollen. Ich denke nicht daran, dich zu beschimpfen, denn deine Schmach würde zehnfach auch die meinige sein. Aber ich will Gewißheit haben, und ich denke, daß mir ein Recht zusteht, sie zu verlangen. Wenn dein Gewissen rein ist, warum sträubst du dich dann, das Wort auszusprechen, das all dieser Qual ein Ende macht. — Hast du vor mir einen anderen geliebt, Fanni? Und hast du einem anderen Rechte über dich gegeben?“

Sie sah, daß es kein Entrinnen und kein Ausweichen gab. Es befreite sie nicht von dem peinigenden Zwange einer unzweideutigen Antwort, daß sie die Beleidigte spielte und sich hinter den Schutzwall trotzigen Gekränktseins zurückzog. Für eine kurze Zeitspanne noch schwankte

sie, dann — nachdem sie einen letzten raschen Blick auf sein gramvoll finsteres Gesicht geworfen — war ihr Entschluß gefaßt.

Sie mußte Ruhe haben um jeden Preis, und dieser durch einen bloßen Argwohn von den Qualen der Eifersucht bis zum Wahnsinn gefolterte Mann war nicht mit halben und ausweichenden Erklärungen zu beschwichtigen. Darum hieß sie die mahnende Stimme in ihrem Innern schweigen, und indem sie die stolzeste Haltung annahm, sagte sie kurz: „Nein!"

„Du schwörst es, Fanni?"

„Stehe ich in deinen Augen so tief, daß mein Wort dir nicht genügt? Wenn du mich für eine Lügnerin hältst, könnte dann mein Schwur einen Wert für dich haben?"

Ein paar Sekunden lang versuchte er, in ihrem Gesicht zu lesen. Aber er sah nichts als ihre bestrickende, hinreißende, sinnverwirrende Schönheit, und plötzlich stürzte er auf sie zu, um sie leidenschaftlich wild in seine Arme zu reißen und unter stammelnden Worten heißer Zärtlichkeit ihr Haar, ihre Augen und ihre Lippen zu küssen.

Sie ließ den Sturm über sich ergehen, mit geschlossenen Lidern und schlaff herabhängenden Armen, ohne ein Glied zu rühren, und ohne daß ihr Mund den Druck des seinen zurückgegeben hätte.

Nicht umsonst wollte sie die Pein dieser Stunde erduldet haben. Keine Anwandlung törichter Schwäche sollte sie um die Frucht des bezahlten Sieges bringen, den sie jetzt über ihren Gatten davongetragen. Bis zu dem Augenblick, da er endlich von ihr abließ, blieb ihr Gesicht unbeweglich und marmorkalt.

„Ja, ich glaube dir auch ohne Schwur," sagte der Baumeister, „und ich werde dich nie mehr mit einem

Zweifel kränken. Nun aber, da es zwischen uns nichts Heimliches mehr gibt — nichts, das du mir aus Furcht vor einer Mißdeutung verbergen müßtest, nun mußt du mir mehr aus deinem Leben erzählen. Komm, setze dich zu mir, und laß uns wie zwei verliebte Leute miteinander plaudern."

Fanni rührte sich nicht, und als er sich ihrer Hand bemächtigen wollte, zog sie sie kopfschüttelnd zurück. Es kostete sie wenig Überwindung, die Widerstrebende zu spielen, denn jenes Gefühl des Widerwillens, das vorhin so heiß in ihr emporgestiegen war, beherrschte sie noch immer.

„Nicht jetzt, Rudolf! Du mußt schon verzeihen, wenn ich mich nicht so schnell in den alten Ton zurückfinden kann, nachdem ich dich eben von einer ganz neuen Seite kennen gelernt habe. Laß uns, statt von mir, lieber von meiner Schwester reden, über die ich dir wohl vor allem eine Aufklärung schuldig bin."

An diese Schwester, deren Erscheinen den Anlaß zu der ersten stürmischen Szene ihrer jungen Ehe gegeben, hatte er schon gar nicht mehr gedacht, und die Erinnerung an sie fiel wie ein Schatten in die wiedergewonnene Heiterkeit seiner Seele.

„Ja — deine Schwester —!" wiederholte er. „Ist sie vielleicht auch Schauspielerin?"

„Eva war zur Zeit unserer Verheiratung als Sängerin bei einer Operettengesellschaft engagiert. Wo sie seither tätig gewesen ist, weiß ich nicht, denn ich habe in diesem letzten Jahre nichts mehr von ihr gehört."

„Eine Operettensängerin?" fragte er sichtlich betroffen. „Dafür hätte ich sie allerdings nicht gehalten. Wie in aller Welt konnte sie so tief — ich meine, wodurch wurde sie in eine solche Laufbahn gedrängt?"

„Durch ihr Talent — würde ich sagen, wenn es

nicht ein Sohn dieser Stadt wäre, der mich fragt. In deinen Augen aber wird es ihr eher als Rechtfertigung dienen, wenn ich sage: durch die Not. Die eine Erklärung kommt der Wahrheit ebenso nahe wie die andere. Wir beide, Eva und ich, denen die Mutter schon in frühester Kindheit genommen worden war, befanden uns nach dem Tode des Vaters wirklich in der bittersten Not. Ein Musiklehrer und unberühmter Komponist pflegt heutzutage keine Schätze zu sammeln, am wenigsten, wenn er, wie unser armer Vater, neben seiner Begabung auch noch das leichtherzige Temperament des echten Künstlers besitzt. Als wir ihn begraben hatten, blieb uns nichts als unsere Jugend, das bißchen Musik, das wir von ihm gelernt hatten, und die schwärmerische Begeisterung für die Kunst, die er uns als ein Erbteil von vielleicht zweifelhaftem Werte hinterlassen. Was hätten wir mit alledem anders anfangen sollen, als zum Theater zu gehen? Wir wenigstens und die, bei denen wir uns Rat holen konnten, sahen damals keinen anderen Weg."

„Es müssen sonderbare Ratgeber gewesen sein, die es vor ihrem Gewissen verantworten konnten, euch in solchem Vorhaben zu bestärken. Aber wenn du, wie du vorhin sagtest, zwei Jahre beim Theater warst, muß deine Schwester damals noch fast ein Kind gewesen sein, denn sie ist doch jünger als du?"

„Ja. Sie ist jetzt neunzehn Jahre alt, und sie zählte kaum siebzehn, als sie zum ersten Male in einer kleinen Soubrettenrolle auftrat. Ein Freund unseres Vaters hatte notdürftig ihre Bühnenausbildung vollendet. Eva hätte wohl Stimme und Talent genug für die große Oper gehabt, aber es hätte dazu eines jahrelangen Studiums bedurft, und ich war nicht in der Lage, die Kosten ihres Unterhalts und ihrer Ausbildung so lange

zu bestreiten. Ging es uns doch schon während jener wenigen Monate erbärmlich genug. Ich hatte zwar gleich ein Engagement gefunden, aber meine Gage war so gering, daß sie kaum für die Lebensbedürfnisse eines einzelnen Menschen ausreichte. Mit Grauen nur kann ich an jene Zeit zurückdenken, und es war für meine Schwester wie für mich eine wahre Erlösung, als sie endlich ein Unterkommen fand und mich von der fast unerträglich gewordenen Last befreite."

„Und jetzt? Woher kommt sie jetzt? Ist sie denn bis zuletzt in ihrem Beruf tätig gewesen?"

„Du fragst mehr, als ich beantworten kann. Ich sage dir doch, daß ich seit geraumer Zeit nichts mehr von ihr gehört hatte. Ich glaubte sie weit von hier an einer österreichischen Bühne."

„Aber sie muß dir doch irgend etwas erzählt, muß dir doch irgend eine Erklärung für ihr unerwartetes Erscheinen gegeben haben?"

„Sie war so erschöpft, daß ich es für grausam gehalten hätte, sie mit Fragen zu quälen. Allem Anschein nach ist es ihr in der letzten Zeit nicht gut ergangen. Sie würde sich sonst auch schwerlich entschlossen haben, gerade zu mir zu flüchten."

„Nun, wir werden es ja morgen erfahren. So viel aber ist sicher, daß deine Schwester ihre Bühnentätigkeit nicht fortsetzen darf. Ich kann nicht zugeben, daß der Familienname meiner Frau auf den Anschlagzetteln irgend einer Operettentruppe zu lesen sei."

„Eva hatte beim Theater ebenfalls den Namen Linda angenommen. Du brauchst also nicht zu fürchten, daß jemand so leicht meine Schwester in ihr vermutet. Wenn wir ihr verbieten wollten, in dem Berufe tätig zu sein, der sie ernährt, so müßten wir damit auch die Sorge für sie übernehmen, und ich sehe nicht

ein, weshalb du dich damit belasten solltest. Hier bei uns könnte sie ja doch nicht bleiben."

„Warum nicht? Andere Blutsverwandte, bei denen sie Schutz suchen könnte, hat sie doch wohl nicht?"

„Nein. Aber nachdem sie schon so lange auf eigenen Füßen gestanden hat, bedarf sie eines solchen Schutzes gar nicht. Ich wiederhole dir, Rudolf, hier bei uns dulde ich sie unter keinen Umständen. Ich habe die allertriftigsten Gründe dazu. Wenn sie der Hilfe und der Unterstützung bedarf, können wir sie ihr ja gewähren. Ich werde dir herzlich dankbar sein für alles, was du um meinetwillen an ihr tust, aber sie muß fort — und so bald als möglich."

Kopfschüttelnd sah der Baumeister sie an. „Wenn man dich sprechen hört, könnte man glauben, daß du für deine Schwester sehr wenig Zuneigung empfindest."

„Ich habe zur Genüge bewiesen, daß ich nicht gesonnen bin, mich meinen Verpflichtungen gegen Eva zu entziehen. Sie wird im Notfall immer auf mich zählen können, aber wir sind zu verschieden geartet, unsere Naturen harmonieren zu wenig, als daß ein Zusammenleben unter demselben Dache oder auch nur in derselben Stadt sich anders als unerfreulich gestalten könnte. Außerdem braucht hier doch niemand etwas von meiner früheren Bühnentätigkeit und von deiner Verwandtschaft mit einer Operettensängerin zu erfahren."

Dieses letzte Argument mußte wohl auch dem Baumeister als stichhaltig erscheinen, denn er nickte zustimmend. „Ich werde dich natürlich nicht zwingen, sie bei dir zu behalten. Aber vor allem müssen wir doch wohl erfahren, wie Fräulein Eva selbst darüber denkt. Es ist selbstverständlich, daß ich die nächste Verwandte meiner Frau, nachdem sie bei mir eine Zuflucht gesucht hat, nicht auf die Straße setzen werde."

„Ja, es ist müßig, heute weiter darüber zu reden. Ich bin überdies todmüde. Du hast wohl nichts dagegen, daß ich diese Nacht oben bei meiner Schwester verbringe. Ihr Zustand beunruhigt mich ein wenig, und es könnte doch sein, daß sie meines Beistandes bedarf."

Rudolf Eggers war viel zu ritterlich und rücksichtsvoll, um Einspruch zu erheben. Nur hinsichtlich der Bequemlichkeit, die sich Fanni oben in dem nur für eine Person eingerichteten Zimmer bereiten könne, hegte er einige Besorgnisse. Auch diese wußte die junge Frau mit der Erklärung zu beseitigen, daß sie sich ein hinlänglich bequemes Lager auf dem Sofa bereiten könne, und außerdem wären es bis zum Tagesanbruch ja nur wenige Stunden.

Mit einer zärtlichen Umarmung wünschte er ihr gute Nacht. Auch jetzt aber gaben ihre weichen Lippen seinen Kuß nicht zurück, und er mußte sich mit der drückenden Empfindung von ihr trennen, daß sie ihm sein kränkendes Mißtrauen noch nicht ganz verziehen habe.

Oben in dem Giebelstübchen fand Fanni ihre Schwester in demselben tiefen Schlafe, wie sie sie vorhin verlassen. Aber es hatte nicht den Anschein, als ob es ein ruhiger und erquickender Schlummer sei. Die vorhin so bleichen Wangen des jungen Mädchens waren jetzt hochgerötet, und sie warf sich häufig von einer Seite auf die andere, während ihre Lippen abgerissene, unverständliche Worte murmelten.

„Der Himmel verhüte nur, daß sie auch noch krank wird," dachte die junge Frau, und das Mitleid, das sie vorhin für eine kurze Zeit so weich und zärtlich gegen die Schwester gemacht hatte, schien jetzt völlig einer Empfindung unmutiger Unruhe gewichen. Der

Blick, mit dem sie die Schlafende betrachtete, offenbarte nichts mehr von schwesterlicher Liebe, und während sie sich auf dem schmalen Sofa ein wenig bequemes Nachtlager bereitete, waren ihre Lippen wie im Zorn zusammengepreßt.

Viertes Kapitel.

Die verwitwete Stadträtin Eggers war für ihre vierundsechzig Jahre von einer geradezu bewundernswürdigen Rüstigkeit. Wohl hatte ein in unermüdlicher Tätigkeit hingebrachtes Leben unverwischbare Spuren in ihr ehedem nicht unschönes Antlitz gezeichnet, alle jugendliche Weichheit war längst daraus verschwunden, und die harten, energischen Züge gaben ihm heute einen beinahe männlichen Charakter, aber ihr noch immer volles Haar war nur leicht ergraut, und ihre straffe, aufrechte Haltung, sowie ihre raschen Bewegungen hätten manche Vierzigjährige beschämen können. Etwas Jugendliches war auch in dem Glanz der hellgrauen Augen, sobald sie sich mit lebhafterem Interesse auf irgend einen Gegenstand richteten.

In der Regel allerdings schienen sie merkwürdig kalt und ausdruckslos. Es hatte dann fast den Anschein, als wäre ein leichter Schleier über sie gebreitet, und das gelegentliche plötzliche Aufblitzen auf ihrem Grunde war von um so überraschenderer Wirkung.

Die Dienstboten der Frau Stadträtin liebten es nicht, denn es war beinahe immer ein sicheres Anzeichen, daß ein drohendes Gewitter über ihren Köpfen heraufziehe.

Kraftvoll und energisch wie ihre äußere Erscheinung war auch die Ausdrucksweise der Stadträtin. Sie liebte es nicht, viele überflüssige Worte zu machen; aber sie nannte die Dinge stets beim rechten Namen,

und es war nicht wohl möglich, ihre Absichten mißzuverstehen. Wie sie ihr Leben lang in den vier Wänden ihres Hauses ein unumschränktes Regiment geführt hatte, so war sie auch daran gewöhnt, ihren Willen außerhalb dieses Hauses unbedingt durchzusetzen. Als eine kluge Frau hatte sie sich niemals unerreichbare Ziele gesteckt; wo es ihr aber einmal darum zu tun gewesen war, dies oder das zu erzwingen, war es ihr auch sicherlich gelungen. Man war ihr in der Verwandtschaft und Bekanntschaft vielleicht nicht mit überschwenglicher Zärtlichkeit zugetan, doch es gab ganz gewiß in ihren Gesellschaftskreisen niemand, der ihr seine Hochachtung versagt hätte, und vieles, was für andere nur mit großer Mühe durchführbar gewesen wäre, brachte das Gewicht ihrer Persönlichkeit ohne weiteres zu stande. Sie war zu einer Autorität geworden, deren Urteil niemand mehr mit Geringschätzung zu behandeln wagte. Ein Wort von ihr reichte hin, jemand für die gute Gesellschaft der Stadt unmöglich zu machen, und so bewarben sich um ihr Wohlwollen auch die, die von der Eigenart ihres Wesens mehr abgestoßen als angezogen wurden.

Weichere, zärtlichere Regungen hatten bisher wohl nur wenige an ihr wahrgenommen, und am Morgen nach der Heimkehr des langentbehrten Sohnes ließ ihr Wesen nichts von der großen Freude erkennen, die nach der endlichen Erfüllung des sehnlichen Wunsches in ihr Leben gekommen sein mußte. Seit frühester Stunde schon ging sie wie immer ihren Hausfrauenpflichten nach, und die beiden Dienstmädchen hatten, wenn überhaupt von einer merkbaren Veränderung ihrer Herrin die Rede sein konnte, viel eher die Empfindung, daß sie heute einen noch schärferen Blick und einen noch strengeren Tadel für jede kleine Unterlassungssünde hatte als sonst.

Es war noch nicht acht Uhr, als die Glocke am Hause der Stadträtin gezogen wurde, und als eines der Mädchen meldete, daß der Herr Baumeister Eggers da sei und nach dem Herrn Doktor frage.

„Mein Sohn ist noch nicht auf," beschied die Stadträtin, „aber ich lasse den Baumeister bitten, heraufzukommen."

Wenige Augenblicke später trat dieser ein, sichtlich aufgeregt und mit einer Verlegenheit in Haltung und Aussehen, die dem forschenden Auge der alten Dame nicht entging.

„Ich bitte um Entschuldigung, liebe Tante, wenn ich dich zu so unpassender Stunde störe. Es verlangt mich, Helmut zu begrüßen, und dann hätte ich auch ein kleines Anliegen an ihn. Er ist doch glücklich angekommen?"

„Gewiß! Was hätte ihm auf der Reise denn auch zustoßen sollen? Aber er hatte mir viel zu erzählen, und es war wohl zwei Uhr geworden, als er in sein Zimmer hinaufging. Darum wollte ich ihn nicht so früh wecken. Dein Anliegen, wie du es nennst, ist ja hoffentlich nicht so dringlicher Natur?"

Der Baumeister wurde sichtlich immer verlegener und bemühte sich, dem unbequem forschenden Blick der Stadträtin auszuweichen. „Eigentlich ist es recht eilig, liebe Tante," sagte er zögernd. „Ich wollte Helmut nämlich um eine ärztliche Hilfeleistung bitten, sofern man ihm dergleichen schon in den ersten Stunden seines Hierseins zumuten darf."

„Ein Arzt muß immer bereit sein, seine Pflicht zu tun. Aber ich bin allerdings ein wenig erstaunt. Ist denn in deinem Hause jemand erkrankt?"

„Leider — ja! Ich bin sogar ernstlich beunruhigt."

„Doch nicht deine Frau?"

„Nein, nein, Fanni ist Gott sei Dank ganz wohl, aber eine junge Dame ihrer Verwandtschaft, die uns durch ihren Besuch überrascht hat — doch ich erzähle dir das später ausführlicher, liebe Tante! Wenn du dich jetzt vielleicht entschließen könntest, Helmut zu benachrichtigen —"

„Ich werde es selbstverständlich gern tun, aber wäre es nicht richtiger, wenn du den Sanitätsrat konsultiertest? Daß Helmut sich hier eine Praxis gründen will, darf meines Erachtens für dich kein Anlaß sein, dem alten erprobten Hausarzt einfach den Stuhl vor die Tür zu setzen. Ich möchte nicht, daß Helmut hier in den Ruf eines rücksichtslosen Eindringlings käme und vielleicht von vornherein in ein schiefes Verhältnis zu seinen Kollegen geriete."

„Ich verstehe diesen Wunsch sehr wohl, liebe Tante, aber es handelt sich hier um einen ganz besonderen Ausnahmefall. Ich habe triftige Gründe, diesmal den ärztlichen Beistand Helmuts demjenigen des Sanitätsrats vorzuziehen."

Sie verließ das Zimmer, und sie hatte nicht erst nötig, den Sohn zu wecken, da er ihr in der Tür seines Schlafzimmers fertig angekleidet entgegentrat.

„Guten Morgen, liebste Mutter!" begrüßte er sie heiter. „Es wird dir Vergnügen machen, zu hören, daß ich in dieser ersten Nacht unter dem Dache des Vaterhauses nur die angenehmsten Dinge geträumt habe."

„Mögen sie alle in Erfüllung gehen, Helmut! Vielleicht ist es auch von guter Vorbedeutung, daß man schon in der Frühe des ersten Tages deinen ärztlichen Beistand sucht. Rudolf Eggers ist gekommen, um dich zu einer Patientin in seinem Hause zu holen. Du brauchst nicht zu erschrecken, denn es handelt sich nicht

um seine Frau, sondern nur um eine von Fannis Verwandten, die zum Besuch bei ihnen ist."

„Jedenfalls soll es mich freuen, wenn ich ihm von Nutzen sein kann. Von allen Menschen hier in dem alten Nest ist mir Rudolf doch der liebste — mein Mütterchen natürlich ausgenommen — und ich bin schrecklich neugierig, zu sehen, was seine späte Heirat aus ihm gemacht hat."

Er folgte der Stadträtin eiligen Schrittes in das Wohnzimmer, wo der Baumeister seiner wartete, und mit ausgestreckten Händen ging er auf ihn zu.

„Grüß Gott, mein lieber Alter! Du siehst ja prächtig aus. Es scheint doch, daß eine glückliche Ehe das beste Konservierungsmittel von der Welt ist."

„Was das Aussehen betrifft, könnte ich dir wohl das Kompliment mit noch größerem Recht zurückgeben. Wahrhaftig, du bist ein ganzer Mann geworden, Helmut!"

Es war der Ausdruck seiner ehrlichen Überzeugung, denn er war aufrichtig überrascht von der Veränderung, die seit ihrer letzten Begegnung mit seinem jungen Verwandten vorgegangen war. Er schien ihm größer und breiter, als er ihn in der Erinnerung hatte, und sein ehedem etwas zu weiches Gesicht hatte feste, männliche Züge angenommen, die seiner edlen, fast klassisch regelmäßigen Form nicht im mindesten Eintrag taten. Ein fröhlicher Lebensmut und helle Lebensfreude leuchteten ihm aus den Augen; um die von einem weichen Schnurrbärtchen beschatteten Lippen aber schienen allerlei schalkhafte Geister ihr Wesen zu treiben. Er war ein schöner Mann von einer Art, die nicht nur den Frauen wohlgefällt, sondern die um ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit willen auch vor den strengeren und nicht ganz unparteiischen Augen der Männer Gnade zu finden pflegt.

Sie waren einander immer herzlich zugetan gewesen, und die lange Trennung hatte nicht erkältend auf ihre Empfindungen eingewirkt. Das fühlten sie beide mit freudiger Genugtuung schon in der ersten Minute des Wiedersehens. Viele Worte brauchten sie nicht darüber zu machen; ein warmer Händedruck sagte ihnen genug, und Helmut vergaß überdies nicht, was seine Mutter ihm über den Zweck von Rudolf Eggers' frühem Besuch gesagt hatte.

„Du hast eine Patientin im Haus — da ist es wohl am besten, wenn wir gleich aufbrechen. Unterwegs kann ich dir ja Rede stehen auf alles, was du etwa zu hören begehrst."

Der Baumeister verabschiedete sich von der Stadträtin, deren kalte, forschende Augen ihm heute merkwürdig unbequem waren. Er hatte die Empfindung, daß sie noch irgend eine Mitteilung über die Person der Kranken erwartet hatte und daß sie über ihr Ausbleiben ein wenig pikiert war, denn sie entließ ihn kühler als sonst. Mit lebhaftem Unbehagen dachte er daran, wie er seine heutige Schweigsamkeit später vor ihr entschuldigen sollte, denn daß sie wenigstens einen Teil der Wahrheit erfuhr, war unter den obwaltenden Umständen ja unvermeidlich. Und so sehr hatte er sich in den Respekt vor ihrer Autorität eingelebt, daß er sich bedrückt fühlte wie ein Schulknabe, der eine Heimlichkeit auf dem Gewissen hat.

Dem Freunde wenigstens aber mußte er sogleich reinen Wein einschenken; das war schon durch die Situation geboten.

Darum hob er nach einem kleinen Räuspern an: „Ich bin vorhin nicht ganz aufrichtig gegen deine Mutter gewesen, lieber Helmut. Ich sprach ihr nur von einer Verwandten meiner Frau, die in unserem

Hause erkrankt sei, aber ich sagte ihr nicht, daß es sich um Fannis Schwester handle."

Der junge Arzt schien nicht zu begreifen, weshalb Rudolf diesen Umstand mit solcher Feierlichkeit betonte. „Hattest du denn Veranlassung, ein großes Staatsgeheimnis daraus zu machen?" fragte er scherzend. „Es ist doch wohl kein Verbrechen, eine Schwägerin zu haben."

„Gewiß nicht! Aber es ist in den Augen deiner Mutter sicherlich ein Unrecht, ihre Existenz zu verschweigen, und das ist leider bisher geschehen. Niemand hier in der Stadt wußte, daß Fanni eine Schwester hat, und ich selbst erfuhr es erst am gestrigen Abend."

Nun merkte der andere doch, daß etwas Besonderes dahinter stecken müsse, und er fing an, die Sache ernsthafter zu behandeln. „Das ist allerdings merkwürdig! Da sie nun aber einmal in die Erscheinung getreten ist, wirst du die Verwandtschaft doch wohl schwerlich länger verleugnen wollen. Oder willst du, daß ich sie als ein Geheimnis bewahre?"

„Das kann ich dir natürlich nicht zumuten, und es würde auch wohl kaum durchführbar sein. Wenn sie nicht plötzlich erkrankt wäre, würde meine Schwägerin wahrscheinlich schon an einem der nächsten Tage die Stadt wieder verlassen haben, und dann hätte freilich niemand etwas von ihrer Existenz zu erfahren brauchen. Jetzt aber können wir sie nicht verstecken, und es wäre unwürdig, eine Lügenkomödie zu spielen, nur weil meine Frau die Unüberlegtheit beging, das Vorhandensein einer Schwester zu verbergen. Es ist für mich eine recht peinliche Situation, und wenn du etwas dazu tun kannst, Fannis Verhalten vor deiner Mutter zu entschuldigen, würdest du mich zu lebhaftem Dank verpflichten."

„Mit Vergnügen — wenn ich auch nicht recht einsehen kann, inwiefern es da erst einer Entschuldigung bedarf. Deine Frau und du, ihr seid meiner Mutter doch keine Rechenschaft schuldig über das, was ihr mitzuteilen oder zu verschweigen für gut findet."

Mit einiger Verwunderung sah der Baumeister seinen Begleiter von der Seite an. Die hiesigen Verhältnisse mußten dem jungen Manne in der Tat sehr fremd geworden sein, wenn er von einer Achtungsverletzung gegen die Stadträtin leichthin wie von etwas ganz Geringfügigem sprechen konnte.

„Meine Frau wird dir einiges Nähere über die Gründe ihres Verhaltens mitteilen," sagte er. „Ich muß mich leider darauf beschränken, dich ihr vorzustellen, denn eine wichtige Konferenz nötigt mich, euch sogleich zu verlassen. Ich hätte eigentlich schon vor einer halben Stunde an dem verabredeten Orte sein sollen, und die Unpünktlichkeit ist mir peinlich genug."

„Ich weiß, du warst in dieser Hinsicht immer etwas Pedant," lächelte Helmut. „Die Ehe hat dich also, wie es scheint, nicht zur Leichtfertigkeit erzogen."

„Das ist wohl auch nicht ihr Zweck, und man schreibt ihr, soviel ich weiß, in der Regel die gegenteilige Wirkung zu."

„Nun, es gibt auch Ausnahmen, und ich für meine Person stelle es mir viel lustiger vor, wenn man sich aus lauter Verliebtheit gelegentlich mal zu einer kleinen Leichtfertigkeit verleiten ließ. Übrigens — ich habe dich noch gar nicht gefragt, von was für einer Krankheit deine Schwägerin befallen worden ist. Vielleicht wäre es zweckmäßig, gleich etwas aus der Apotheke mitzunehmen."

Der Baumeister machte schon wieder ein verlegenes Gesicht.

„Es ist mir leider nicht möglich, etwas Zuverläs-siges darüber zu sagen. Das junge Mädchen kam gestern in später Nachtstunde bei uns an, und ich vermute, daß sie sich auf der Reise eine Erkältung oder dergleichen zugezogen hat. Ich selbst habe bei ihrer Ankunft nur wenige Worte mit ihr gewechselt und sie seitdem nicht wieder gesehen. Meine Frau aber teilte mir vor einer Stunde mit, daß ihre Schwester in heftigem Fieber läge und zeitweilen sogar wirre Reden führe. Das muß doch nicht unter allen Umständen etwas Ernst-liches bedeuten — nicht wahr?"

„Keineswegs. Es kann ein gewöhnliches Schnupfen-fieber sein. Aber wir wollen uns doch lieber ein bißchen beeilen."

Es war unverkennbar, daß die so ängstlich ver-leugnete Schwägerin des Baumeisters ihn lebhaft zu interessieren begann. Er hatte aus den Briefen seiner Mutter über die junge Frau Fanni Eggers schon so manches erfahren, das ihn auf ihre persönliche Be-kanntschaft neugierig gemacht hatte. Er hatte aus den nicht gerade wohlwollenden Bemerkungen der Stadt-rätin den Schluß gezogen, daß die Gattin seines Vetters eine nicht gewöhnliche Frau sei. Wenn sie sich ent-schlossen hatte, ihre Schwester vor der zärtlichen Ver-wandtschaft zu verleugnen, so hatte es mit dieser jungen Dame jedenfalls eine eigene Bewandtnis, und es gab dahinter vielleicht einen pikanten kleinen Roman, der in die gefürchtete Langeweile des ihm bevorstehenden Kleinstadtlebens von vornherein eine willkommene Unter-haltung brachte.

Rudolf Eggers führte den Arzt zunächst in das Wohnzimmer und gab dem Mädchen, das ihnen geöffnet hatte, den Auftrag, seine Frau zu benachrichtigen. Eine Minute später trat Fanni ein. Sie trug einen hell-

farbigen, spitzenbesetzten Schlafrock mit langer Schleppe, der gürtellos in weichen Falten an ihrer prächtigen Gestalt niederfiel. Überrascht blickte Helmut auf die schöne, jugendliche Erscheinung. So liebreizend und bestechend hatte er sich die Frau seines Vetters doch nicht vorgestellt.

„Sie sieht gut aus," hatte ihm die Stadträtin einmal geschrieben, „aber ich vermute, daß nicht alles eine strenge Prüfung auf Echtheit vertragen würde."

Das war entschieden Verleumdung gewesen, denn an diesem Morgen hatte Frau Fanni sicherlich nicht das geringste getan, um ihre natürlichen Vorzüge durch künstliche Nachhilfe in ein helleres Licht zu setzen. Man sah es ihr vielmehr an, daß sie in der Aufregung, die ein plötzlicher Krankheitsfall im Hause hervorzurufen pflegt, ihrem Äußeren wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Die üppige Fülle ihres seidig glänzenden Haares war nur lose aufgesteckt, so daß sich hie und da eine widerspenstige Strähne gelöst hatte, und der reine Teint ihres blassen Gesichts hatte offenbar keinerlei Nachhilfe durch Schminke oder Puder erfahren. Helmut fand, daß sie eine der schönsten Frauen sei, die er je gesehen, und die Bewunderung mochte sich wohl ziemlich deutlich auf seinem Gesichte spiegeln, da es für einen Moment wie der Schatten eines geschmeichelten Lächelns um ihre vollen Lippen spielte, während sie ihm die Hand zum Gruße reichte.

„Mein Mann hat mir schon viel Gutes von Ihnen erzählt, Herr Doktor," sagte sie, nachdem Rudolf ihr den Vetter mit einigen Worten vorgestellt hatte. „Es tut mir sehr leid, Ihnen bei Ihrem Eintritt in unser Haus keinen fröhlicheren Willkomm bieten zu können."

„Wir werden das hoffentlich bald nachholen, verehrte Frau Cousine," erwiderte er galant, mit seinen

Lippen flüchtig die weiche, kühle Haut ihrer Rechten berührend. „Es soll jedenfalls mein Bestreben sein, den guten Eindruck zu rechtfertigen, den Sie aus Rudolfs wohlwollender Schilderung von meiner unbedeutenden Person empfangen haben."

Während er sprach, ruhten Frau Fannis große Augen aufmerksam und wie prüfend auf ihm. Vielleicht war ihre Überraschung bei seinem Anblick noch größer gewesen als die seine. Daß ein Angehöriger der Familie Eggers von so ritterlicher, elastischer Gestalt, von so weltmännischer Haltung, von so liebenswürdig offenem, freimütigem Gesichtsausdruck sein könne, war ihr wohl ganz undenkbar erschienen. In keinem Zuge glich er den in der Enge ihres Wirkungskreises und in dem Bewußtsein ihrer kleinbürgerlichen Tüchtigkeit plump und schwerfällig gewordenen Männern, die den Umgang und die Freundschaft ihres Gatten ausmachten. Er wirkte auf sie wie eine blendende Erscheinung aus der schönen Welt, die sie mit ihrer Verheiratung für immer hinter sich gelassen. Es ging wie eine unwiderstehliche magische Gewalt von ihm aus, und in demselben Augenblick, da sie mit geheimem Erschauern die leichte Berührung seiner Lippen auf ihrer Haut fühlte, war es ihr zur Gewißheit geworden, daß mit dem Eintritt dieses Mannes in ihr Leben eine neue Phase desselben beginnen werde.

Der Baumeister hatte es augenscheinlich sehr eilig und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, da er sich zu seiner Konferenz begeben konnte.

„Ich werde natürlich mein möglichstes tun, diese Verhandlung abzukürzen und schleunigst zurückzukehren," sagte er entschuldigend. „Hoffentlich finde ich dich dann noch vor, lieber Helmut, und darf Beruhigendes von dir hören." Er sah die Augen seiner Frau mit fragen-

dem Ausdruck auf sich gerichtet, und er verstand den Sinn dieser stummen Frage. Hastig fügte er hinzu: „Ich habe Helmut natürlich gesagt, wer unsere Patientin ist. Die näheren Erklärungen aber wirst du selbst ihm geben müssen, liebes Kind. Ich habe auf unserem kurzen Wege keine Zeit mehr dazu gefunden."

Sichtlich froh, die unangenehme Aufgabe auf die Schultern seiner Gattin abgewälzt zu haben, drückte er dem Vetter die Hand und verließ das Zimmer.

Ein Schatten des Unwillens war über Fannis schönes Gesicht geglitten. Nichts war ihr an einem Manne mehr verhaßt als Feigheit, und daß es die Furcht vor diesem engherzigen Kleinstadtgeiste war, die sich in dem Benehmen ihres Gatten offenbarte, machte ihr sein zaghaftes Ausweichen doppelt verächtlich.

„Darf ich Sie bitten, Herr Doktor," wandte sie sich mit einer entschlossenen Bewegung an Helmut. „Ich fürchte nur zu sehr, daß es hohe Zeit ist, etwas für meine arme Schwester zu tun."

Sie ging ihm voran in das obere Stockwerk hinauf, und Helmut Eggers beobachtete mit aufrichtigem Entzücken die anmutigen Bewegungen der schönen Glieder, die sich unter dem weichen Stoff des leichten Gewandes abzeichneten. Als er dann aber die Schwelle des Krankenzimmers überschritt, dessen Tür Fanni vor ihm geöffnet hatte, war er nur noch der seiner ernsten Pflichten und seiner schweren Verantwortlichkeit bewußte Arzt.

Unter der kühlenden Kompresse, die man ihr über Augen und Stirn gelegt hatte, konnte er von dem schmalen Gesicht der Patientin, das in der Umrahmung des aufgelösten welligen Haars auf den Kissen ruhte, zunächst nicht viel mehr sehen als das feine, zartgeformte Näschen und den kleinen, schmerzlich verzogenen Mund. Noch ganz erfüllt von dem fast über-

wältigenden Eindruck, den die Schönheit der jungen Frau auf ihn gemacht, hatte er die Empfindung, daß ihre Schwester äußerlich recht unbedeutend sein müsse. Die feingliederige Mädchengestalt unter der seidenen Decke erschien ihm wie die eines eben erst jungfräulich erblühenden Kindes, und nur die schmalen, weißen Hände, die so erbarmungswürdig matt und hilflos auf der Hülle lagen, fielen ihm durch ihre edlen und vornehmen Formen auf.

Er nahm den zierlichen Mädchenarm zwischen seine Finger und erschrak, als er den wild hastenden Pulsschlag fühlte. Hier galt es doch wohl, gegen einen ernsthafteren Feind zu kämpfen, als es ein einfaches Schnupfenfieber gewesen wäre. Behutsam schob er die Kompresse zurück und forschte in dem marmorweißen Gesicht nach irgendwelchen Anzeichen, die ihm vielleicht ohne weitere Untersuchung eine Diagnose gestattet hätten.

„Die Kranke ist ohne Bewußtsein," sagte er nach einer kleinen Weile. „Befindet sie sich schon lange in diesem Zustande?"

„Sie kam gestern abend sichtlich angegriffen hier an, aber sie erklärte auf meine Frage, daß sie sich nur ermüdet, nicht krank fühle. In der Nacht führte sie dann allerlei wirre Reden, aber ich hielt das nur für den Ausdruck unruhigen Schlummers und lebhafter Träume. Am Morgen war sie dann auch bei ganz klarer Besinnung, aber so erschöpft, daß ich nur wenige Worte mit ihr gesprochen habe. Später jedoch, als ich wieder nach ihr sah, fand ich sie so wie jetzt. Halten Sie ihren Zustand für eine ernstliche Krankheit?"

„Ich habe noch kein bestimmtes Urteil, aber ich meine freilich, daß wir den Fall nicht gar zu leicht werden nehmen dürfen."

Er hatte noch etwas weiteres sagen wollen, aber

in diesem Augenblick begann sich die Patientin zu regen. Unruhig warf sie sich von einer Seite auf die andere, und der gespannte Ausdruck ihrer Gesichtszüge ließ erkennen, daß irgend etwas sie beängstigte.

„Um Gottes willen, Frau Reimann, schließen Sie mir schnell das Kleid!“ kam es hastig und mit der eigentümlichen Tonlosigkeit des Fieberdeliriums von ihren Lippen. „Mein Stichwort ist ja schon gefallen, und ich komme zu spät auf die Bühne.“

Es konnte Fanni nicht entgehen, daß eine lebhafte Überraschung sich auf dem Antlitz des jungen Arztes spiegelte, aber sie preßte die Lippen zusammen und schwieg. Wenn das Verhängnis nicht aufzuhalten war, mochte es seinen Gang nehmen. Sie war darauf gefaßt gewesen, als sie ihn hierher führte, denn alle die wirren Äußerungen ihrer Schwester hatten sich bisher einzig auf ihren theatralischen Beruf bezogen.

Und jetzt glaubte die Bedauernswerte offenbar im Scheine der Rampenlichter auf der Bühne zu stehen, denn indem sie die Augen plötzlich voll aufschlug und mit einem unsäglich schmerzvollen Lächeln um sich sah, begann sie leise zu singen, eine allbekannte lustige Melodie aus der neuen Operette, die eben jetzt ihren Siegeszug über alle deutschen Bühnen machte.

Etwas Tiefergreifendes, ja Herzzerschneidendes war in diesem gequälten Gesange, für den es der armen, heftig arbeitenden Brust der Fiebernden an Kraft und Atem fehlte, und sie selbst schien von einer entsetzlichen Furcht gepeinigt, daß sie das Lied nicht würde zu Ende bringen können. Das gezwungene Lächeln wurde zu einer verzerrten Grimasse der Angst, und die schlanken Finger krampften sich wie die einer Verzweifelnden in die seidene Bettdecke ein.

Fanni neigte sich über ihre Schwester, und indem

sie ihr sanft das Haar aus der feuchten Stirn strich, sprach sie in gütigem, besänftigendem Ton auf sie ein: „Rege dich nicht auf, mein Liebling! Du brauchst nicht zu singen. Niemand verlangt es von dir. Du sollst jetzt ruhen und schlafen. Erkennst du mich denn nicht, liebes Herz? Du bist ja bei deiner Schwester, und du hast jetzt nichts anderes zu tun, als gesund zu werden."

Obwohl sie ihr mit großen Augen ins Gesicht sah, erkannte Eva doch offenbar die Sprechende nicht. Aber der Klang ihrer Stimme schien nichtsdestoweniger eine beschwichtigende Wirkung auf sie geübt zu haben. Sie brach mitten in ihrem Gesange ab und murmelte ein paar unverständliche Worte, um dann den Kopf auf die Seite zu drehen wie ein Kind, das sich widerstandslos in die Arme des Schlummergottes gleiten läßt.

Doktor Helmut Eggers hatte sich während der kleinen Szene ganz untätig verhalten. Nun griff er noch einmal nach dem Puls der Kranken und zählte, die Augen unverwandt auf die Zeiger seines Chronometers gerichtet, aufmerksam die Schläge.

Dann stand er auf, und indem er sein Rezeptbuch aus der Tasche zog, winkte er Fanni mit den Augen, ihm nach der anderen Seite des Zimmers hin zu folgen.

„Ich werde etwas Beruhigendes aufschreiben. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Schwester voraussichtlich längere Zeit an das Bett gefesselt sein wird, und daß ihre Pflege namentlich in der ersten Zeit sehr große Anforderungen an die Wärterin stellen dürfte. Sie werden das schwerlich allein auf sich nehmen können."

Seine ernste Miene erfüllte Fanni mit Schrecken. „Ich muß darüber noch mit Ihnen sprechen, Herr Doktor. Glauben Sie, daß ich Eva für kurze Zeit der Obhut meines Mädchens überlassen kann? Es ist eine

sehr vernünftige und erfahrene Person, der man wohl Vertrauen schenken darf."

Er fand nichts Bedenkliches darin, und fünf Minuten später stand er der jungen Frau wieder unten im Wohnzimmer gegenüber. Sie war jetzt erschreckend bleich, und die Erregung spiegelte sich deutlich genug auf ihrem Gesicht.

„Meine Schwester ist schwer krank? Verhehlen Sie mir nichts. Sie wird vielleicht sterben."

„Das verhüte der Himmel, und es ist glücklicherweise bis jetzt nicht der geringste Anlaß vorhanden, etwas Derartiges zu fürchten. Volle Sicherheit über die Natur der Krankheit werde ich allerdings erst aus einer gründlichen Untersuchung gewinnen können. Aber ich möchte dieselbe aus triftigen Gründen nicht vornehmen, solange die Kranke sich in dem gegenwärtigen Erregungszustand befindet."

„Und ist es — ist es etwas Ansteckendes?"

„Wohl nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Aber wenn Sie in dieser Hinsicht ängstlich sind, so tun Sie doch vielleicht besser, Ihre Schwester dem Krankenhause zu übergeben."

Mit Entschiedenheit schüttelte Fanni den Kopf. „Davon kann nicht die Rede sein, und ich werde auch keine Pflegerin annehmen. Sie müssen mir sagen, was ich zu tun habe, und ich werde alles gewissenhaft erfüllen. Ich fürchte nicht, daß es über meine Kräfte gehen könnte."

„Das ist ein heroischer Entschluß, der Ihrer Schwesterliebe alle Ehre macht. Aber ich weiß doch nicht, ob ich Sie darin bestärken darf. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Fiebererscheinungen noch stürmischer werden, und während der nächsten acht oder zehn Tage wird die Kranke Tag und Nacht der ununterbrochenen Beaufsichtigung bedürfen."

„Ich werde mich mit dem Mädchen in die Pflege teilen, und ich werde jedenfalls alle Nachtwachen auf mich nehmen. Ich habe eine starke Natur und brauche sehr wenig Schlaf. Es ist nicht das erste Mal, daß ich eine Schwerkranke pflege."

„Da Sie so fest entschlossen sind, darf ich wohl nicht weiter widersprechen. Es wird ja, wenn die Aufgabe für Sie zu angreifend wird, auch immer noch Zeit sein, eine berufsmäßige Wärterin zu beschaffen. Der Arzt, dem Sie die weitere Behandlung Ihrer Schwester anvertrauen, wird gewiß nicht versäumen, Sie rechtzeitig auf den Eintritt dieser Notwendigkeit aufmerksam zu machen."

Er las auf ihrem Gesicht die Bestürzung, in die seine letzten Worte sie versetzt hatten.

„Ja, wollen Sie denn nicht selbst —? Mein Mann sagte mir doch, daß Sie zurückgekehrt seien, um sich dauernd hier niederzulassen."

„Das ist auch ganz richtig. Aber gerade deshalb bin ich aus Gründen der Standesehre genötigt, besondere Rücksichten auf meine hier schon seit längerer Zeit praktizierenden Kollegen zu nehmen. Sie hatten doch wohl bis jetzt einen Hausarzt?"

„Allerdings — den alten Sanitätsrat Heimerdinger. Aber er kann sich doch unmöglich darüber wundern, wenn mein Mann jetzt dem ihm näherstehenden Arzt aus der eigenen Familie den Vorzug gibt."

„Es würde mich immerhin in eine etwas peinliche Lage bringen, und so schmeichelhaft mir auch Ihr Vertrauen sein muß, möchte ich Sie doch ersuchen, sich möglichst noch heute an den Sanitätsrat zu wenden, der ja seit langem den Ruf eines durchaus tüchtigen und gewissenhaften Arztes genießt."

Ein fast zorniger Blick aus Fannis schönen Augen

traf sein Gesicht. „Aber Sie müssen doch längst bemerkt haben, Herr Doktor, daß ich meine besonderen Gründe habe, keinen anderen als Sie an das Krankenbett meiner Schwester zu lassen. Unsere Bekanntschaft ist zu kurz, als daß ich Sie bitten dürfte, mir zuliebe irgend ein Opfer zu bringen, allein was Sie für mich nicht tun würden, tun Sie doch vielleicht aus Freundschaft für meinen Mann."

„Ich würde für Rudolf mit Freuden alles tun, was in meinen Kräften steht. Aber ich begreife nicht recht — —"

„O, Sie begreifen es sehr wohl, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie es mir nicht so schwer machten, mich Ihnen zu erklären. Sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, Herr Doktor: für was halten Sie meine Schwester — ihrem Beruf nach, meine ich?"

Er lächelte etwas verlegen. „Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Eine Bühnenkünstlerin vielleicht — — —"

„Ja," bestätigte sie kurz. „Und damit wir gleich im klaren sind: eine Operettensängerin. Es ist nicht schwer, das aus ihren Fieberdelirien zu erraten. Jeder Arzt und jede Pflegerin müßten innerhalb weniger Augenblicke dahinter gekommen sein, denn sie glaubt sich ja beständig auf der Bühne und hört nicht auf, abgerissene Operettenmelodien zu singen oder ganze Szenen zu spielen. Sie werden mir antworten, daß ein Arzt zur Verschwiegenheit verpflichtet sei; ich aber sage Ihnen auf Grund meiner Erfahrung, daß jede interessante Neuigkeit, die heute zur Kenntnis des Sanitätsrats gelangt, innerhalb längstens vierundzwanzig Stunden zum Stadtgespräch geworden ist. Und eine interessante Neuigkeit wäre es doch gewiß, daß der Herr Baumeister Eggers, der Sprößling einer so

tugendſamen und ehrenfeſten Familie, unter ſeinem Dache eine Operettenſängerin beherbergt, die noch dazu ſeine Schwägerin iſt."

„Legen Sie wirklich ſo viel Gewicht auf das Gerede der Leute?"

Verächtlich verzog Fanni die Oberlippe. „Ich? O, ich würde, wenn ich ganz auf mich allein geſtellt wäre, wahrhaftig blutwenig danach fragen. Aber ich weiß, daß Rudolf geradezu in Verzweiflung geraten würde bei der Vorſtellung, daß ſeine Familienverhältniſſe in allen Kaffeekränzchen dieſer guten Stadt zum Gegenſtand hämiſcher Erörterungen gemacht werden, und ich hatte gehofft, daß Sie mir behilflich ſein würden, es ihm zu erſparen, denn nach allem, was er mir von Ihnen erzählt hat, wußte ich, daß ich Ihrer Verſchwiegenheit gewiß ſein dürfte."

„Das bedarf ſelbſtverſtändlich nicht erſt einer Verſicherung, und wenn ich Ihnen damit einen Dienſt erweiſe, ſo bitte ich Sie, auch für die weitere Behandlung Ihrer Schweſter auf mich zu zählen."

Er ſagte es ſchlicht und einfach, wie wenn er es plötzlich für etwas ganz Geringfügiges hielte, was ſie von ihm verlangte. Fanni fühlte, daß er ſie vollkommen begriffen habe, und ſie wurde zugleich ſehr wohltuend berührt von dem feinen Takt, den er dabei an den Tag legte.

Einem lebhaften Impulſe folgend, reichte ſie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen. Aber ich hatte von vornherein nicht daran gezweifelt, daß wir Bundesgenoſſen werden würden."

Nur für einen Moment hielt er die warme, lebensvolle Frauenhand in der ſeinigen. „Wir werden vor allem Bundesgenoſſen ſein im Kampfe gegen die nächſtliegende und dringende Gefahr. Die Hauptſache iſt

doch, daß Ihre Fräulein Schwester bald wieder gesund wird. Das übrige scheint mir daneben von sehr geringer Wichtigkeit. Ich gestehe Ihnen offen, daß es mir ungleich größere Freude bereitet haben würde, wenn Sie mich zum Bundesgenossen gemacht hätten im Kampfe gegen dieselben engherzigen Vorurteile, denen Sie sich jetzt beugen wollen."

„Sie meinen, es wäre besser gewesen, den Leuten die Wahrheit zu offenbaren?"

„Die Wahrheit ist meiner Ansicht nach immer das Beste und Bequemste. Das soll natürlich keine Kritik sein, denn ich kenne die vorliegenden Verhältnisse ja viel zu wenig, um mir ein Urteil zu erlauben, aber ich hatte mir nach allem, was ich von Ihnen hörte, ein Bild gemacht, zu dem diese Nachgiebigkeit gegen einen beschränkten Kleinstadtgeist nicht recht stimmen will, Sie sollten sich gegen ihn auflehnen, Frau Cousine, statt sich von ihm unterjochen zu lassen."

Der Tadel in seinen Worten tat ihr nicht weh. Sie lauschte vielmehr mit Begierde auf die Stimme, die dem trotzigen Verlangen ihres eigenen Herzens Worte gab.

„Ja, wenn ich frei wäre und ein Mann! Aber Sie selbst, Herr Doktor, sind Sie etwa hierher gekommen, um den Kampf gegen die dumpfe Beschränktheit Ihrer engeren Landsleute aufzunehmen?"

„Wenn es sein muß — gewiß! Ein frischer Luftzug kann da zuweilen Wunder wirken, und es ist immer lustiger, gegen den Strom zu schwimmen, als sich von ihm treiben zu lassen."

„Nur daß es eben kein Strom ist, den eines rüstigen Schwimmers Kraft vielleicht bezwingen könnte. Es ist ein stehender Sumpf, ein abscheulicher Morast, der sich einem wie mit hundert zähen Banden um die Glieder

legt und einen immer tiefer hinabzieht, je mehr man sich bemüht, aus ihm herauszukommen."

„Das Bild ist vielleicht nicht übel gewählt, aber ich bin doch gesonnen, es auf den Versuch ankommen zu lassen. Leicht ist mir der Entschluß, meine Tage in der teuren Vaterstadt zu beschließen, wahrhaftig nicht geworden. Aber die alte Frau, die meiner Jugend eine so treue Hüterin gewesen ist, hatte einigen Anspruch auf meine Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche, und ich sagte mir, ein rechter Kerl müsse sich überall einen Wirkungskreis nach seinem Herzen schaffen können. Das Wesentliche, Frau Cousine, ist doch wohl, daß man vor allem sich selber treu bleibt und dem, was man für recht erkannt hat. Starke Naturen müssen sich schließlich überall durchsetzen."

Fanni lächelte. „Sie sprechen sehr zuversichtlich, Herr Doktor. Auch ich habe in der ersten Zeit nach meiner Verheiratung ähnliche Gedanken gehabt, aber ich habe bald gelernt, mich zu bescheiden. Die ersten Niederlagen waren gar zu schmerzlich gewesen, und dann wußte ich doch auch eigentlich nicht, für was ich kämpfte. Wir Frauen müssen unser Ziel immer in greifbarer Nähe vor uns sehen, wenn wir etwas vollbringen sollen."

„Und Ihr Gatte? Er ist doch wahrlich unabhängig und stark genug, um sich mit einem befreienden Lachen über all diese kleinliche Engherzigkeit zu erheben, und wie ich ihn kenne, hat's ihm auch an dem nötigen persönlichen Mut nie gefehlt."

„Er würde sicherlich jeder physischen Gefahr begegnen, ohne mit den Wimpern zu zucken, aber wenn sich's um seinen sogenannten guten Namen handelt, zittert er vor der spitzen Zunge einer alten Jungfer. Begreifen Sie, daß auch mir da der Mut entsank?

Wenn man sich nur noch gleichsam als einen Teil eines anderen Wesens fühlen darf, und als der schwächere Teil obendrein, wird man bald kleinmütig und — feig."

Die Bitterkeit in ihren letzten Worten mochte ihm ein Beweis sein, daß ihr Gespräch schon weiter gegangen war, als es sich bei so kurzer Bekanntschaft ziemte. Darum brach er es mit der Erklärung ab, daß er eilen wolle, sein Rezept selbst in die Apotheke zu bringen.

„Ich werde am Nachmittag wieder vorsprechen," setzte er hinzu, „und ich hoffe, daß die Arznei bis dahin ihre beruhigende Wirkung bereits geübt hat. Sollten Sie sich durch das Befinden Ihrer Schwester inzwischen beängstigt fühlen, so bitte ich natürlich, sogleich nach mir zu schicken."

Fanni geleitete ihn zur Tür, und sie sah ihm dann, hinter der Portiere verborgen, so lange nach, bis seine schlanke Gestalt an der nächsten Straßenbiegung ihren Blicken entschwand.

Sie hatte in diesem Moment die kranke Schwester vollständig vergessen. In schweren Atemzügen hob und senkte sich ihre Brust. Sie mußte die Augen schließen, als wäre etwas schreckhaft Drohendes vor ihnen aufgestiegen, und während ein krampfhaftes Zittern sie überlief, griff sie mit beiden Händen in die Portiere, wie um da einen Halt und eine Stütze zu finden.

Sie ahnte instinktiv, daß etwas Neues, Entscheidendes in ihr Leben getreten war, und sie ahnte auch, daß es ihr nicht zum Segen gereichen könne. Noch war es ja Zeit, sich mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft dagegen zu wehren, aber dies süße Sehnen nach dem Unnennbaren war stärker als die geheimnisvolle Furcht.

Fünftes Kapitel.

Es war am Abend des neunten Tages nach seinem ersten Besuch, als Doktor Helmut Eggers der Schwester seiner Patientin mitteilen konnte, daß er die eigentliche Lebensgefahr für überwunden halte. Es war heute ein kritischer Tag gewesen, aber die Kranke hatte ihn glücklich überstanden, und sie lag jetzt, während Fanni und Helmut unten im traulich erhellten Wohnzimmer von ihr sprachen, in einem festen und ruhigen Schlummer, der nach der Versicherung des jungen Arztes als der Anfang der Genesung zu betrachten war.

Es hatte während dieser neun Tage manche Stunde gegeben, wo Helmut nahe daran gewesen war, alle Hoffnung auf die Erhaltung des jungen Lebens fahren zu lassen. Aber er hatte gegen den unbarmherzigen Würger, der seine Knochenhand begierig nach dieser lieblichen Menschenblume ausstreckte, mit allen Waffen seiner Wissenschaft einen unermüdlichen, erbitterten Kampf geführt, dem jetzt endlich der ersehnte Sieg winkte. Und Fanni war ihm eine treue Gehilfin gewesen, die beste und aufopferndste Pflegerin, der er jemals an einem Krankenbette begegnet war. Sie waren einander in dieser gemeinsamen Tätigkeit während der kurzen Zeit näher gekommen, als es unter anderen Umständen hätte der Fall sein können. Helmut hatte sich täglich zu wiederholten Malen im Hause des Baumeisters eingefunden, und er hatte einmal, als das Äußerste nahe bevorzustehen schien, sogar die ganze Nacht mit Fanni am Bett ihrer Schwester durchwacht.

Rudolf Eggers hatte gerade an jenem Tage in dringender Angelegenheit verreisen müssen. Bei einer auswärtigen Konkurrenz um den Bau eines Rathauses war ihm der erste Preis zugefallen, und man wünschte

seine Anwesenheit, um wegen der Bauausführung mit ihm zu verhandeln. Vielleicht hätte er die Abreise trotzdem noch um einige Tage hinausschieben können, aber er nahm offenbar nicht ungern die Gelegenheit wahr, seinem durch die Anwesenheit einer Schwerkranken so still und trübselig gewordenen Hause auf einige Zeit den Rücken zu kehren. Fanni und Helmut waren, da sie das Mädchen zu Bett geschickt hatten, die ganze Nacht hindurch allein miteinander gewesen. Sie hatten während der langen, träge schleichenden Stunden nicht viel gesprochen, und auch dies wenige hatte nur auf das Befinden Evas Bezug gehabt. Aber als endlich der Tag aufdämmerte, und Helmut eher eine leichte Besserung als eine Verschlimmerung in dem Zustande der Patientin feststellen konnte, hatten sie doch beide gefühlt, daß diese Stunden des gemeinsamen Sorgens und Bangens ein festeres Band zwischen ihnen gewoben hatten, als ein monatelanger Verkehr unter gewöhnlichen Umständen es hätte knüpfen können.

Nun, da das Schlimmste überstanden war, da sie erleichtert aufatmen durften, sprachen sie am Abend dieses Tages zum ersten Male in einem freieren, fast heiteren Ton miteinander.

„Wissen Sie noch immer nicht, wann Sie Ihren Gatten zurückerwarten dürfen?“ fragte Helmut, dem es offenbar schwer fiel, sich aus dem anheimelnden Behagen des von den rotverschleierten Lampen so warm durchleuchteten Zimmers loszumachen. „Er ist jetzt doch schon beinahe eine Woche fort.“

Fanni, die wieder den losen, ungegürteten Schlafrock trug, der nach Helmuts Meinung die Schönheit ihrer klassischen Gestalt am wirksamsten hervorhob, schüttelte den Kopf. „Rudolf verwöhnt mich nicht gerade mit seinen Briefen,“ sagte sie. „Ich habe ihm

täglich über Evas Befinden Bericht erstattet, er selbst aber hat mir in diesen sechs Tagen nur zweimal geschrieben, daß die Konferenzen und Verhandlungen noch immer nicht zu einem Ergebnis geführt hätten. Da werde ich mich wohl noch eine Weile in Geduld fassen müssen."

In diesem Augenblick steckte das Hausmädchen den Kopf zur Tür herein und fragte, ob sie der Frau Baumeister den Tee im Wohnzimmer auftragen dürfe.

Helmut griff nach seinem Hute, aber Frau Fanni wandte sich an ihn mit einem sehr anmutigen, etwas verlegenen Lächeln: „Wenn ich Sie vielleicht einladen dürfte, den Abendimbiß mit mir zu teilen! Ich habe Ihnen nicht ein einziges Mal Gastfreundschaft erweisen dürfen."

Er sah aus wie jemand, dem etwas sehr Erfreuliches widerfahren ist. Trotzdem zögerte er ein wenig. Ein längeres Zusammensein mit einer schönen jungen Frau zu solcher Stunde und in Abwesenheit ihres Gatten würde trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen gewiß manchem hier in der Stadt als einigermaßen unschicklich erschienen sein, und er hatte selbstverständlich nicht die Absicht, sie ins Gerede zu bringen. Aber im nächsten Moment schon verwarf er dies Bedenken als lächerlich philiströs. Es brauchte doch niemand etwas davon zu erfahren, und dann hatte er selbst ihr ja noch vor kurzem den Rat gegeben, sich über die törichte Beschränktheit in den Anschauungen ihrer Umgebung hinwegzusetzen.

„Wenn ich sicher sein kann, Ihnen nicht lästig zu fallen, nehme ich die freundliche Einladung mit Vergnügen an," erklärte er. „Weder im Hause meiner Mutter noch sonstwo im Bannkreise unserer guten Stadt wüßte ich einen traulicheren und behaglicheren Winkel,

als es in diesem Augenblick Ihr Wohnstübchen ist, Frau Cousine."

Die Aufrichtigkeit im Klang seiner Worte machte ihr unverkennbar Vergnügen. „Natürlich müssen Sie mir versprechen, ganz anspruchslos zu sein," sagte sie fröhlich, „sowohl hinsichtlich der Bewirtung als hinsichtlich der Unterhaltung, denn ein Schelm gibt mehr, als er hat. Ein Glas Tee und etwas kalte Küche — ist Ihnen das genug?"

Er beruhigte sie lächelnd, und nun ging sie selbst mit Hausfraueneifer daran, das runde Tischchen, das in der Erkernische stand, so einladend als möglich herzurichten. Der Druck, der bis heute auf ihr gelegen und ihm, wie er sich jetzt sagte, gerade die anmutigsten Seiten ihres Wesens verborgen hatte, schien mit einem Male von ihr gewichen. Dies Abendessen zu zweien war ihr unverkennbar etwas wie ein kleines Abenteuer, das allerlei schalkhafte Geister in ihrer Seele wachrief, und während sie mit jener zierlichen Grazie, die jeder ihrer Bewegungen eigentümlich war, die kleinen an und für sich so prosaischen Verrichtungen vornahm, plauderte sie leicht und liebenswürdig mit ihrem Gaste, der keinen Blick von ihrem reizenden Gesicht verwandte.

Als der Teekessel sein anheimelnd eintöniges Liedchen zu summen begann, und als Fanni das Mädchen mit der Weisung hinausgeschickt hatte, daß sie ihrer nicht weiter bedürfe, lud sie Helmut mit einem schelmischen Augenzwinkern ein, sich zu ihr an das Tischchen zu setzen.

„Nun beweisen Sie mir, daß Sie genügsam sind, Herr Doktor! Und machen Sie mir's nicht zu schwer, Sie zu unterhalten. Wenn Sie großmütig sein wollen, erzählen Sie mir etwas recht Interessantes von Ihren

Reisen. Als Schiffsarzt müssen Sie doch die wunderbarsten Dinge erlebt und gesehen haben."

„Ums Himmels willen, verlangen Sie nur das nicht!" wehrte er mit erheucheltem Entsetzen ab. „Unter den zahllosen Talenten, die mir gänzlich abgehen, steht das Talent des Erzählens obenan, und heute ist jedenfalls die Reihe an Ihnen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für ein Vergnügen es ist, Ihnen zuzuhören."

Wie in leiser Mißbilligung schüttelte sie den Kopf, und ihr lächelndes Gesicht wurde ein wenig ernster. „Nein, Sie dürfen mir keine Komplimente machen. Das ist unter Verwandten mindestens überflüssig, und mir ist wirklich, als wären wir schon von Kindesbeinen an Cousin und Cousine."

Er verstand die freundliche Zurechtweisung und nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein, um nicht zu seinem eigenen Schaden ihre holde Unbefangenheit zu zerstören. „Wohl," sagte er, „ich bin es zufrieden. Aber finden Sie nicht, liebe Cousine, daß ich dafür eigentlich zu wenig von Ihnen weiß? Und wenn ich Sie aus Gründen der Bescheidenheit nicht bitten darf, mir etwas von Ihnen selbst zu erzählen, so erzählen Sie mir etwas von Ihrer Schwester, die mir täglich neue Rätsel aufgibt, obwohl oder vielleicht gerade weil sie in ihrem gegenwärtigen Zustande gewiß nicht daran denkt, es zu tun."

Verwundert sah sie ihn an. „Eva gibt Ihnen Rätsel auf — inwiefern?"

„Wenn Sie mir nicht am ersten Tage gesagt hätten, welchem Berufe sie sich gewidmet hat, so würde ich sie seither ihrem Aussehen und ihrem Wesen nach, das ja niemals offener und unverkünstelter zu Tage treten kann als bei einer solchen Krankheit, vielleicht für eine eben aus dem Klosterpensionat entlassene junge Dame,

für eine in tiefstes Inkognito gehüllte Prinzessin oder gar für ein zartes Märchenwesen gehalten haben, nie und nimmer aber für eine Jüngerin der leichtgeschürzten Muse."

Ein etwas gezwungenes Lächeln zuckte um Frau Fannis Lippen. „Die Lage, in der Sie Eva bisher gesehen haben, war wohl nicht recht dazu angetan, Studien über ihr Wesen und ihren Charakter zu machen. Gewiß unterscheidet sie sich sehr zu ihrem Vorteil von der großen Mehrzahl ihrer Kolleginnen. Eine verkappte Prinzessin oder ein Märchenwesen aber hat wohl nur die Krankheit in Ihren Augen aus ihr gemacht."

„Sagen Sie das nicht," widersprach er lebhaft. „Man verstellt sich nicht, wenn man im Fieberdelirium liegt, und man ist nicht aufgelegt zu posieren, wenn man aus solchem Zustande vorübergehend zu dämmerndem Halbbewußtsein erwacht. Ich möchte darauf schwören, daß es nicht der unwiderstehliche Trieb des Herzens war, der aus Fräulein Eva gerade eine Operettensängerin gemacht hat."

Fanni antwortete nicht sogleich. Sie war aufgestanden und neigte sich über den Tisch, um ihm sein Glas zum zweiten Male zu füllen. Er atmete mit Entzücken den feinen Duft, der vielleicht ihren Gewändern, vielleicht aber auch ihren im Lampenlicht schimmernden Haaren entströmte. Sicherlich interessierte sie ihn in diesem Augenblick unendlich viel mehr als die, von der sie sprachen.

Er hatte fast schon vergessen, daß ihre Unterhaltung sich um Eva gedreht hatte, als die junge Frau nach einer kleinen Pause sagte: „Nein, ein Herzenstrieb war es wohl nicht. Wenn Ihnen wirklich daran gelegen ist, etwas von unserem Leben zu hören, warum sollte ich mich zieren! Das Schicksal hat Sie ja nun einmal

zu meinem Vertrauten gemacht, und wer weiß, ob wir in naher Zukunft noch einmal Gelegenheit finden werden, so ungestört zu plaudern. Aber Sie sind doch jedenfalls gewöhnt, zu rauchen. Ich kann Ihnen nichts anbieten, doch würde es mir Freude machen, wenn Sie sich von Ihrem eigenen Vorrat bedienen wollten."

Helmut hatte sein Zigarettenetui aus der Tasche gezogen, und lächelnd hielt er es ihr über den Tisch hinweg entgegen. „Darf ich bitten, liebe Cousine?"

Ohne alle Zimperlichkeit griff sie zu. „Das ist auch eines von den verbotenen Vergnügungen, und so feige bin ich geworden, daß ich es seit meiner Verheiratung nicht einmal mehr heimlich zu tun wage. Eine rauchende Frau ist für Rudolf ja von vornherein mit dem Makel der Unweiblichkeit behaftet."

Helmut hatte im Grunde bisher ganz ähnlich gedacht, aber in diesem Augenblick war er vollständig von seinem Vorurteil geheilt. Frau Fanni hatte ihm am Krankenbett ihrer Schwester vollgültige Beweise aufopferndster Weiblichkeit geliefert, und wie sie jetzt mit spitzen Fingern das zierliche Papierröllchen handhabte, wie sie mit leichtgewölbten Lippen die zarten blauen Rauchwölkchen von sich blies, glich sie in ihrer bestrickenden Anmut so wenig einem emanzipationslüsternen Mannweib, daß er seinem ernsthaften Vetter ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er pedantisch genug gewesen wäre, Anstoß daran zu nehmen.

Er weidete sich eine kleine Weile an ihrem Anblick, dann sagte er scherzend: „Gefällt Ihnen die Sorte? Ich erhalte sie von einem meiner Freunde im Orient, und Sie werden mir von nun an gestatten müssen, Sie damit zu versorgen, müßten wir auch erst eine kleine Verschwörung gegen Ihren Gatten anzetteln, um sein Vorurteil zu besiegen."

„Ach nein, das wollen wir doch lieber nicht versuchen. Es ist wirklich nicht der Mühe wert, wegen einer solchen Kleinigkeit zu kämpfen, wenn man sich in so viel wichtigeren Dingen kampflos bescheidet. — Aber Sie sollten ja etwas aus meinem und meiner Schwester Leben hören. Ich werde es kurz machen, denn es ist im Grunde gar keine lustige Geschichte."

Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, und indem sie den lichtblauen Wölkchen ihrer Zigarette nachblickte, begann sie zu erzählen.

Es war fast wörtlich dasselbe, was sie ihrem Manne am Abend von Evas unvermutetem Erscheinen gesagt hatte, aber es klang heute ganz anders wie damals. Ein Schimmer von Poesie lag über der Schilderung des an Sorgen und Nöten so reichen Lebens, das sie mit ihrer heranwachsenden Schwester geführt hatte, und hie und da zitterte es in ihrer Stimme wie heißes Sehnen nach einem unwiederbringlich verlorenen Glück.

Einmal aber sprach sie es offen aus.

„Wir waren arm und schutzlos, dem rohen Walten des Zufalles preisgegeben, und doch waren wir reich — so reich, wie ich es nie mehr in meinem Leben sein werde. Denn ich war frei! Ach, daß man dies köstliche Besitztum erst dann in seinem ganzen Werte kennen lernt, wenn man es für immer verloren hat!"

Helmut vermied es, auf ihre letzten Worte einzugehen. Gerade weil er mehr und mehr die Gewißheit gewonnen hatte, daß sie an der Seite des Baumeisters nicht glücklich sei, widerstrebte es ihm, in Rudolfs Abwesenheit dies Geständnis gewissermaßen herauszufordern. Es erschien ihm wie ein Verrat an der Freundschaft, die ihn mit seinem Vetter verband, und zum ersten Male beunruhigte ihn ein leiser Zweifel, ob er dieses Alleinsein mit dem jungen Weibe, dessen Lieb-

reiz so berauschend auf ihn wirkte, denn auch in Wahrheit vor seinem Gewissen verantworten könne. Geflissentlich suchte er das Gespräch von dem verfänglichen Thema abzulenken: „Nachdem das Schicksal Sie dann getrennt hatte, nachdem Ihre Schwester in so zarter Jugend ganz auf sich selbst gestellt war — ist Ihnen da nicht die Befürchtung gekommen, daß sie auf dem glatten Boden straucheln könnte?"

„Ich wäre nicht mehr im stande gewesen, ihre Hüterin zu machen," erwiderte Fanni mit einer fast befremdlichen Herbheit. „Und Eva wollte es auch gar nicht. Vielleicht hatte sie denselben Drang zur Unabhängigkeit wie ich."

„Und Rudolf? — Nach meiner Kenntnis seines Charakters und seiner Anschauungen setzt es mich in Erstaunen, daß auch er keinen Versuch gemacht hat, seine junge Schwägerin einer so gefährlichen Umgebung zu entziehen."

„Er konnte es nicht versuchen, da er bis zu ihrem Eintritt in unser Haus überhaupt nichts von ihrem Dasein ahnte. — Ja, sehen Sie mich nur verwundert an! Es ist buchstäblich so, wie ich Ihnen sage. Ich hatte meine Schwester vor Rudolf verleugnet. Wenn Sie wollen, können Sie sich's von ihm bestätigen lassen."

„Und warum haben Sie es getan?"

„Aus Feigheit! Ich habe es Ihnen doch schon mehrfach wiederholt, wie feig mich das Leben gemacht hat, wie erbärmlich feig! Als er um mich warb, hatte ich ihm meine theatralische Vergangenheit verschwiegen — aus Furcht, ihn zu verlieren. Denn ich liebte ihn und meinte es nicht ertragen zu können, daß er sich von mir abwandte. Wir Frauen sind ja so närrisch, wenn wir zum ersten Male verliebt sind und in dem Gegenstand unserer Anbetung die Verkörperung

aller männlichen und ritterlichen Tugend sehen. Ich wollte das Geständnis bis nach unserer Hochzeit verschieben, denn ich hegte zu seiner Großmut und zu der Höhe seiner Denkungsart das felsenfeste Vertrauen, daß es ihm ein leichtes sein würde, mir zu vergeben, sobald er mich ganz kennen gelernt habe. Wenn meine Seele offen und hüllenlos vor ihm dagelegen hatte, wenn es kein Fältchen mehr in meinem Herzen gab, das ihm verborgen geblieben wäre, dann — so meinte ich — mußte er auch wissen, daß das Leben beim Theater mir nichts angehabt hatte, daß ich rein und fleckenlos daraus hervorgegangen war, und mit lächelndem Munde, ohne jede Furcht vor einem häßlichen Verdacht, würde ich ihm dann alles beichten können. Aber ich hatte mich getäuscht. Schneller noch, als Rudolf in meiner Seele zu lesen vermochte, gewann ich Einblick in die seinige, und was ich darin fand, verschloß mir die Lippen. Der Mann, der vor einem spöttischen Wort, einem abfälligen Urteil, einem mißbilligenden Blick seiner lieben Verwandten zitterte, es war eben ein ganz anderer als der, dem ich mich hatte erschließen wollen. Diesem hier, das sah ich ein, würde ich niemals mit lächelndem Munde von meiner Bühnenlaufbahn sprechen dürfen, am ersten Tage nach der Hochzeit ebensowenig als nach dreißigjähriger Ehe, denn von einem kleinen Geiste Beweise einer hochsinnigen Denkungsart zu erwarten, wäre eine Torheit, für die ich denn doch nicht mehr naiv genug bin."

„Endlich aber hat er es doch erfahren müssen. Wie nahm er es auf?"

„Ganz so, wie ich es erwartet hatte — engherzig und kleinlich. Ich bin sicher, daß er es mir im Grunde seines Herzens nie verzeiht, und daß nur die tödliche Angst vor allem, was einem Skandal ähnlich sehen

könnte, ihn abhielt, ein hochnotpeinliches Gericht über mich zu halten."

Helmut wußte nichts zu erwidern, und ihren letzten Worten folgte deshalb ein etwas drückendes Schweigen.

Da lachte Fanni plötzlich auf mit einem hellen, klingenden Lachen, das dazu bestimmt schien, alle häßlichen Schatten zu verscheuchen. „Warum sind Sie so stumm, Herr Doktor? Habe ich mich vielleicht nun auch in Ihren Augen um alle Hochachtung gebracht? Es würde mir leid tun, aber Sie sollen um des Himmels willen nicht unaufrichtig gegen mich sein. Seien Sie versichert, daß ich stark genug bin, die Wahrheit zu ertragen."

Er neigte sich gegen sie vor, und seine Augen suchten die ihren. „Was soll ich Ihnen sagen, Frau Fanni? Sie wissen, daß mich mit Rudolf seit den Tagen unserer Kindheit die innigste Freundschaft verbindet. Alles aber, was ich Ihnen antworten könnte, würde wie eine Versündigung an dieser Freundschaft klingen."

Mit einem Lächeln reichte sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen. Das ist mir Antwort genug, und ich weiß, daß Sie nicht unwahrhaftig gegen mich sind. Aber nun lassen Sie uns nicht mehr von diesen unerquicklichen Dingen reden. Ich sagte Ihnen ja, daß nicht viel Lustiges dabei herauskommen würde, und an diesem Abend, wo mir die Sorge um Eva vom Herzen genommen ist, wäre ich so gern recht lustig gewesen. Geben Sie mir noch eine von Ihren Zigaretten, und dann müssen Sie mir etwas Übermütiges erzählen, etwas, worüber ich von Herzen lachen kann."

Er bot ihr abermals das Etui, und dann zündete er ein Streichholz an, um ihr Feuer zu geben. Die Zigarette zwischen den Lippen, beugte sie sich vor, und die kleine zuckende Flamme warf so reizvolle Lichter

über ihr schönes Gesicht, ihr Haar duftete so süß, und in ihren halbgeschlossenen Augen war ein so verführerisches Leuchten, daß er für den Moment nahe daran war, alle Überlegung zu verlieren. Sein Mund war den seidigen, schimmernden Haarfluten so nahe, und Fanni verharrte, obwohl ihre Zigarette längst brannte, so unbeweglich in ihrer verlockenden Haltung, daß er sicherlich in der nächsten Sekunde einen Kuß auf die weichen Flechten gedrückt haben würde, wenn er nicht durch etwas Unerwartetes daran verhindert worden wäre.

In ihr schwüles, gespanntes Schweigen hinein nämlich tönte plötzlich ein lautes, sonores Männerlachen, und aus der halbdunklen Tiefe des Gemaches trat Rudolfs hohe Gestalt in den Lichtkreis der Erkerlampen. Das Mädchen mußte vorhin versäumt haben, die Zimmertür hinter sich ins Schloß zu drücken, daß er so lautlos und unbemerkt hatte hereinkommen können.

Wie ertappte, schuldbewußte Sünder waren die beiden auseinandergefahren. Fanni war kreidebleich geworden, und auch Helmut fühlte an der Glut, die in seinen Wangen aufstieg, daß er die Farbe veränderte. Er schämte sich der Situation, in der er sich da hatte betreffen lassen, und seine erste Empfindung war die eines heftigen Zornes gegen sich selbst.

Er sprang auf, bereit, dem Freunde Rede zu stehen, oder, wenn es sein mußte, Fanni gegen einen Ausbruch seines leidenschaftlichen Unwillens zu verteidigen. Aber es bedurfte weder des einen noch des anderen, denn der Baumeister dachte gar nicht daran, irgendwelche Erklärungen zu verlangen. Das sonore Lachen, das den beiden wie gellendes Hohngelächter in die Ohren geklungen war, war unzweifelhaft ein ganz ehrlicher Ausdruck der Heiterkeit gewesen, die das Gelingen der beabsichtigten Überraschung in ihm erzeugt hatte.

„Das sind ja hübsche Geschichten, die da hinter meinem Rücken vorgehen!“ rief er, noch ehe eins der beiden sich zu einer Äußerung aufgerafft, in einem Tone, dessen Jovialität sogleich alle Besorgnisse verscheuchen mußte. „Meine Frau raucht Zigaretten! — Wenn du solche Großstadtsitten hier bei uns einzuführen beabsichtigst, mein lieber Helmut, wirst du es wahrhaftig schwer haben, dir das Vertrauen der Familienväter zu gewinnen.“

Fannis Zigarette war also das einzige, das ihn befremdete, und auch sie vermochte ihn nicht um seine gute Laune zu bringen. Helmuts Anwesenheit zu solcher Stunde und sein vertrauliches Alleinsein mit Fanni rief nicht die schwächste Regung des Unwillens in seinem Herzen wach. Kräftig schüttelte er dem Freunde, der ihm verlegen mit einem gezwungenen Scherzworte erwiderte, die Hand und zog dann die noch immer regungslos dastehende Fanni an sich, um sie zu küssen.

Was schon sein überlautes Lachen und die Langsamkeit, mit der die Worte über seine Lippen kamen, sie hatten vermuten lassen — in dem Augenblick, da sein weinduftender Atem ihr Gesicht streifte, wurde es ihr zur Gewißheit. Rudolf hatte getrunken, und er war, wenn auch nicht gerade berauscht, so doch jedenfalls in einem angeheiterten Zustande. Nichts in der Welt war ihr widerwärtiger als das. Sie vergaß, daß sie noch soeben vor dem Zorn ihres Mannes gezittert hatte; sie hatte nur die Empfindung, daß die verlangende Zärtlichkeit, die sie in seinen feuchten Augen glitzern sah, eine Beleidigung ihrer Frauenwürde sei, und sie fühlte sich zehnfach gedemütigt, weil ihr die Beleidigung in Helmuts Gegenwart widerfuhr.

Mit einer Bewegung, deren Heftigkeit ihm kaum einen Zweifel lassen konnte über das, was in ihr vor-

ging, entzog sie sich der Umarmung ihres Mannes und flüchtete hinter den Teetisch.

„Du mußt dich überraschend schnell zur Heimkehr entschlossen haben, Rudolf," sagte sie in einem weder freundlich noch liebenswürdig klingenden Tone. „In deinem letzten Briefe hast du mir keine Andeutung darüber gemacht."

Er war von der Zurückweisung wohl ein wenig betroffen gewesen, aber er überwand die kleine Verstimmung sehr schnell. Offenbar befand er sich in einer Laune, die durch nichts verdorben werden konnte. „Es hat sich auch erstaunlich schnell abgewickelt," erklärte er. „Nachdem die Herren der Baukommission anfänglich tausend Bedenklichkeiten hatten, wurden sie mit einem Male, da ich etwas energischer auftrat, über alle Maßen nachgiebig. Ich hatte die Sache schon halb verloren gegeben, als mir der Auftrag doch noch erteilt wurde, und zwar unter Bedingungen, die meine Erwartungen noch übertreffen. Es ist viel Ehre und noch mehr Geld bei der Sache zu gewinnen. Ich habe wahrhaftig alle Veranlassung, mit dem Erfolg meiner Reise zufrieden zu sein, und ich würde durchaus nichts dagegen einwenden, liebes Herz, wenn du zur Feier meiner Heimkehr ein paar Flaschen von dem guten alten Rheinwein oder meinetwegen auch ein paar Silberhalsige aus dem Keller holen ließest."

Frau Fanni rührte sich nicht. „Ich denke, wir versparten uns das lieber auf ein andermal," erwiderte sie mit einer Anzüglichkeit, die ihm kaum entgehen konnte.

Aber er nahm auch das von der humoristischen Seite. „Ich verstehe schon," lachte er. „Man merkt mir's an, daß ich einen kleinen Schwips mitgebracht habe. Ich will mich auch nicht aufs Leugnen verlegen.

Wir haben unterwegs im Speisewagen ein bißchen scharf gekneipt. Die angenehme Gesellschaft hat mich dazu verführt."

Er erhielt keine Antwort, und jetzt erst schien er sich zu erinnern, daß das Haus, in welches er zurückkehrte, bei seiner Abreise ja ein Haus der Trauer und der bangen Sorge gewesen war.

Er wurde plötzlich ernst und wandte sich an den jungen Arzt: „Übrigens hat es doch hoffentlich nichts Schlimmes zu bedeuten, daß ich dich noch zu so später Stunde hier vorfinde, Helmut? Es geht Eva doch nicht etwa wieder schlechter?"

Helmut war froh, daß das Gespräch sich endlich einem Gebiete zuwandte, auf dem er sich unbefangen bewegen konnte. Der Wahrheit gemäß gab er Auskunft über das Befinden seiner jungen Patientin.

Sofort hatte Rudolf seine vorige Fröhlichkeit wiedergefunden. „Nun, das lasse ich mir gefallen. Du hast Fanni und mich für alle Zukunft zu deinen Schuldnern gemacht. Aber ich wußte freilich von vornherein, daß wir keinen besseren Arzt finden würden. Natürlich ist es auch deine Meinung, daß wir sie jetzt so bald als möglich in einen Kurort oder sonstwohin schicken, wo sie sich schneller und besser erholen wird als in unserer durch ihre gesundheitlichen Vorzüge nicht gerade berühmten Stadt."

Nach allem, was er an diesem Abend erfahren hatte, hörte Helmut aus seinen Worten nichts anderes heraus als den lebhaften Wunsch, sich der unbequemen Schwägerin so schnell als möglich zu entledigen, und so stark hatte Fannis Schilderung bereits auf ihn gewirkt, daß es sich wie ein Gefühl des Widerwillens in ihm regte. „Darüber zu sprechen, wäre jetzt wohl noch zu früh," erwiderte er. „Für die nächsten Wochen wenigstens ist

an einen Wechsel des Aufenthalts unter keinen Umständen zu denken."

Der Baumeister hatte sich einen Stuhl an den Tisch gezogen, und wieder machte er den Versuch, Fannis Hand zu ergreifen. Aber auch diesmal wußte sie es zu verhindern. Die Situation wurde für Helmut nachgerade eine so peinliche, daß er es für besser hielt, sich zu entfernen.

„Willst du schon fort?" fragte Rudolf, ohne daß der Ton seiner Rede einen besonders lebhaften Wunsch offenbart hätte, den Besucher zu halten. „Hoffentlich ist es nicht meine unvermutete Ankunft, die dich verscheucht."

„Selbstverständlich nicht. Ich war bei deinem Eintritt schon auf dem Punkte, mich zu empfehlen. Herzlichen Dank für die liebenswürdige Gastfreundschaft, verehrte Frau Cousine!"

Fanni ließ es geschehen, daß er ihre Hand küßte, und sie fand sogar Gelegenheit, ihm einen Blick zuzuwerfen, für dessen heißes Flehen er keine rechte Deutung hatte.

Der Baumeister schüttelte ihm kräftig wie vorhin die Rechte. Plötzlich aber fiel ihm noch etwas ein. „Da habe ich übrigens noch eine große Neuigkeit für dich, alter Junge! Willst du wissen, wer der angenehme Gesellschafter war, von dem ich eben gesprochen? Es war dein ehemaliger Freund Egon v. Lettow."

Da, wo Fanni an dem Teetische stand, gab es in diesem Moment ein Klirren, denn der Löffel, mit dem ihre schlanken Finger mechanisch gespielt hatten, war ihr in demselben Augenblick entglitten, da ihr Mann den Namen seines neuen Bekannten genannt. Unwillkürlich blickte Helmut auf, und er sah, daß ihr eben noch marmorweißes Gesicht wie in Blut getaucht war.

Seine Erwiderung klang darum etwas zerstreut. „Von einer Freundschaft mit Herrn v. Lettow ist mir eigentlich nicht viel in der Erinnerung. Soviel ich weiß, handelt sich's nur um eine oberflächliche Bekanntschaft mit nicht allzuviel überschwenglicher Sympathie auf meiner Seite."

„Höre, mein Bester, das ist etwas undankbar. Du hättest nur hören sollen, mit welcher Wärme er von dir sprach, als sich herausgestellt hatte, daß er in mir deinen leiblichen Vetter vor sich habe. Er wird dich natürlich morgen schon aufsuchen, denn er hat die Absicht, sich längere Zeit hier aufzuhalten, und ich hoffe, daß wir ihn recht oft als Gast in unserem Hause sehen werden. Ein so eleganter, geistreicher und liebenswürdiger Kavalier wie dieser Herr v. Lettow ist bei uns eine seltene Erscheinung, und ich sehe im Geiste schon jetzt, wie viele Fallstricke unsere jungen Damen ihm legen werden."

„Nun, was mich betrifft, so würde ich auf die Ehre seines Besuches bereitwillig verzichten," sagte Helmut, der den Hut schon in der Hand hielt. „So dankbar ich ihm auch für seine freundliche Meinung bin, so wird dadurch doch nichts daran geändert, daß Herr v. Lettow nicht der Mann nach meinem Herzen ist. Ich habe für diese Sorte von aalglatten Lebemännern niemals sonderlich viel übrig gehabt."

Es schien den Baumeister ein wenig zu verdrießen, daß seine große Neuigkeit eine so laue Aufnahme gefunden hatte, aber er sagte nichts weiter, sondern nickte dem Fortgehenden nur mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen, morgen!" zu, indem er es ruhig geschehen ließ, daß Fanni ihn bis über die Schwelle des Zimmers hinausgeleitete.

Draußen im Vorzimmer legte sie mit einer un-

gestümen Bewegung ihre Hand auf Helmuts Arm, und er fühlte deutlich, wie ihre Finger bebten. „Sagen Sie mir, wo ich Sie morgen früh treffen kann," flüsterte sie. „Ich muß Sie unter allen Umständen sprechen; denn Sie sollen mir einen Dienst erweisen, einen wahren Freundschaftsdienst, von dem vielleicht meine ganze Zukunft abhängt. Aber weder hier noch bei Ihnen darf es sein. Wollen Sie mich um neun Uhr in den Parkanlagen bei der Floraſtatue erwarten?"

„Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung," erwiderte er, ohne ihr seine Betroffenheit verbergen zu können. „Aber fürchten Sie nicht, daß eine solche Verabredung —"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn hastig. „Ich fürchte gar nichts, und auch Sie brauchen sich keine Sorge zu machen. Es wird das erste und letzte Mal gewesen sein, daß ich Ihnen etwas Derartiges zugemutet habe."

Hinter ihnen im Wohnzimmer wurde ein Stuhl gerückt, und Helmut spürte nur noch einen raschen, festen Druck der kleinen Hand, die auf seinem Arm liegen geblieben war. Dann eilte Fanni in das Zimmer zu ihrem Gatten zurück, und nachdenklich trat Helmut auf die nächtlich stille Straße hinaus.

Sechstes Kapitel.

Helmut hatte bei der Heimkehr im Zimmer seiner Mutter noch Licht gesehen, und obwohl er sich wenig aufgelegt fühlte zu plaudern, war er doch ein zu aufmerksamer und rücksichtsvoller Sohn, um ohne vorherige Begrüßung der alten Dame sein Schlafgemach aufzusuchen.

Die Stadträtin hatte ihn augenscheinlich erwartet. Sie saß auf ihrem gewohnten Platz in der erleuchteten Fensternische, die Brille auf der Nasenspitze und einen

altmodischen, von der jetzigen Generation längst vergessenen Roman vor sich auf dem Tisch.

Ein ernster, prüfender, fast strenger Blick war es, den sie über die Gläser hinweg auf den Eintretenden warf. Sie veränderte ihre steife, kerzengerade Haltung auch nicht, während er ihr mit einem herzlich klingenden „Guten Abend, Mutter!“ die Hand küßte.

„Die Majorin v. Trotha hat während deiner Abwesenheit zweimal nach dir geschickt,“ sagte sie in einem Tone verhaltenen Vorwurfs. „Da es sich anscheinend um etwas sehr Dringendes handelte, habe ich sie an den Sanitätsrat verweisen müssen.“

„Ich habe den Abend in Rudolfs Hause zugebracht. Es hätte vielleicht nicht allzu fern gelegen, mich dort zu suchen.“

Das Gesicht der alten Dame wurde noch strenger. „Hat sich denn der Zustand seiner Schwägerin wieder verschlechtert, daß du genötigt warst, so lange zu bleiben?“

„Nein. Fanni lud mich zum Tee ein.“

„Obwohl ihr Mann auf Reisen war?“

„Rudolf ist heute abend zurückgekehrt.“

„Ja, vor einer halben Stunde. Ich sah ihn vorüberfahren, als er vom Bahnhof kam.“

„Du sagst das in einem Tone, als fändest du etwas Tadelnswertes in meinem Verhalten.“

„Nicht in dem deinigen vielleicht, aber ich bin allerdings altmodisch genug, das Benehmen der Frau Baumeister Eggers einigermaßen unschicklich zu finden. Es war bis jetzt hier nicht Brauch, daß junge Frauen in Abwesenheit des Gatten die Abende mit fremden Herren zubringen.“

Helmut konnte sich nicht enthalten zu lächeln. „Nimm mir's nicht übel, liebe Mutter — aber eine Frau von

der Art Fannis solltest du wahrhaftig nicht mit so kleinem Maßstabe messen."

Er war unangenehm überrascht von dem harten, fast gehässigen Ausdruck, den er das Antlitz der Matrone annehmen sah. „Du brauchst mich nicht darüber zu belehren, wie ich diese Frau zu beurteilen habe. Ich kannte sie durch und durch, als ich zum zweiten Male mit ihr gesprochen hatte. Es ist ja zu verstehen, daß Rudolf sich von ihrem bestechenden Äußeren gefangen nehmen ließ, aber daß er sie heiratete, bleibt nichtsdestoweniger die größte Torheit seines Lebens. Er wird sie eines Tages bitter bereuen."

„Du fällst da ein sehr hartes Urteil über eine Frau, die sich doch, soviel ich weiß, in ihrer Ehe bisher nichts hat zu Schulden kommen lassen."

„Wenn sie noch nicht gesündigt hat, so geschah es einfach aus dem Grunde, daß ihr bisher die Gelegenheit dazu fehlte. Aber man braucht nur ihr nervöses Gebaren zu beobachten und ihre Augen zu sehen, die so verlangend und hungrig in die Welt schauen, um zu wissen, wie es um sie bestellt ist. Wäre Rudolf mein Sohn und hätte ich seine unglückselige Heirat nicht hindern können, so würde ich es längst für meine Pflicht gehalten haben, ihn zu warnen. So aber konnte ich mich dazu nicht verpflichtet halten."

„Und ich meine, liebe Mutter, daß du sehr wohlgetan hast, es zu unterlassen. Man zerstört den Frieden einer Ehe nicht auf so ungewisse und willkürliche Vermutungen hin."

„Ich habe es bisher unterlassen," fuhr die Stadträtin, deren Oberkörper während der letzten Sekunden noch steifer und gerader geworden schien, unbeirrt fort, „weil Rudolf mir nicht so nahe steht, daß ich mich ohne Not in seine Angelegenheiten mischen müßte. Aber

wenn diese Frau sich unterfangen sollte, ihre Netze nach dir auszuwerfen, würde ich sicherlich keine Rücksicht gegen sie üben."

Helmut sprang auf. Das Blut war ihm heiß ins Gesicht geschossen. „Ich muß dich ernstlich bitten, liebe Mutter, deine Worte etwas vorsichtiger zu wählen. Ich kann unmöglich zugeben, daß du in diesem Tone von Fanni sprichst."

„Du nimmst dich ihrer ja mit sehr großer Wärme an. Daß sie einen großen Einfluß auf dich üben muß, habe ich vom ersten Tage an bemerkt, und wie ich diese Frau kenne, weiß ich, daß es nur ein verderblicher Einfluß sein kann. Wahrscheinlich hat sie dich auch schon gegen mich aufgehetzt."

Helmut mußte sich Gewalt antun, um die Rücksichten nicht außer acht zu lassen, die er seiner Mutter schuldig war. Aber was ihn in so hohem Maße aufregte, war nicht so sehr der Unwille über die lieblosen Äußerungen der Stadträtin, als die peinigende Empfindung, daß er ihr nicht mit reinem Gewissen widersprechen konnte. Fannis heutiges Benehmen, die Art, wie sie von ihrem Manne und von ihrer Ehe gesprochen hatte, und ihr zuletzt fast herausforderndes Entgegenkommen mußten ihm ja, wenn er gegen sich selbst ehrlich sein wollte, wie eine halbe Bestätigung der von seiner Mutter so unumwunden ausgesprochenen Vermutungen erscheinen.

„Ich habe nichts Derartiges bemerkt," sagte er gezwungen, „aber ich würde es nicht verwunderlich finden, wenn sie dir mit gleicher Münze vergälte, was du ihr an verwandtschaftlicher Liebe spendest. Fanni gehört ohne Zweifel zu den feinfühligen Naturen, die instinktiv erraten, wie man über sie denkt. Aber dasselbe Feingefühl würde sie auch abhalten, mich gegen irgend jemand aufzuhetzen, wie du es zu nennen beliebst."

„Vielleicht hat sie es nicht mit dürren Worten getan. Aber ist es etwa nicht ihre Schuld, daß schon in den ersten Tagen deines Hierseins ein Geheimnis zwischen uns treten mußte? Ist es pietätvoll und kindlich, daß du bisher noch keine zwanzig Worte über diese Schwester gesprochen hast, die so unvermutet auf der Bildfläche erschienen ist? Willst du leugnen, daß Frau Fanni dir geboten hat, zu schweigen?"

„Es hätte dessen nicht bedurft," erwiderte er kurz. „Ein Arzt ist schon durch die Gesetze seines Berufes zum Schweigen verpflichtet."

Die Stadträtin kniff die schmalen Lippen so fest zusammen, als müsse sie gewaltsam die heftige Entgegnung zurückhalten, die ihr auf der Zunge lag.

„Es steht natürlich in dem Belieben der Frau Baumeister, ob sie die Familie ihres Mannes beleidigen will oder nicht, und ich zweifle gar nicht, daß sie triftige Gründe für ihre Geheimniskrämerei hat. Aber du kennst jetzt meine Meinung über sie, und du darfst versichert sein, daß ich die Augen offen halten werde."

Helmut trat dicht vor die alte Dame hin. „Höre mich an, Mutter! In deinem eigenen Interesse möchte ich dich vor einer verhängnisvollen Unklugheit warnen. Wenn dir daran gelegen ist, daß wir auch weiter in herzlichem Einvernehmen leben, so hüte dich, gegen irgend einen dritten Andeutungen oder Äußerungen zu machen, wie ich sie zu meiner peinlichen Überraschung heute von dir hören mußte. Ich gestatte niemand, eine gegen Verleumdungen und Verdächtigungen schutzlose Frau durch üble Nachreden zu verunglimpfen, auch nicht meiner Mutter. Aber du wirst mich nicht in die peinliche Notwendigkeit versetzen, dir entgegentreten zu müssen — nicht wahr?"

„Ich werde tun, was ich für meine Pflicht halte,"

lautete ihre eisige Erwiderung. „So habe ich es mein Leben lang gehalten, und mein Sohn wäre doch wohl der letzte, von dem ich mich über meine Pflichten belehren ließe."

Er fühlte, daß er an der Grenze seiner Selbstbeherrschung angelangt war, und er zog es darum vor, der Auseinandersetzung ein Ende zu machen. „Es ist zwecklos, heute noch weiter darüber zu reden," sagte er, sich zum Gehen wendend. „Auch du kennst jetzt meine Meinung, liebe Mutter, und ich habe zu deinem Gerechtigkeitssinn noch immer das Vertrauen, daß du meine Wünsche als berechtigt anerkennen wirst."

Damit verließ er, ohne ihre Antwort abzuwarten und ohne den gewohnten Gutenachtgruß, das Gemach, um sich in sein Zimmer hinaufzubegeben. Aber er dachte vorerst noch nicht daran, sich niederzulegen. Die Aufregung zitterte noch zu sehr in seinen Nerven nach, als daß er hätte Ruhe finden können. Er war zornig auf seine Mutter, aber vielleicht in noch höherem Maße zornig auf sich selbst. Die harten, unverblümten Worte der Stadträtin hatten ihn die Lage, in der er sich der schönen jungen Frau gegenüber befand, in einem unbarmherzig grellen Lichte sehen lassen. Er war zu ehrlich, um sich darüber zu täuschen, und er konnte Fanni nicht von Mitschuld freisprechen, obwohl sie eigentlich noch nichts Schlimmes getan hatte. Aber er war gewiß, daß sie ihm keinen ernsthaften Widerstand entgegengesetzt hätte, wenn er sich in jenem kritischen Moment hätte hinreißen lassen. Ihre Augen hatten eine zu beredte Sprache gesprochen, und ihr ganzes Benehmen war danach angetan gewesen, ihn herauszufordern. Mit Beschämung sagte er sich, daß nur durch Rudolfs unvermutetes Erscheinen verhindert worden war, was ihn, wenn es geschehen wäre, jetzt

mit bitterſter Reue hätte erfüllen müſſen, mit um ſo tieferer, als er ſich in dieſem Augenblick vollſtändig klar darüber war, daß er die Frau ſeines Vetters nicht liebte. Ihre Schönheit, der beſtrickende Reiz ihres Weſens hatten ihn berauſcht, aber der Rauſch war in demſelben Moment verflogen, wo ſein Verſtand wieder zu Worte gekommen war. Von jener großen, alle Tiefen der Seele aufwühlenden Leidenſchaft, die wie mit Naturgewalt alle Schranken durchbricht und die ſtark genug iſt, allen Satzungen der Menſchen zum Trotz ſich ſelbſt ihre Geſetze vorzuſchreiben, fühlte er nichts. Einer bloßen Liebelei aber wollte er ſeine Mannesehre wahrlich nicht zum Opfer bringen. Ob es, wie ſeine Mutter vermutete, nur die koketten Künſte eines von dem ruhigen Einerlei gelangweilten, nach Aufregung und Zerſtreuung lüſternen Weibes waren, die ihn bis hart an den Rand des Abgrundes geführt hatten, oder ob ſich in Fannis Gebaren wider ihren Willen eine echte, tiefere Neigung verborgen hatte — für ihn durfte das eine nicht mehr bedeuten wie das andere.

Dieſer Erkenntnis gemäß wollte er handeln.

(Fortſetzung folgt.)

Hans im Glück.

Erzählung von A. Kruſchka.

Mit Illuſtrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

„Je, der Oiſelbauer!“ ſagte die Fuchswirtin und ſchlug verwundert die hageren Hände ineinander. „Wo ſchreib' ich denn das hin, daß du einmal von deinem Hof ins Wirtshaus herunterkommſt!“

Der Oiſelbauer, ein abgearbeitetes Bäuerlein in mittleren Jahren, lächelte verlegen und ſchob ſich an der Wirtin vorbei zu dem Ecktiſch, wo neben dem Fuchswirt der gräfliche Jäger, ein paar Bauern und ein paar Holzhändler ſaßen.

„Weißt, Fuchswirtin,“ gab er dann ſchmunzelnd zurück, indem er neben dem dicken Wirt Platz nahm, „das iſt nur, weil's mir ſchon ſo arg viel angetan hat um dich. Hab' dich ja ſeit Jahr und Tag nicht geſehen!“

„Geh, du! Biſt ein Feiner! Glaubſt, mit Speck fängt man die Maus — aber mich nicht, daß du's nur weißt! Wenn du einmal ins Wirtshaus gehſt, dann hat das einen anderen Grund, und was gilt die Wette — ich weiß ihn, den Grund?“

„Wär' nicht aus! Da wär' ich aber wirklich neugierig, Fuchswirtin, ob du's errateſt!“

„Sag erst, was die Wette gilt?“

„Eine Maß Wein von deinem Besten!“

„Gut. Also paß auf, Oiselbauer: Gestritten hast dich mit deiner Alten!“

Die ganze Gesellschaft bis auf die Kellnerin, welche am Schenktisch Gläser spülte, brach in Lachen aus, und am lautesten lachte der Oiselbauer selber.

„Gefehlt, Fuchswirtin! Ich und meine Alte streiten überhaupt gar nie!“

„Mir kannst du das nicht weismachen!“ gab die Wirtin pikiert zurück, und die scharfen Züge ihres hageren Gesichtes wurden noch schärfer. „Glaubst vielleicht, ich wüßt' nicht, wie's im Ehestand ist? Du bist so lang mit deiner Jula verheiratet wie ich mit dem Fuchswirt, sogar noch acht Tag länger — ich kann mich noch gut erinnern, wie wir dazumal als Brautleute auf eurer Hochzeit getanzt haben. Und ich sag' dir kurz und gut: Das gibt's gar nicht. Frag doch meinen Alten, wie oft wir gestritten haben in den zweiundzwanzig Jahren unserer Ehe!“

Der Wirt leerte sein Glas und stellte es scharf auf den Tisch zurück. „Das kann ich nimmer zählen,“ sagte er bestimmt. „Wenn man den Tag zu vierundzwanzig Stunden rechnet, wird's wohl vierundzwanzigmal am Tag gewesen sein.“

Wieder lachten alle.

„Also siehst du, Oiselbauer!“ fuhr die Wirtin fort. „Und dabei führen wir eine ganz gute Ehe. Gibt viel da herum, bei denen es ärger zugeht. Drum bind mir keinen Narren auf.“

„Gar nicht, aber gar nicht, Fuchswirtin!“ gab der Oiselbauer ernsthaft zurück und wiegte sein spärlich behaartes Haupt mit dem glattrasierten Gesicht, in dem zwei milde Blauaugen unter struppigen Brauen fast

verſchwanden, hin und her. „Mußt dich nicht ärgern, aber es iſt ſo — geſtritten haben wir uns wirklich noch gar nie, meine Alte und ich.“

„Jetzt möcht' ich aber doch wiſſen, wie ihr das angefangen habt? Gar ſo ſanft iſt ſie doch auch nicht, die Jula?“

„Kannſt ſchon recht haben. Aber ſiehſt — dafür habe ich halt meine Mittel.“

„Mittel? Was wären denn das für Mittel?“ fragte die Wirtin mißtrauiſch.

„Fürs erſte,“ erklärte der Oiſelbauer ernſthaft, „hab' ich meiner Alten dazumal vor zweiundzwanzig Jahren, wie wir von der Kirche nach Haus gegangen ſind, geſagt: „Jula,“ hab' ich geſagt, „ſtreiten mit dir, das will ich mein Lebtag nicht. Wenn dir was zuwider iſt an mir, oder mir an dir, dann reden wir's im guten aus.“ So hab' ich geſagt.“

„Genau ſo hab' ich auch geredet,“ fiel der Fuchswirt ein. „Sag ſelbſt, Stanzi, ob ich dir's nicht geſagt hab'? — Aber geholfen hat's gar nichts!“

„Kann ſein, mein lieber Fuchswirt. Bei uns aber hat es ſieben Jahre lang geholfen — genau ſo lang, bis der Nazi, unſer Bub, in die Schule gehen hat müſſen. Das war der Meinigen nicht recht. Dann ſind wir zu dem zweiten Mittel gekommen.“

„Und das iſt?“

„Ganz einfach. Wer in Zorn kommt, der ſchlägt drei Kreuze und ſagt dabei: „Heiliger Bonifaz, heiliger Pankraz, heiliger Servaz — helft!“ Sie helfen immer, die drei Eismänner, denn weißt, die Eismänner ſind kalt, und der Zorn iſt heiß. Da kühlen die einen den anderen ab.“

„Nicht übel, wie er ſich das ausgedacht hat,“ lachte der Holzhändler. „Aber wie lang hat denn dieſes Mittel ausgereicht? Doch nicht bis heute?“

„Das just nicht," meinte der Diselbauer verlegen, „aber es hat weitere sieben Jahre gehalten. Seitdem wende ich das dritte an, und das ist das beste."

„Da bin ich aber neugierig!" spöttelte die Fuchswirtin. „Was machst denn jetzt, wenn deiner Alten der Zorn kommt?"

„Gar nichts. Ich geh' einfach fort und laß sie mit ihrem Spinnrad reden. So gibt's am sichersten keinen Streit."

Diesmal wollte das Gelächter gar kein Ende nehmen. Ruhig und bescheiden saß der Diselbauer zwischen den Lachenden und stopfte sein Pfeiflein. „Sollen nur lachen," dachte er, „ich hab' deswegen doch meine Ruh' im Haus, und das können nicht viele von sich behaupten."

Als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, bat er fein demütig: „Die Maß Wein, wenn du mir jetzt geben lassen tätest, Fuchswirtin — jetzt glaubst es doch selber, daß wir keinen Streit haben, die Jula und ich!"

„Ja, auf die Weis' freilich!" lachte die Wirtin und winkte der Kellnerin wegen des Weines, der denn auch bald gebracht wurde.

„Auf euer Wohl alle miteinander!" sagte der Diselbauer und leerte das erste Glas bedächtig.

„Jetzt wissen wir aber noch immer nicht, was dich heut zu uns geführt hat," begann der dicke Wirt nach einer Weile schmunzelnd. „Wenn ich's recht rat', bist du deiner Alten doch aus dem Weg gegangen!"

„Wie man's halt nimmt. Ein bissel heiß war sie schon."

„So, so, und warum denn, wenn man fragen darf?"

„Ist so eine Sache," meinte der Diselbauer und guckte bedächtig eine Weile in sein Glas. „Es paßt ihr halt nicht mehr da oben im Gebirg' auf dem einschichtigen Hof. Um und um paßt es ihr nimmer. Die

Felder ſind zu ſteil an der Berglehne, und tragen tun ſie auch zu wenig. Die Viehweiden ſind zu ſteinig, und ſeit der Nazi Weib und Kind hat, wird's auch im Haus zu eng. Iſt ein Kreuz!"

„Aber Wald haſt du ja viel dabei!" meinte der Holzhändler raſch mit einem lauernden Blick.

„Du lieber Gott — der Wald! Was fang' ich mit dem an? Ein biſſel Brennholz für den Winter — das ſchon. Aber ſonſt?"

„Schlagen laſſen, verkaufen, Oiſelbauer! Im Holz ſteckt Geld."

„Wenn's einer herausholen kann, ja! Aber was

soll ich denn tun? Keine Straßen sind da, Arbeiter kriegt man nicht und verstehen muß man das Ding auch. Jetzt ich — wenn ich schon schlagen lassen tät', wohin soll ich denn mit dem Holz?"

„Weißt was, Oiselbauer, verkauf mir deinen Wald," sagte der Holzhändler gemütlich, „dann hast einen Haufen Bargeld und tust dich leicht mit dem Wirtschaften. Ich aber mach' mir nichts draus aus dem „wohin". Werd's schon ins Tal bringen, dein Holz."

Der Bauer antwortete nicht gleich, sondern guckte wieder in sein Glas. Verkaufen — das eben wollte ja seine Alte. Nicht bloß den Wald, sondern alles mitsammen, Haus, Hof und Grund. Dann ins Dorf ziehen und ruhig von den Zinsen leben. Der Nazi könnte die Mesnerstelle bekommen und wäre versorgt. Sie alle hätten's besser, hätten Nachbarn, mit denen man umgehen könnte, brauchten nicht mehr zu zittern im Sommer vor Dürre oder Hagelschlag, sich nicht mehr auf den steilen Feldern im Sonnenbrand abzurackern und im Winter sich nicht mehr wochenlang einschneien zu lassen. Das hatte die Oiselbäurin ihm seit langem vorgeredet, und der Nazi hatte nichts dagegen. Wenn nur der kleine Hansi nicht gewesen wäre. Der konnte doch später einmal fragen: „Warum habt Ihr mir denn die Heimat verkauft, Ahndl?"

„Wie groß ist er denn, dein Wald?" fragte der Jäger. „Mich dünkt, es müßte an die fünfhundert Joch sein."

„Weiß selber nicht genau. Im Grundbuch wird's wohl stehen," gab der Bauer nachdenklich zurück.

Der Holzhändler aber setzte rasch hinzu: „Sechshundertachtzig Joch sind's. Bin oft durchgegangen und hab' mir die Bäume angeschaut. Recht schönes, schlagbares Holz ist's." Dabei funkelten seine Augen, denn

er dachte an die herrlichen, kerngesunden Bäume, die dort zu Hunderten standen. „Also was ist's? Verkaufst mir den Wald?"

Der Oiselbauer schüttelte plötzlich den Kopf. „Nein, Talmeier. Geht nicht. Wie mein Vater selig gestorben ist, da war sein letztes Wort: „Hans, daß du mir kein Stückl vom Grund weg verkaufst! Ist hundert Jahre alles so beisammen gewesen, soll auch weiter so bleiben." — Und so will ich's auch halten."

„Oiselbauer, ich geb' dir zwanzigtausend Gulden! Bist ein reicher Mann, wenn du das bar in der Hand hast. Dagegen vom Holz, solang es im Wald steht, kannst nicht einen Tag satt werden."

„Tu's nicht."

„Überleg dir's, Oiselbauer. Ein zweites Mal komm' ich dir nicht mit so einem Angebot."

„Zwanzigtausend Gulden ist viel Geld," meinte der Fuchswirt. „Ich wär' froh, wenn ich so einen Wald verkaufen könnt'."

„Fuchswirtin, du schläfst ja ein!" rief der Holzhändler plötzlich aufgeräumt. „Und wir verdursten. Geh, bring fünf Maß vom Besten, den du hast, daß es kurzweiliger wird."

Die Wirtin verschwand lächelnd und brachte den Wein. Talmeier schenkte ein, die Stimmung wurde auf einmal sehr animiert. Auch der Oiselbauer trank Glas um Glas, und seine blauen Äuglein erhielten bald einen schwimmenden Glanz, denn er war das Trinken am wenigsten gewohnt.

Endlich erhob sich der Jäger. „Es ist Zeit, ich muß heimgehen." Beim Abschied flüsterte er dem Oiselbauer zu: „Ich tät's nicht, wenn ich du wär'. Ich ließ' selber schlagen. — Na, gute Nacht alle miteinander!"

Der Oiselbauer kicherte. „Der redet auch, wie er's versteht! Selber schlagen! Als ob das nur so wär'."

„Recht hast!" stimmte der Holzhändler bei und schlug ihm derb auf die Achsel. „Wär' nur Schererei für dich, und deine Alte tät' sich mächtig ärgern. — Aber ich will dir noch was anderes sagen, Oiselbauer. Verkauf mir deinen ganzen Hof, wie er liegt und steht, wenn du schon nicht teilen willst. Ich geb' dir bare fünfundzwanzigtausend Gulden dafür. Na, was sagst jetzt?"

Der Oiselbauer sagte gar nichts. Er starrte den Sprecher nur an. Fünfundzwanzigtausend Gulden — das war eine gewaltige Summe. So hoch hatte er sein Anwesen nie taxiert.

Plötzlich fiel er dem Holzhändler gerührt um den Hals. „Talmeier, du bist mein bester Freund! Du sollst den Hof haben! Meine Alte hat so keine Freud' mehr dran."

In den Augen des Holzhändlers blitzte es auf. „Ihr habt's alle gehört. Ihr seid Zeugen!"

Die Bauern schwiegen. Einige schüttelten bedenklich die Köpfe. Ganz sauber war das Geschäft nicht, man sah ja, daß der Oiselbauer nicht mehr ganz bei Sinnen war. Aber der Holzhändler war ein reicher Mann, die meisten hingen mit größeren oder kleineren Beträgen bei ihm. Also schwiegen sie.

„Machen wir's gleich richtig. Es ist wegen Leben oder Sterben besser, du gibst mir's gleich schriftlich," sagte der Holzhändler. „Morgen gehen wir dann zum Gericht und lassen's ins Grundbuch eintragen."

Der Oiselbauer lachte. „Schriftlich soll ich dir's geben? Ist dir mein Wort nicht gut genug?"

„Um Lebens und Sterbens willen, wie ich schon sag'," drängte Talmeier, zog ein Papier aus der Tasche,

verlangte Tinte und Feder und setzte seine große Hornbrille auf. Dann schrieb er die Sache auf. „So, Diselbauer, da setzst du jetzt deinen Namen drunter."

Der Bauer lachte wieder und kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, weißt, Talmeier, mit dem Schreiben, das ist halt so. Eigentlich kann ich's gar nicht. Zu meiner Zeit war noch keine Schule in Bartholomä und —"

„Macht nichts. Du machst halt ein Kreuz darunter, das gilt so viel wie dein Name."

„In Gottes Namen also!" Der Diselbauer malte ein großes Kreuz unter die Schrift und lachte dann wieder.

Talmeier war zufrieden und steckte das Papier in die Tasche.

Die Fuchswirtin aber zischelte der Kellnerin spöttisch zu: „Der dreifache Esel! Heut, mein' ich, wird er doch den ersten Streit haben mit seiner Alten, denn dumm ist die Jula nicht."

Als der Diselbauer eine Stunde später den Heimweg antrat, wehte ihm eine scharfe Luft von den Bergen herab ernüchternd um die Ohren. Er blieb stehen und blickte sich verdutzt um. Ein funkelnder klarer Sternenhimmel spannte sich über das Gebirge. Auf den Hängen ringsum ruhte das Mondlicht, und feierliche Stille lag über der Welt. Nur in einer Schlucht zu seiten des Weges rieselte ein Wässerlein, und zuweilen tönte der Schrei einer Rehgeiß durch die Nacht.

Der Diselbauer fuhr sich mit der schwieligen Hand über die heiße Stirne. „Ist verwunderlich, wie gäh manchmal etwas kommt," brummte er vor sich hin. „Jetzt bin ich auf einmal ein Bauer ohne Hof. Was die Jula etwan dazu sagen wird?"

Die Jula aber sagte zuerst nicht viel. Ihr war

das Leben auf dem einsamen Hof mitten im Gebirge, wo man das ganze Jahr über kaum zwei Menschen sah, längst zuwider, und als sie von fünfundzwanzigtausend Gulden hörte, schmunzelte sie ganz zufrieden und sagte: „Ist recht, Vater. Wann müssen wir denn fort?"

„In drei Wochen hat er gemeint, der Talmeier. Können auch vier sein, wenn's dir so lieber ist."

Als Nazi, der Sohn, und sein junges Weib davon erfuhren, blickten sie einander erschrocken an, sagten aber nichts. Der junge Diselbauer warf einen scheuen Blick auf Wiesen und Felder ringsum und seufzte. Nani aber schlich in die Kammer, wo die bunte Holzwiege mit dem Hansl stand, und weinte.

Inzwischen wurde die Sache zwischen dem Diselbauer und dem Talmeier beim Bezirksgericht in St. Bartholomä richtig gemacht, und die Bäurin schickte sich an, die Übersiedlung dorthin zu bewerkstelligen. Ein Quartier war bald gefunden in dem stattlichen Marktflecken; es hieß jetzt nur den Hausrat auswählen, den man mitnehmen wollte.

In der dritten Woche sagte die Bäurin plötzlich zu ihrem Manne: „Wenn du mit dem Talmeier sprechen wolltest, daß wir noch ein paar Wochen bleiben könnten hier —"

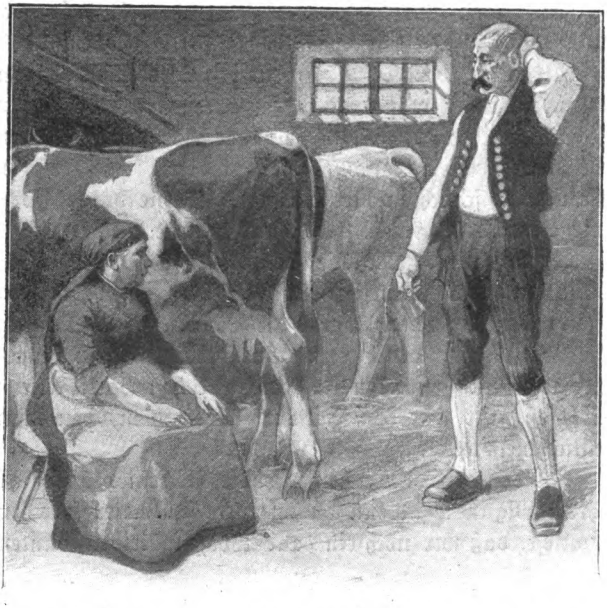
„Gern, Jula. Aber warum denn?"

Sie blickte zur Seite, und ihr munteres rundes Altweibergesicht hatte einen ganz ungewohnten Ausdruck. „Kommt mich halt gar so hart an, fortzugehn," sagte sie. „Und langweilig wird uns auch werden in Bartholomä."

Der Bauer schwieg und ging.

Talmeier hatte nichts gegen einen längeren Verbleib. Ihm war's nur um den Wald zu tun gewesen, und in dem ließ er schon Baum um Baum fällen.

Nach weiteren zwei Wochen trat der Bauer einmal unverſehens in den Kuhſtall. Da hörte er aus der Ecke ein herzbrechendes Schluchzen. Erſchrocken eilte er hin. Da ſaß ſein Weib bei ihrer Lieblingskuh, und ihre ſonſt



ſo luſtigen ſchwarzen Beeraugen ſahen durch Tränen hilflos zu ihm auf.

„Ja, Jula — jetzt was iſt denn das?“

„Vater,“ ſtammelte ſie verzweifelt, „ich mein', ich kann's nicht überleben. Kein Vieh mehr haben und kein Korn mehr ſchneiden können — wie ſoll eins denn das aushalten! Und in Bartholomä, da ſitzen die Häuſer eines am andern, und wir haben nur zwei enge Stuben, und die Küche iſt ganz dunkel. Den Atem

verschlagt's mir, wenn ich dran denke! Schau, Vater, da heroben, wenn man vors Haus tritt, da ist um und um die Weiten — und Himmel und Berge so viel man will und so weit man schauen kann, und man steht am eigenen Grund und Boden! Was werden wir denn sein unten im Tal? Heimatlose Leut'."

Und sie brach von neuem in Schluchzen aus.

Dem Bauern rannen auf einmal auch die Tränen über die gefurchten Wangen.

„Aber du hast's ja so wollen, Mutter! Ist dir doch zu einschichtig gewesen, der Hof, und die Arbeit zu mühsam."

„Freilich. Aber man denkt halt so, und wenn's dann dazu kommt — nein, ohne Wirtschaft sein, das halt' ich nicht aus!"

„Ja, was soll ich denn tun?"

Sie faltete verzweifelt die Hände. „Zu tausend Malen bitt' ich dich, Vater, mach's rückgängig!"

Der Bauer ließ sich nicht lange bitten. Er war auf einmal ganz Feuer und Flamme, denn auch ihn reute der Verkauf. Morgen war Sonntag, da wollte er gleich zum Talmeier gehen.

Aber der Holzhändler lachte ihm nur ins Gesicht.

„Bist nicht recht gescheit, Diselbauer! Oder glaubst du, ich bin ein Narr? Bleiben kannst meinetwegen noch zwei Monate am Hof, aber dann brauch' ich das Haus selber. Ich muß in der Nähe vom Wald wohnen, damit ich die Arbeiter besser überwachen kann. Alle Tage vier Stunden hinaufkraxeln auf den Berg, das geht nicht."

Es war nichts zu machen. Bitten und Vorstellungen blieben gleich erfolglos.

Zuletzt spottete der Talmeier gar noch: „Und wenn deine Alte in Zorn kommt, ruf halt die Eismänner zu

Hilf' oder geh fort und laß sie mit ihrem Spinnrad reden. Wozu hätteſt du denn deine ſchönen Mittel?"

Der Diſelbauer traute ſich nicht heim. Weinen ſehen konnte er die Jula nicht, das war ihm ärger als der ärgſte Streit. Alſo was tun?

Eine Wegſtunde oberhalb Bartholomä lag ein kleines Bauernwirtshaus, dort kehrte er ein und ſetzte ſich trübſelig in einen Winkel. Die Stube war voll Bauern, und die meiſten davon waren ihm bekannt.

Der reiche Berghofer aus der Gams führte das Wort. Er klimperte mit den Gulden in der Taſche, die Knöpfe ſeines Rockes waren von echtem Silber, und wenn er nur mit den Augen zwinkerte, dann ſprangen Wirt und Wirtin um die Wette. Von Haus aus war er zwar gar nicht ſo arg reich, aber ſeine einzige Tochter hatte vor acht Tagen den reichen Gewerksbeſitzer Lab in Kindberg geheiratet, und davon ſprach man noch jetzt in ganz Oberſteiermark.

„Und was macht denn die Frau Lab in Kindberg?" erkundigte ſich die Wedelwirtin mit devoter Vertraulichkeit. „Mein Gott, wenn man denkt, wie oft das blonde Dirnlein da herin bei mir in der Stube geſeſſen iſt und hat ihr Kipfel in den Wein getunkt! Und jetzt ſteckt ſie uns alle in den Sack, die reiche Frau."

Der Berghofer ſchmunzelte geſchmeichelt. „Ja, der geht's jetzt freilich gut! Sollteſt nur ſehen, wie viel Zimmer die hat! Eines ſchöner wie das andere! Und in der Kutſche fährt ſie ſpazieren mit Handſchuhen an den Händen! Die Kleider laßt er ihr in Wien machen, der Lab, und Dienſtboten hat ſie, gar nicht zum Zählen! In der Küche allein drei Köchinnen."

„Du mein!! Aber 's iſt ganz recht ſo. Gutherzig war ſie immer und ſchön wie ein Mairöſerl. Wenn es eine verdient hat, ſo war's deine Hedwig, Berghofer!"

„Ja, ja. Hat uns immer rechtschaffen Freud' gemacht."

„Aber hart ankommen wird's euch halt auch, daß ihr sie habt fortgeben müssen?"

„O freilich. Meine Alte kommt aus dem Geflenn gar nimmer heraus. Und ich — na, kannst dir's ja denken, wie's einem ist, wenn man sein einziges Kind gern hat."

„Ich tät' halt auch nach Kindberg ziehen, wenn ich du wär'!" sagte die Wirtin lächelnd. „Was machst du denn in der Gams drin? Ist ja ganz schön die Gegend, aber halt auch abgelegen, und nötig hast es ja nimmer, Berghofer!"

„Wohl, wohl. Sie penzen mich so immer, die Alte und die Junge, auch der Lab will's haben. Aber verschleudern will man doch auch nicht. Und wer kauft denn heutigentags einen Bauernhof?"

„Das könnt' doch nicht so schwer sein," mischte sich jetzt der Wirt ein. „Ich bin ja nur einmal am Berghof gewesen, aber der Grund ist gut, und das Haus in gutem Zustand."

„Aber kein Wald dabei und viel Weideland. Das hat nur für einen Bauern Wert, und wo nimmt ein Bauer heutzutage gleich seine dreißigtausend Gulden her? Entweder er hat selber sein Anwesen oder er hat überhaupt nichts. Ja, wenns noch so wär' wie dem Buxbaum sein Haus — an der Bahn gelegen und so, daß man eine Villa daraus machen könnte, aber in der Gams — nichts wie Berge herum."

„Ist doch nur anderthalb Stunden nach Bartholomä! So gar aus der Welt ist das nicht."

„Für Stadtleut' viel zu weit, und ein Bauer kann's nicht kaufen. Selbst wenn ich fünfundzwanzigtausend sagen würde. Und unter dem geb' ich's nicht!"

Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich der Diselbauer vor dem Sprecher. „Kennst mich noch, Berghofer? Vorzeiten, wie wir zwei noch junge Burschen waren, haben wir uns oft getroffen im Lindenwirtshaus, wo die schöne Reserl war — weißt noch? Und dann später beim Militär."

„Aber Diselbauer! Wie könnt' ich denn dich vergessen haben! Warst mir ja alleweil ein treuer Spezi!" rief der Berghofer gerührt und erfreut, indem er seinen Jugendkameraden neben sich auf die Bank zog. „Und so lang haben wir uns nicht gesehen und sind doch in einer Gemeinde! Freilich du hoch oben im Gebirg, ich da drin in der Gams grad entgegengesetzt. Aber daß wir uns gar nie in Bartholomä beim Kirchgang getroffen haben!"

„Ich komm' halt allemal erst zum Spätamt zurecht, weißt, Berghofer. Vier gute Stunden haben wir zu gehn bis Bartholomä herunter. Und einmal hab' ich dich wohl gesehen, zur Kirchweih. Aber da bist mit deine Weibsleut' gewesen und die haben so arg nobel ausgesehen." Er lachte verlegen. „Weißt, meine Alte ist halt mehr eine Bäurische."

„Meine auch. Aber die Hedwig haben wir zwei Jahre nach Graz getan zu den Ursulinerinnen, da hat sie halt was Besseres gelernt. Und jetzt, siehst, ist das ihr Glück. Die beste Partie hat sie gemacht, so weit die Mürz fließt."

„Weiß schon. Meinen Glückwunsch, Berghofer!"

„Aber jetzt erzähl mir von dir, Diselbauer. Wie geht's dir denn? Was machst alleweil da oben? Muß recht ein schweres Hausen sein dort."

„Das wohl. Und drum" — der Diselbauer lachte verlegen — „drum ist's mir vorhin ganz spaßig vorgekommen, wie du von deinem Hof hast geredet und

daß du ihn verkaufen möchtest. Ich hab's nämlich getan."

„Was du nicht sagst! Und —?"

„Und jetzt möcht' ich mir alle Haare drum ausreißen. Berghofer, ich sag' dir's: Tu das nicht! Gib deine Heimat nicht her!"

Der Berghofer kratzte sich hinter den Ohren. „Das ist halt was anderes bei dir und bei mir. Du hast einen Sohn — der hat auch wieder schon einen Buben, da weißt, für was du schaffst. Aber ich, wo die einzige Tochter jetzt weggeheiratet hat — sieh, da steht die Sache ganz anders."

„Heimat ist Heimat, Berghofer. Man spürt's erst, wenn man sie verlieren soll, was sie ist. Keinen Grund und Boden haben, heißt keine Heimat mehr haben."

Der Berghofer klimperte wieder mit den Silbergulden in der Tasche. „Mein lieber Diselbauer — wenn du Geld hast, kannst du dich überall heimisch machen!"

„Geht nicht. Schau, wir könnten jetzt ganz ein ruhsames Leben haben in Bartholomä, und meine Alte flennt doch den ganzen Tag, wenn sie nur denkt daran, daß wir so hinleben sollen ohne Arbeit, ohne Wirtschaft. Mir geht's grad so. Ist mir manchmal hart angekommen, das Kornschneiden oder Dreschen — aber jetzt, wenn ich denk', daß es damit vorbei ist — Berghofer, das greift mir ans Herz und ich neid' dem ärmsten Häusler seinen Kornacker."

Der Berghofer lachte plötzlich laut auf und schlug den Diselbauer auf die Schulter. „Narr, der du bist!" rief er. „Wenn's dir nur um das geht, warum willst dich denn hinsetzen nach Bartholomä? Kaufst dir halt was anderes, kaufst meinen Hof — dann ist uns gleich beiden geholfen!"

Der Diselbauer starrte seinen gescheiten Freund mit

offenem Mund an. Erst nach einer guten Weile raffte er sich zu der Bemerkung auf: „Deinen Hof? Ich kenn' ihn ja gar nicht, war nie in der Gams drin."

„Was brauchst ihn viel zu kennen? Daß die Gams eine schöne, fruchtbare Gegend ist, wirst doch wissen? Der Hof ist in gutem Zustand, Felder sind dabei grad genug und Wiesen für acht Stück Vieh. Wirst doch nicht glauben, daß ich dich betrügen will? Unter fünfundzwanzigtausend, so hab' ich gesagt, geb' ich ihn nicht her, aber dir, Oiselbauer — wir sind ja alte Kameraden — wenn du's gleich richtig machen willst und bar auszahlst, so laß ich dir alles um zwanzigtausend Gulden. Also besinn dich nicht lang und schlag ein!"

Der Oiselbauer zögerte. „Weißt, einmal hab' ich überhapps verkauft — soll ich jetzt wieder überhapps kaufen? Und noch dazu die Katz' im Sack? Mit meiner Alten müßt' ich doch erst reden, und den Hof müßt' ich auch sehn."

„Ah so? Traust mir nicht? Das ist was anderes! Reden wir nicht mehr davon!" Der Berghofer steckte die Hände in die Hosentaschen und lehnte sich mit gekränkter Miene zurück.

„Mußt nicht gleich so sein!" begann der Oiselbauer wieder. „Es war ja nicht so gemeint. Wenn du glaubst — ich trau' dir ja, und —"

„Gott bewahr', daß du dich zwingen sollst! Einen Gefallen hab' ich dir tun wollen, nichts weiter."

„Ist mir ja ganz recht." Der Oiselbauer war jetzt entschlossen. „Und daß du siehst, ich mein's ernst" — er zog sein blaues Taschentuch heraus, knotete die eine Ecke auf, die ihm als Brieftasche diente, und legte drei Tausender vor den Berghofer hin — „da ist das Angeld.*) Morgen vormittag treffen wir uns in Bartho-

*) Siehe das Titelbild.

lomä beim Bezirksgericht, da machen wir den Handel fertig."

Der Berghofer nickte zufrieden. „Willst eine Schrift über die Anzahlung?"

„Beileib' nicht. Zu was denn? So was ist gut für die Händler oder Stadtleut' — unter uns Bauern gilt Wort und Handschlag. Dein Wort, Berghofer, ist mir mehr wert als hundert Schriften."

„Recht hast! Bin auch immer der Meinung gewesen. Also morgen! Bring deine Alte mit, dann könnt ihr euch nachher euer Eigentum ansehn."

Sie schüttelten sich die Hände, beide gleich froh im Herzen über den Handel, dann trennten sie sich.

Der Diselbauer stieg ins Gebirge hinauf, der Berghofer schlug den Weg in die Gams ein.

Es dunkelte schon, als der Diselbauer sich mit einem lauten Juchzer seinem Hof näherte. Verwundert trat die Bäurin, welche beim Sterzkochen war, unter die Haustür. „Ich glaub' gar, Hans, du bist wieder beim Fuchswirt gewesen."

Der Bauer packte sie um die Mitte wie einst in jungen Jahren, als sie noch einen „Steirischen" tanzten miteinander, und schrie ihr ins Ohr: „Mutter, eine Heimatl haben wir wieder!"

Sie ließ vor Freude den Kochlöffel fallen. „So hat er eingewilligt, der Talmeier?"

„Ach was, der Talmeier! Das ist der Richtige! Ausgelacht hat er mich. Aber der Berghof in der Gams ist unser, Mutter, und morgen gehst ihn mit mir anschau'n!"

Sie wollte noch eine Menge wissen, die Jula. Wie viel Felder seien, wie viel Stuben im Haus, ob die Ställe in Ordnung seien und so weiter.

Aber darauf hatte der Bauer nur die Antwort: „Ja weißt, Mutter, das kann ich dir nicht sagen. Ich kenn' unseren neuen Hof ja selber noch nicht. Aber es wird schon alles in Ordnung sein."

Da schüttelte die Diselbäurin wohl bedenklich den Kopf, aber streiten war sie nicht gewohnt, und so beschloß sie, eben abzuwarten.

„Ein bissel gäh hast es schon gemacht, und mancher wird dich einen Dummen heißen. Aber der Dumme hat 's Glück, und unser Herrgott, so hoff' ich, wird uns auch nicht verlassen."

Drei Jahre waren vergangen. Unter dem großen Nußbaum vor dem Berghof saßen eines Sonntags der Diselbauer und sein Weib. Zu ihren Füßen spielte der kleine Hansl mit seinem ersten Pferdchen. Seine Eltern waren bei einer Hochzeit in Bartholomä und die Dienstboten des Hauses mit ihnen.

Die Bäurin hatte die verarbeiteten Hände müde in den Schoß gelegt und blickte auf den Fußpfad, welcher von der Straße herauf zum Berghof führte.

„Wer kommt denn dort?" sagte sie auf einmal. „Ist das nicht der Talmeier?"

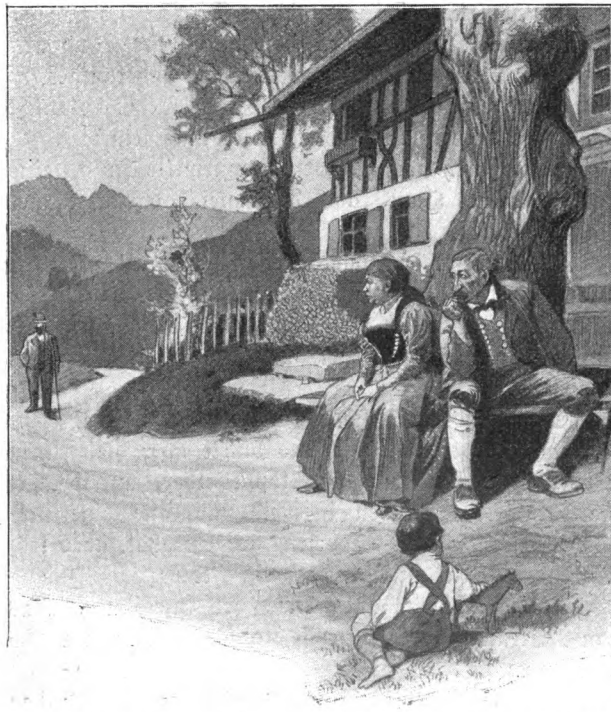
Auch der Bauer blickte hinab. „Ja, das ist er. Den hab' ich auch schon ein paar Jahr' nicht gesehn. Wie dick er geworden ist!"

„Von unserem Wald!" sagte die Bäurin bitter. „Um zwanzigtausend Gulden hat er ihn gekauft und vierzigtausend, sagen sie, hätt' er herausgeschlagen aus dem Holz!"

„Geh, Mutter, wirst ihm doch nicht neidig sein! Er versteht halt das Geschäft gut. Und uns ist's ja auch gut gegangen in der Gams."

„Am Diselhof war mir's lieber. Ich kann halt die

lieben Stuben dort oben gar nicht vergeſſen. Auch die Arbeit hat mich mehr gefreut. Oben haben wir alles allein richten können, hier muß man ſich ſo viel mit den Dienſtboten ärgern."



„Dafür haben wir hier ſechs Acker und fünf Stück Vieh mehr."

„Mir waren unſere drei Kühe lieber als hier acht. Die drei waren mir ans Herz gewachſen, weil ich ſie allein gewartet hab'," gab ſie hartnäckig zurück.

„Du biſt halt nie zufrieden, Jula!"

„Und du immer! Bist ein rechter Latsch!“

Gleich darauf aber schlug sie drei Kreuze und murmelte: „Heiliger Bonifaz, heiliger Pankraz, heiliger Servaz — helft!“

Der Diselbauer blickte sie von der Seite an, und dann lachten sie beide und nickten sich zu.

„Geh, Mutter,“ sagte der Bauer und stand auf, denn der Talmeier war inzwischen ganz heraufgekommen, „koch einen Kaffee für den Talmeier. Es plauscht sich besser dabei, und müd' wird er auch sein.“

„Kaffee auch noch für den!“ murmelte Jula, ging aber doch ins Haus, aus dem gleich darauf blauer Rauch aufstieg.

Der Talmeier begrüßte indessen seinen alten Freund und setzte sich dann neben ihn auf die Bank. Sie schwatzten von diesem und jenem, bis die Bäurin mit Kaffee und Weißbrot kam, um den seltenen Gast zu bewirten.

„Schön habt ihr's schon da,“ meinte der Holzhändler nach der ersten Tasse und blickte über die grünen Wiesenhänge hin und die Stoppelfelder, auf welchen die Kornschober standen in Reih und Glied wie Soldaten. „Ein schönes Anwesen, der Berghof, aber kein Wald dabei, das ist halt doch ein Fehler.“

„Freilich wohl,“ antwortete der Diselbauer, „das ganze Brennholz müssen wir kaufen. Man tut sich hart dabei.“

„Zu teuer hast es gekauft. Fünfzehntausend Gulden wär' genug gewesen.“

„Ist wahr. Aber was kann man machen? Wir sind nicht schlecht erschrocken damals vor drei Jahren. Die Ställe, die Scheunen, alles war verlumpt — nichts wie Reparaturen hat's gegeben, und wenn uns der Berghofer nicht die ganze Fechsung dazu gelassen hätt',

wären wir angeschmiert gewesen. Aber es war ein fettes Jahr dazumal, und der Berghofer war ehrlich — nicht einen Halm hat er beiseite geschafft. So hat uns die Fechsung wieder herausgeholfen und die fünftausend Gulden, die ich noch gehabt hab'."

„Ist doch zu teuer gewesen! Übrigens weißt du's schon? Der Berghofer ist wieder da und die gnädige Frau Gewerkin auch. Der Lab hat sich erschossen, wie's mit dem Geschäft bergab gegangen ist, weil die Engländer unsere Eisenindustrie zu Grund richten."

„Was du nicht sagst! Witwe ist sie?" Die Oiselbäurin kam neugierig näher. „Erzähl doch!"

„Ja, viel ist da nicht zu erzählen. Wie's halt schon geht auf der Welt! Der Lab hat zusperren müssen, und da war's aus mit ihm. Hat sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Die Gnädige sitzt jetzt in Bartholomä und näht für die Leut'."

„Und der Berghofer?"

„Der weiß nicht recht, was er anfangen soll. Sein Geld hat er wohl noch, aber für drei Personen reichen die Zinsen schlecht aus, und daß er nicht mehr mit den Silbergulden klingeln kann, kommt ihm hart an."

„Jetzt wird's ihm vielleicht leid sein um den Berghof."

„Kann wohl sein."

„Und was machst denn du, Talmeier, auf unserem — auf deinem Hof?"

„Geh, erzähl uns ein bissel vom Oiselhof!" bat die Bäurin leise. „Haben die Linden recht schön geblüht heuer?"

„Da kann ich dir gar nichts erzählen, Bäurin. Ich hab' das Haus ja nur dazu gekauft, weil's der Bauer anders nicht hat hergeben wollen. Dann hab' ich drin gewohnt, solang wir Holz geschlagen haben im Naß-

wald, und seit dem Frühjahr, wo wir die letzten Bäume zu Tal geschafft haben, steht's zugesperrt. Die Grundstücke hab' ich verpachtet."

„Zugesperrt hast es, unser liebes Häusl?" sagte die Bäurin leise und strich mit unsicherer Hand über ihre Schürze.

Der Holzhändler lachte. „Was soll ich denn sonst machen? Abkaufen tut mir's keiner — ist auch nicht viel wert, es war ja nur der Wald, der das Anwesen wertvoll gemacht hat. Das bissel Jungwald, was noch steht, ist nicht der Rede wert, und Bauer bin ich keiner, daß ich mir eine Wirtschaft anfangen könnt' da oben. Im Sommer hab' ich's dem Friedlbauer aufschwatzen wollen um fünftausend Gulden, aber der hat nicht angebissen."

„Wie ein altes Roß, wenn's ausgedient hat und nichts mehr taugt," sagte die Bäurin leise, und dann stand sie auf und ging ins Haus.

Auch der Oiselbauer war verstummt und blickte traurig in den Abend hinein.

Der Talmeier stand auf. „Ich muß jetzt gehen," sagte er, „hab' noch ein Geschäft da hinten in der Gams beim Latscherbauern. B'hüt Gott, Oiselbauer, und hab Dank für den Kaffee!"

„Behüt Gott, Talmeier!"

Dann saß der Oiselbauer ganz still unter dem Nußbaum und blickte ernsthaft vor sich hin. Und zum ersten Male im Leben wurde er innerlich verzagt. Es war doch recht traurig, das mit dem Oiselhof. Wie ein einsames Grab, das irgendwo vergessen im Gebirge liegt, kam es ihm vor, das liebe alte Haus, in dem er einst zur Welt gekommen war.

Die Bäurin trat wieder zu ihm und setzte sich auf die Bank. „Ist spaßig, wie's auf der Welt zugeht,"

sagte sie nachdenklich; „jetzt meint man, es wär' lang vorüber, und auf einmal steht's wieder auf und lebt."

Der Bauer tat keine Frage nach dem Sinn dieser Worte. Er nickte nur und seufzte: „Weißt noch, wie sie's mit Tannenreisig geschmückt haben dazumal, als wir eingezogen sind als junge Eheleut'? Und wie du hellauf gejauchzt hast: Hans, der Diselhof ist doch der schönste Fleck auf der Welt!?"

„Freilich wohl denk' ich's noch! Auf die Wochen werden's grad fünfundzwanzig Jahr!"

Er hob erstaunt den Kopf. „Schon so weit sind wir? Silberne Hochzeiter."

Sie nickte, und etwas von der verschämten Zärtlichkeit ihrer Jugend lag im Ton, mit dem sie sagte: „Hättest es wirklich vergessen können, Vater?"

Der Diselbauer antwortete nicht. Ganz versunken in Nachdenken saß er da und merkte nicht, daß es dunkel wurde um ihn her, und die ersten Sterne am Himmel aufflammten. Erst als sein Weib den kleinen Hansl nahm und sagte: „Komm, Bübl, es wird kalt heraußen, gehen wir in die Stuben hinein," erwachte er aus seinen Träumen und folgte kopfschüttelnd den beiden ins Haus.

„Fünfundzwanzig Jahr schon! Wie die Zeit vergeht," murmelte er, „und alles wird anders und alles bleibt doch gleich!"

Die Kirchenglocken in St. Bartholomä läuteten mit lautem Schall über das Tal. Unter der Tür des Lindenwirtshauses stand die dicke Wirtin — die schöne Reserl von einst, um derentwillen der Diselbauer und der Berghofer so fleißige Kunden in der Schenke gewesen waren — und spähte gegen den Kirchsteig.

„Sie kommen!" rief sie plötzlich lebhaft und schoß

in die Küche, aus der ein Schwall köstlicher Düfte strömte. Im nächsten Moment krachten Böllerschüsse, die Musik setzte ein, und unter Lachen und Jauchzen näherte sich ein Hochzeitszug dem Lindenwirtshaus. Voran das Brautpaar: der Bräutigam mit bunten, flatternden Bändern am blumengeschmückten Hut, die Braut unter einer mächtigen Krone aus künstlichen Blumen. Aber die Gesichter waren alt und runzelig, der Gang nicht mehr so sicher wie einst.

„Macht nichts," sagte der Diselbauer zu seiner Jula, „wegen dem tanzen wir doch noch einen Steirischen miteinander, gelt, Mutter?"

Sie nickte strahlend vor Zufriedenheit. „Freilich wohl. Sind ja alle nicht jünger worden in der Zeit. Und hast gesehen, Alter, was sie uns für Ehren antun? Die ganze Gemeinde ist da — sogar die Fuchswirtischen sind gekommen und die Berghoferischen!"

„Warum denn nicht? Der Berghofer gar! Ist ja mein bester Freund. Schau, dort wartet auch schon der Talmeier!"

Es war eine lustige Hochzeit, diese silberne der Diselbäuerischen. Gegessen und getrunken wurde ohne Unterlaß und dazu getanzt bis in die Nacht hinein.

Zuletzt saß die Hochzeiterin sterbensmüde wie ein Häuflein Elend in einem Winkel und flüsterte ihrem Manne zu: „So viel Kräfte haben wir halt doch nimmer wie vor fünfundzwanzig Jahren. Ganz hin bin ich dir. Wie ich jetzt noch in die Gams kommen soll, weiß ich nicht."

„Macht nichts, Mutter," lachte er und seine Augen funkelten vom Wein und der Freude. „Heut fahren wir mit dem Lindenwirt seiner Kalesche. Ich hab' schon anspannen lassen."

„So nobel? Du, das wird aber sündhaft Geld kosten!"

„Keine Spur. Umsonst fährt er uns. So gute Geschäfte hat er lang nicht gemacht wie heut durch uns.“ —

Eine Viertelstunde später stieg das alte Paar, welches heute seine zweite Hochzeit gefeiert hatte, umdrängt von der ganzen Gesellschaft, in des Lindenwirts Kalesche. Der Nazi bestieg den Bock, und seine Nanni setzte sich neben ihn. Dann ging's in die Nacht hinein. Die Oiselbäurin lehnte sich gleich an ihren Mann und schlief ein. Sie war auf einmal nur noch ein müdes altes Weiblein, das die ganze Herrlichkeit vergaß über einem Stündlein Schlaf.

„Ist mir schon recht,“ schmunzelte der Oiselbauer, „daß sie schläft. Tu mir nur fein langsam fahren, Nazi, und ja nicht mit der Peitsche knallen. Erst zuletzt — da kannst knallen!“

Die Kalesche war gut gefedert und weich gepolstert. Auch der Oiselbauer nickte ein bei dem gleichmäßigen Rumpeln.

Über den Wald zu beiden Seiten der Straße fuhr der Morgenwind, die Tannen schüttelten ihre Tauperlen ab, und die Vöglein erwachten mählich und sangen ihr Morgengebet. Endlich ging die Sonne auf und warf goldene Schleier über die Welt.

Auf einmal blieb die Kalesche mit einem Ruck stehen, der Nazi knallte mit seiner Peitsche, was er konnte, und im selben Moment flog mit dumpfem Knall ein Böllerschuß in die Luft.

Erschrocken fuhr die Oiselbäurin vom Schlafe auf, stieg aus und blickte verdutzt um sich.

„Jetzt, wo bin ich denn? Das ist doch nicht die Gams! — — Vater!“ stammelte sie und starrte verwirrt in das verschmitzt lächelnde Gesicht ihres Mannes. „Ich glaub', ich träum' um fünfundzwanzig Jahr' zurück. Das Haus da, das Tannenreisig —“

„Geſeg'n dir Gott deinen Eintritt in den Diſelhof!“ ſagte der Bauer gerade wie vor fünfundzwanzig Jahren. „Ein beſſeres Angebinde hab' ich halt nicht gewußt, als daß ich dich wieder zur Bäurin mach' da heroben.“ Sie lachte und weinte

in einem Atem. „Ja, Vater! Und alles wie dazumal! Jetzt, wie iſt denn das ſo ſchnell gekommen?“

„Ganz einfach: zurückgekauft hab' ich den Hof.“

„Und ich brauch' nicht mehr in die Gams? Wirklich nicht mehr?“

„Dort sitzt schon wieder der Berghofer. Der hat auch zurückgekauft. Verloren haben wir zwar beide bei dem Handel, aber das macht nichts, wenn's dir nur recht ist, Jula."

Als die Bäurin wieder etwas zur Besinnung gekommen war, meinte sie: „Wie viel hat er dir denn gegeben, der Berghofer?"

„Fünfzehntausend."

„Und wie viel hast du dem Talmeier geben müssen?"

„Fünftausend."

„Bleiben uns also zehntausend für den schönen Naßwald, aus dem der Talmeier sich vierzigtausend geschlagen hat. Eigentlich warst du recht dumm, Vater. Wenn du dazumal den Wald allein —"

Der Oiselbauer legte ihr die Hand auf den Mund und führte sie in die Stube. Dort sagte er: „Weißt, meine alte Ahndlmutter hat mir einmal eine Geschichte erzählt vom Hans im Glück. Da war einer, der hat einen Klumpen Gold erst für ein Pferd ausgetauscht, dann das Pferd für eine Kuh und so weiter, bis er zuletzt nur einen Schleifstein hatte, der ihm noch dazu in einen Brunnen fiel. Dann erst war er wirklich glücklich. Und jetzt frag' ich dich, Mutter, ob du dazumal vor drei Jahren so glücklich gewesen bist auf dem Oiselhof wie heut?"

„Nein — das ist wahr!"

„Also! Und wenn's die anderen auch dumm nennen, wir zwei, gelt, wir wissen, daß die paar tausend Gulden Verlust unser Glück schon wert sind. Die Hauptsache ist, daß wir zufrieden sind. Gescheiter können meinetwegen schon die anderen sein."

Allerlei Bühnengeräuſche.

Ein Blick in die Geheimniſſe der Kuliſſenwelt.

Von Loth. Brenkendorf.

Mit 9 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Wenn der unglückliche König Lear auf der einſamen Heide den entfeſſelten Elementen zuruft:

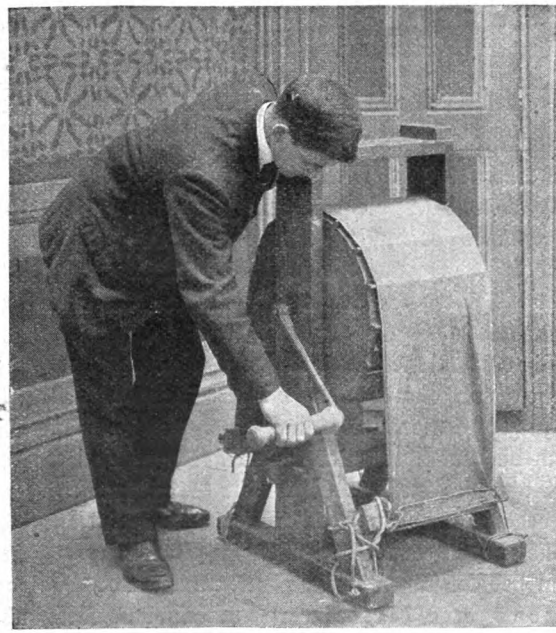
„Blaſet, ihr Winde! Sprenget eure Wangen!
Toſt, blaſt! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
Stürmt, bis ihr Türm' und Wetterhähn' erſäuft —"

ſo würde der Zuſchauer kaum den vom Dichter beabſichtigten erſchütternden Eindruck empfangen, wenn er nicht zugleich das Toſen der Winde und das Klatſchen des niederpraſſelnden Regens wirklich vernähme. Und in der Tat — wenn auch die Bäume des Proſzeniums und der Kuliſſen ſo unbewegt bleiben, das Pfeifen und Heulen des entfeſſelten Sturmes tönt doch ſehr vernehmlich in die Reden des von ſeinen Töchtern ſo ſchnöde behandelten Königs und ſeines getreuen Narren hinein, und der Regen plätſchert, daß man meint, ihn bindfadendick vom Himmel herabfallen zu ſehen.

Ein bewunderungswürdiger Triumph des Bühnentechnikers! So denkt der uneingeweihte Zuſchauer und zerbricht ſich vielleicht den Kopf darüber, durch welche

komplizierten Hilfsmittel dieſe Geräuſche mit überzeugender Naturtreue hervorgebracht ſein mögen.

Seine Illuſionen aber würden ſehr empfindlich geſtört werden, wenn er ſehen könnte, auf eine wie einfache Art die für den Eindruck der Dichtung ſo wich-



Die Windmaſchine.

tige Wirkung erzeugt worden iſt. An kleinen Bühnen, wo man mit den Ausgaben für den ſzeniſchen Apparat nach Möglichkeit ſpart, muß oft ſchon ein an der Rückſeite des bemalten Proſpekts auf und nieder fahrender Bambusſtab genügen, um das Pfeifen des Windes zu markieren, und bei geſchickter Handhabung iſt das Re-

sultat gar nicht so übel. Jedes größere Theater aber hat seine richtige Windmaschine, deren Geräusche jeder vom Dichter vorgeschriebenen Sturmstärke angepaßt werden können und an Naturtreue nichts mehr zu wünschen übrig lassen, gleichviel, ob es sich um eine die Mauern umstreichenden „mittleren Landwind“ oder um einen Bäume entwurzelnden Orkan handeln soll.

Dabei ist aber auch diese vielseitige Maschine von der denkbar einfachsten Konstruktion. Sie hat ungefähr die Form einer Trommel, wie sie zum Rösten des Kaffees gebraucht wird, aber ihr drehbarer Zylinder besteht nur aus einzelnen, mehrere Zoll voneinander entfernten Holzstäben, über die ein mit beiden Enden am Fuße des Gestells befestigter Streifen starken Seidenstoffes geführt ist. Je nachdem nun die Drehung des Stabzylinders mit geringerer oder größerer Schnelligkeit erfolgt, wird das bei der Reibung hervorgebrachte Geräusch vom leichten Säuseln zum markdurchdringenden Pfeifen und Sausen des wilden Sturmes, und schon in kurzer Entfernung kann selbst das geübteste Ohr durch diese nachgeahmten Naturlaute getäuscht werden.

Nicht viel kunstvoller sind die Vorrichtungen, deren es bedarf, um den Theaterbesucher an einen auf die Szene niedergehenden Platzregen glauben zu machen. Man bedient sich zu diesem Zweck entweder des Regenkastens oder der bequemer zu handhabenden, aber etwas kostspieligeren Regentrommel. In beiden Fällen hat sich's unsere gute, prosaische Erbse gefallen lassen müssen, in den Dienst der Bühnenkunst gestellt zu werden. Zwei oder drei Handvoll dieser nützlichen Hülsenfrucht genügen für die Darstellung des fürchterlichsten Wolkenbruchs. Das Geräusch, das sie hervorbringen, wenn sie in dem auf und nieder bewegten Kasten über die in seinem Innern angebrachten Holz-

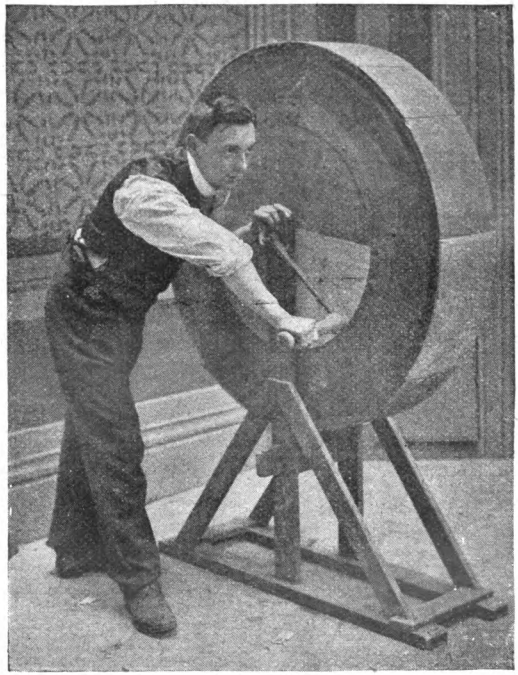
leiſten laufen, oder wenn ſie in der raſch gedrehten Blechtrommel durcheinanderpurzeln, ähnelt zum Verwechſeln dem des gegen die Fenſterſcheiben oder auf den Erdboden niederpraſſelnden Regens.

Der Regenkaſten.

Zu einem richtigen Unwetter aber gehören natürlich auch Donner und Blitz.

Von dem letzteren ſoll hier, wo nicht von den Lichteffekten, ſondern nur von den Geräuſchen hinter der Szene geſprochen wird, nicht weiter die Rede ſein. Der Donner aber ſtellt an die Erfindungsgabe des Theater-

techniker keine größeren Anforderungen als Regen und Wind. Ein kräftig geschütteltes Eisenblech von entsprechender Größe und Stärke bringt schon ganz respektable Wirkungen hervor. Soll aber das Trommelfell



Die Regentrommel.

des Hörers etwas energischer gekitzelt und der Naturalismus der szenischen Darstellung um ein erhebliches gesteigert werden, so bedient man sich einer mit Eselshaut bespannten großen Kesseltrommel, die mit zwei mächtigen Schlegeln bearbeitet wird. Die mit Steinen beladenen „Donnerwagen", die man früher hin und

her ſchob, um das Knattern und Krachen der gewaltigen elektriſchen Entladung darzuſtellen, ſind heutzutage wohl auf keiner Bühne mehr in Gebrauch. Aber man hat dafür an großen Theatern vielfach einen „Donner-

Lärmapparat für knatternde Geräuſche, Gewehrfeuer u. ſ. w.

ſchacht", einen von der Höhe der Soffitten bis zum Bühnenpodium herabreichenden hölzernen Kaſten, der im Innern mit vielen Querlatten verſehen iſt. Ein paar Steine, die man in dieſem Schacht von oben herunterfallen läßt, bringen auf ihrem Wege ein Gepolter

hervor, wie es fürchterlicher auch beim schrecklichsten Gewitter das Ohr des Menschen nicht betäuben kann. Auch das Stürzen von Felsmassen oder das Zusammenbrechen großer Gebäude werden höchst glaubhaft, wenn das Donnerkrachen dieser Maschinerie sie begleitet.

Ein anderer Lärmapparat, der dazu bestimmt ist, knackende und knatternde Geräusche, wie etwa das Salvenfeuer während einer Schlacht, das Brechen von Holzwerk oder ähnliches, vorzutäuschen, besteht aus einer drehbaren, mit Riemen versehenen Walze, deren Erhöhungen eine Anzahl beweglicher Zungen aus besonders zähem und elastischem Holze, ganz nach Art der als Kinderspielzeug bekannten Knarren, in Bewegung setzen. Der Effekt kann auch hier durch rasches Drehen bis an die äußerste Grenze des Erträglichen gesteigert werden.

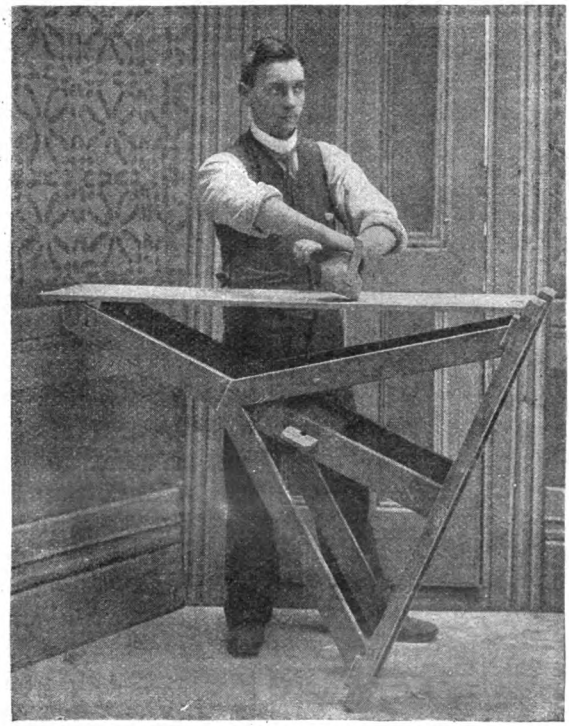
Wesentlich größere Schwierigkeiten als die Nachahmung aller dieser mehr oder weniger unbestimmten Naturlaute bereitet dem Theatermeister die Hervorbringung von Tierstimmen, die in manchen Bühnenwerken eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Das Krähen eines Hahnes zum Beispiel läßt sich kaum anders darstellen als durch Nachahmung mittels der menschlichen Stimme. Das liebliche Gezwitscher der kleinen Waldvögel aber, der schmetternde Jubeltriller der Lerche oder das schmachtende Liebeslied der Nachtigall wird zumeist durch die unserer Kinderwelt wohlbekannte Wasserpfeife hervorgebracht. Ein paar geschickt eingestreute Flötentöne können die Illusion leicht zu einer vollständigen machen.

Um das Brüllen des Löwen ohne Zuziehung eines lebendigen Wüstenkönigs zu stande zu bringen, ist ein erfinderischer Kopf auf folgende sinnreiche Vorrichtung verfallen. Er schnitt in die untere Bespannung einer

Trommel ein Loch und führte in dieſe Öffnung ein Tauende ein, deſſen Auf- und Niederziehen dann das gewünſchte ſchauerliche Brüllen in unheimlicher Treue erzeugte.

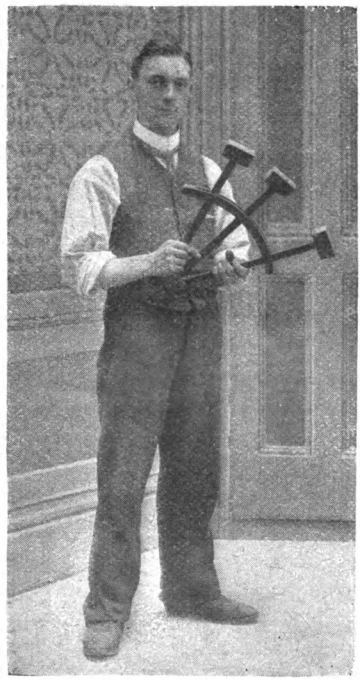
Für die Nachahmung der meiſten anderen Tierlaute



Der Kufſchlag eines Pferdes.

iſt man auf die Kunſtfertigkeit der menſchlichen Stimmwerkzeuge angewieſen, ſoweit ſich nicht Muſikinſtrumente aus dem Orcheſter für dieſen Zweck verwenden laſſen. Eines ſonderbaren Kunſtgriffes nur mag an dieſer Stelle noch gedacht werden, deſſen man ſich bedient, um das

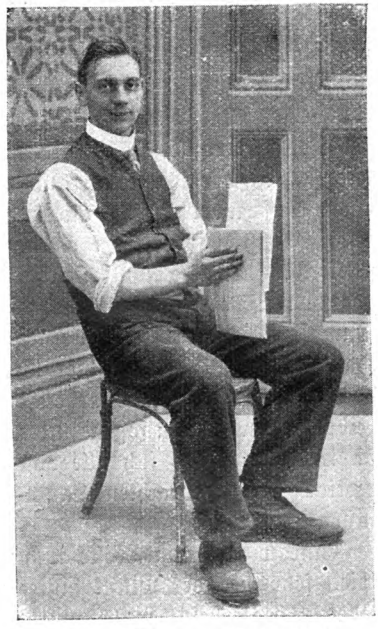
Geheul und Gewinsel einer nach Freiheit lechzenden Hundemeute darzustellen. Man fährt mit Holzspänen über eine glatte, mit Kalk bestreute Tischplatte, und der Leser kann sich durch eine Wiederholung des Experiments leicht davon überzeugen, wie befriedigend die Wirkung ist, sofern er es nur nicht an dem nötigen Kraftaufwande hat fehlen lassen.



Das Getrappel einer Reiterschar.

Ein Geräusch, das verhältnismäßig häufig verlangt wird, ist das Geklapper von Pferdehufen. Handelt es sich nur um einen einzelnen Reiter, dessen Herangalloppieren der Theaterbesucher vernehmen soll, so bedient man sich zweier an schweren eisernen oder steinernen Griffen befestigten, hufförmig zugeschnittenen Holzstücke, die man im ungefähren Zeitmaß eines Pferdegalopps über ein hohl liegendes Brett hinführt. Soll der Zuschauer aber eine ganze Reiterschar vorüberſprengen hören, so kann man viel einfacher zu Werke gehen. Man hat eigens für diesen Zweck ein aus drei Holzhämmern bestehendes zirkelartiges Instru-

ment konstruiert, dessen bewegliche Teile man beliebig schnell zusammenschlagen lassen kann, wie man es auch in der Hand hat, die Stärke des Geräuschs nach Bedarf abzudämpfen, um das Hufgetrappel allmählich in der Ferne verklingen zu lassen.



Das Geräusch eines Eisenbahnzuges.

Manchmal ist es notwendig, daß ein Vorgang, der sich auf der offenen Szene abspielt, von dem Lärm einer Volksmenge hinter den Kulissen begleitet wird, der bald nur ein dumpfes Gemurmel zu sein braucht, bald bis zum Toben des Aufruhrs anzuschwellen hat. Die wegen ihrer hochentwickelten Regiekunst so berühmt gewordenen „Meininger", das Ensemble des Herzoglich Meiningenschen Hoftheaters, feierten in solchen Volksszenen ihre größten Triumphe. Und doch beruhte die Wirkung zum großen Teil auch hier auf einem sehr einfachen Kunstgriff, nämlich darauf, daß man eine entsprechende Anzahl von Statisten bald lauter, bald tiefer und natürlich niemals unisono das Wort „Rhabarber" so lange wiederholen ließ, wie der Volkslärm an-

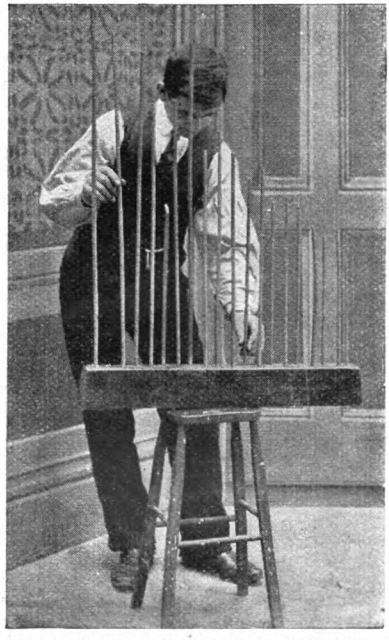
zudauern hatte. Die vielen Konsonanten und das doppelte A dieses charakteristischen Wortes, das sonst in dem Hörer nicht eben die angenehmsten Vorstellungen auszulösen pflegt, machen es besser als irgend ein anderes dazu geeignet, den Eindruck eines Durcheinanders von zahlreichen verschiedenen Worten hervorzurufen, und das Einstudieren der Szene wird dadurch, daß nicht jedem Statisten gewissermaßen eine besondere Rolle eingeprägt zu werden braucht, sehr wesentlich erleichtert.

Weiter ereignet es sich in modernen Stücken nicht selten, daß der Regisseur auf oder hinter der Szene einen Eisenbahnzug ankommen oder abgehen lassen muß. Auch bei solchem Anlaß wird der Zuschauer schon oft durch die Ähnlichkeit der an sein Ohr schlagenden Geräusche mit dem Keuchen und Stampfen des Dampfrosses überrascht worden sein. Nun, in der Hauptsache hat er auch hier weiter nichts gehört als das von einem Bühnenarbeiter bewirkte Aneinanderreiben zweier Tafeln sogenannten Glas- oder Schmirgelpapiers, durch das sich alle von einer fahrenden Lokomotive hervorgebrachten Laute recht gut nachahmen lassen.

Eine wie wichtige Rolle auch im rezitierenden Schauspiel sehr oft der Musik hinter der Szene zufällt, ist jedem Theaterbesucher bekannt. Hier gibt es für den Regisseur Schwierigkeiten nur insofern, als es nicht immer leicht ist, den ausübenden Musikern einen richtigen Standort hinter den Kulissen anzuweisen, damit die beabsichtigte Täuschung hinsichtlich der angenommenen Entfernung auch wirklich immer erreicht werde. Auch muß in solchen Fällen, wo das betreffende Instrument scheinbar auf der Bühne selbst von einem desselben unkundigen Darsteller gespielt wird, mit äußerster Sorgfalt darauf geachtet werden, daß nicht durch ein

verfrühtes oder verſpätetes Einſetzen des wirklichen, aber dem Publikum unſichtbaren Muſikers eine Wirkung von unfreiwilliger Komik hervorgebracht wird.

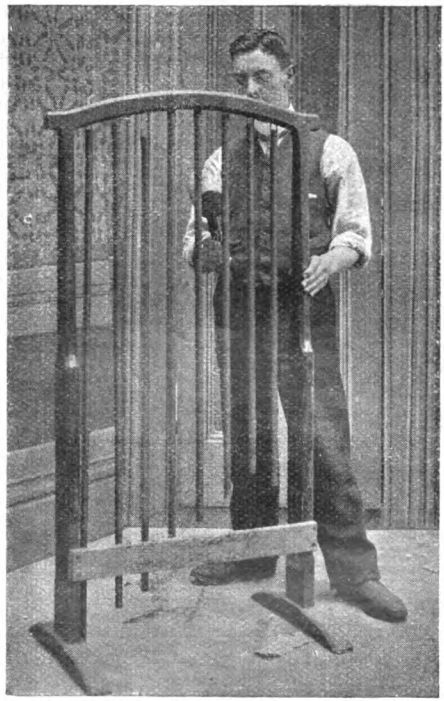
Sehr beliebt ſind in vielen auf Rührung zugeſchnittenen Erzeugniſſe der dramatiſchen Muſe die melodiſchen Klänge der Glocken, und der Hörer wird in ſolchen Fällen wohl faſt immer überzeugt ſein, wirkliches Glockengeläut vernommen zu haben. Ein ſolches in der notwendigen harmoniſchen Abſtimmung herzuſtellen, würde manchmal wohl recht ſchwierig ſein, und man gibt deshalb für den gedachten Zweck meiſt Holzharfen von der auf unſeren Abbildungen dargeſtellten Art den Vorzug vor richtigen Glocken. Die Handhabung mittels eines harzigen Handſchuhs ſetzt natürlich einige muſikaliſche Fertigkeit voraus, iſt aber doch einfach genug, um nach einiger vorausgegangener Übung von einem intelligenten Theaterarbeiter bewirkt werden zu können.



Holzharfe zur Erzeugung von Glockentönen.

Natürlich laſſen ſich hier nicht alle die Täuſchungen

aufzählen, zu denen der Theatermeiſter hie und da ſeine Zuflucht nehmen muß, um den unter den gegebenen Verhältniſſen unerfüllbaren Anforderungen des Dichters gerecht zu werden. Die Zahl der Requiſiten, die er



Die Kirchenglocken-Holzharfe.

zur Hand haben muß, um für alle Fälle gerüſtet zu ſein, iſt eine ſehr große, und es fehlt unter ihnen ſo wenig der Korb mit den Porzellanſcherben, wie der Sack mit Muſchelſchalen, die den Zuſchauer an zertrümmerte Fenſterſcheiben, an zerbrochenes Geſchirr oder

an irgendwelche mit ähnlichen klirrenden Geräuschen verbundene gewaltsame Vorgänge hinter der Szene glauben machen sollen.

In Berlin hat man neuerdings wiederholt einen Versuch gemacht, den Phonographen in den Dienst der Bühnengeräusche zu stellen, und das glänzende Gelingen dieses Experiments eröffnet dem Theatertechniker den Ausblick in eine ungleich sorgenlosere Zukunft, in der er eines großen Teils der hier geschilderten Apparate und Maschinerien wird entraten können, wenn es gilt, der Einbildungskraft des Publikums durch fromme Täuschungen akustischer Art zu Hilfe zu kommen.

Ein altes Mädchen.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

Durch die ſtillen Straßen von Altſtadt rollte ſchwerfällig die trotz des lauen Apriltages geſchloſſene Trauerkutſche, an deren Fenſter die Vorübergehenden den wohlbekannten eisgrauen Kopf des Juſtizrats Recke neben einer Dame in Trauer erblickten.

Die ganze Stadt wußte, ſie kamen vom Begräbnis der alten Frau Evermann. Das große Frühlingsreinemachen der Natur hatte die alte Dame vom Erdboden hinweggefegt wie ein welkes Eichenblatt, das ſich den ganzen Winter über zitternd und raſchelnd am Stamme erhalten hat, nun aber doch mit den Märzſtürmen dahin muß.

Jetzt hielt der Wagen vor dem ſchlichten grauen Hauſe in einer Nebenſtraße, das der Verſtorbenen gehört hatte. Der Juſtizrat ſprang heraus und half der Dame ausſteigen.

Ob er ſich früher wohl auch ſo bemüht hätte?

Hilfsbedürftig ſah die ſchlanke Mädchengeſtalt nicht aus.

Ein kahlköpfiger alter Mann öffnete das Haustor, noch ehe man die Schelle zog, und ließ die beiden ein.

Sie gingen an den Türen des Erdgeschosses vorüber zu der dunklen Holztreppe, die auf der einen Seite emporführte, während der schmale Flur rückwärts in den Garten mündete, aus dem blendendes Frühlingslicht drang und Vogelgezwitscher sich hören ließ.

Elfriede stieg mit ihrem Begleiter in das erste Stockwerk empor, öffnete dort die Mitteltür, die willig ihrem Drucke nachgab, und trat ein.

Eine „gute Stube" älteren Datums mit roten Samtmöbeln in geschnitzten Gestellen, alten Nußbaumschränken, Kommoden und überfüllten gläsernen Servanten tat sich auf.

Obgleich die Fenster weit geöffnet waren, daß die Frühlingslüfte nach Belieben eindringen konnten, verspürte man doch etwas von dem muffigen Geruch, den lange verschlossen gebliebene Räume ausatmen.

Der Justizrat blickte sich halb überlegen, halb wehmütig um. Wohl vierzig Jahre stand hier alles am selben Platze. „Sehr gut erhalten! Man merkt, daß es hier nie Kinder gegeben hat," murmelte er, gegen die Trauernde gewendet.

Diese schlug den Kreppschleier, der vorne herunterging, zurück und nahm den Hut von dem mattfarbigen Haar.

Der Justizrat maß sie von der Seite mit einem scharfen, neugierigen Blick, als sähe er sie zum ersten Male, während er das blasse Mädchen doch seit den fünfzehn Jahren kannte, die sie an der Seite der alten Frau Evermann hier in diesem Hause erlebt hatte.

Als schmächtiges blondes Mädchen war sie nach Altstadt gekommen, und ein schmächtiges blondes Mädchen war sie heute noch Nur daß das bißchen Jugend,

schon damals ihr einziger Reiz, seitdem geschwunden war.

Aber nun würde sie schön werden. Denn eine reiche Erbin ist immer schön.

„Ja, ja," begann er nachdenklich und trat zum Fenster, um in die leere Straße hinunterzublicken. „Nun schläft auch sie den ewigen Schlaf. Überraschend ist sie gestorben. Ich dachte immer, sie würde über hundert Jahre alt werden."

„Ich auch," ließ Elfriede tonlos fallen.

„Ja, ja, man meint, für solche Naturen ist der Tod nicht erfunden, und nirgends dauert man länger aus als in solchen Nestern wie bei uns. Überhaupt: vegetieren ist gesund. Je leerer das Leben ist, das man führt, desto bessere Aussichten hat man, es lange zu führen."

Das Mädchen seufzte bloß.

„Und Sie wußten nicht, daß Sie die Universalerbin sein würden, Fräulein Seyfried?"

Sie schüttelte den Kopf. „Keine Spur! Tante sagte wohl immer, sie würde mich in ihrem Testamente bedenken, aber sie machte doch nie eines, und ich bin ihr nicht blutsverwandt, bloß die Großnichte ihres längstverstorbenen Gatten. Ich dachte nie anders, als daß sich höchstens ein paar hundert Mark, besten Falls ein paar tausend, zu mir verirren würden. Da ich nicht einmal dessen sicher war, sparte ich nach Möglichkeit von dem bißchen Gehalt. Ich kaufte mir in allen diesen Jahren kein ordentliches Kleid und keinen Hut. Und jetzt, wo ich alt bin —"

„Wie alt, wenn man fragen darf?" fragte der Justizrat lächelnd.

„Im neununddreißigsten, Herr Justizrat. Achtunddreißig gewesen im März," gab Elfriede Seyfried Auskunft.

Nochmals lächelte der Justizrat von der Höhe seiner Achtundsechzig auf sie herab. „Was wollen Sie also? Blutjung sind Sie noch. Vielleicht nicht, um zu — lieben, denn gegen Ihre etwaigen künftigen Freier will ich Sie lieber jetzt gleich einnehmen. Lassen Sie sich warnen und geben Sie sich keinen Herrn und Gebieter. — Sie schütteln den Kopf? Nun gut. Abgesehen davon, können Sie das Vermögen noch viele, viele Jahre genießen. Und da muß ich doch sagen, daß ich ein wenig mitgeholfen habe, es Ihnen zu verschaffen. Denn Sie wissen, Frau Evermann war sich ihres gefährlichen Zustandes nicht bewußt, dachte gar nicht an den Tod. Wenn ich sie nicht gedrängt hätte, ihre letztwilligen Verfügungen zu treffen, so —"

„Ja," bekräftigte Elfriede statt des erwarteten Dankes dumpf. „Es war mir nicht zugedacht."

„Wem sonst?"

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, sie scheute den Gedanken an den Tod so sehr, daß sie nie daran denken wollte, wem ihr Geld nach ihrem Tode einmal gehören sollte."

„Eine ziemlich verbreitete Schwäche, Fräulein Seyfried."

„Als dann der Augenblick kam, wo sie ihre Wahl treffen mußte, fiel diese auf mich. Nicht aus Liebe oder Wohlwollen, sondern einfach, weil ich eben da war, wie man, wenn man in Eile verreist, dem Nächsten, der sich zur Hand befindet, sein Haus anvertraut."

„Machen Sie sich darüber keine Gedanken, Fräulein," tröstete der Justizrat. „Sie waren eben in jedem Sinne die Nächste. Sie berauben niemand, da niemand Anspruch hatte. Der Fiskus hätte das Erbe geschluckt, und dann wären unsere Armen leer ausgegangen, während Sie reichliche Zuwendungen zu

machen gesonnen sind. — Und, wie gesagt, Sie sind noch jung, können noch alles genießen, Versäumtes nachholen."

Elfriede schüttelte leise den Kopf. Sie konnte dem alten Herrn doch nicht alles erklären, was sie fühlte.

„Sie haben ein Vermögen, das reichlich zwölftausend Mark jährlich abwirft. Tausend Mark monatlich. Gar nicht übel! Niemand ahnte, daß Frau Evermann so viel besäße, denn es lag in Berlin in der Bank, und sie erhielt durch unsere hiesige Bank immer nur kleine Summen zugewiesen. Dabei sind Haus und Garten noch nicht einmal mitgerechnet. Der alte Evermann war gar nicht so reich. Aber in den vierzig Jahren ihrer Witwenschaft hat die Verstorbene eben immer Zins auf Zins gelegt. Der Hausverbrauch war wohl sehr gering?"

„Gewiß. Bloß Tante und ich im Hause und die alte Guste. Der Gärtner mit seiner Frau bekam nicht einmal die Kost. Vieles Gemüse und Obst lieferte der Garten, an barem Gelde wurde äußerst wenig verbraucht."

„Ja, die alte Frau drehte den Groschen viele Male in der Hand um, ehe sie ihn ausgab, das war bekannt. Es trifft sich nun, daß sie für Sie gespart hat."

„Und ich selbst bin nun auch wieder das Sparen gewohnt."

„Man gewöhnt sich auch wieder anders. Richten Sie sich doch danach, Ihre Zinsen zu verbrauchen. Sie tun es nicht nur für sich, sondern auch für die anderen, damit das Geld wieder ins Rollen kommt. Was gedenken Sie anzufangen? Sie haben lange hier festgesessen und nichts von der Welt gesehen. Reisen Sie!"

„Ja, reisen!" sagte Elfriede melancholisch.

Der Justizrat bedachte nicht, daß sie allein reisen müßte.

„Vorläufig bleibe ich hier," entgegnete sie. „Es gibt ja noch manches zu erledigen. Später — werde ich sehen."

Der Justizrat betrachtete sie mit geheimem Staunen. Anfangs hatte er gedacht, sie beherrsche oder verstelle sich, aber nun sah er wohl, sie hatte die rechte Freude an ihrer Erbschaft nicht, wußte sich noch nicht in das Neue zu finden, wie Gefangene, die lange an der Kette gelegen haben.

„Also, leben Sie wohl, Fräulein. Ich höre wohl bald weiteres von Ihnen."

Nachdem er sich entfernt hatte, stand Elfriede Seyfried noch eine Weile am Fenster und ging dann, den Krepphut mit dem langen Schleier von dem Stuhl aufnehmend, wohin sie ihn gelegt hatte, planlos in den oberen Räumen umher.

Das Haus war nicht groß, und doch gab es Stuben genug, jedenfalls zu viele für eine einzelne. Und einzeln würde sie immer bleiben. Der Justizrat hatte recht: zu manchem mochte es noch für sie Zeit sein, aber nicht mehr zur — Liebe.

Rechts von der guten Stube befand sich ein Wohnzimmer in Mahagoni mit grünen Bezügen, das nach langem Warten nun wieder modern geworden war — mit dem einen Unterschied, daß es viel solider gearbeitet war als die wirklich modernen Möbel. Dahinter lag eine helle Gartenstube mit ganz lichten Möbeln, eine Art Fremdenzimmer, in dem aber nie jemand gewohnt hatte.

Links von der guten Stube war noch ein einfacheres Wohnzimmer mit einer zweiten Gartenstube dahinter. In früheren Jahren hatten sie hier oben gewohnt, sie und die Tante. Die Tante vorn, sie hinten. Dann aber, als sich die Beweglichkeit der Tante mehr und

mehr verlor und sie sich nur noch im Fahrstuhl in den Garten wagte, waren sie, um das Treppensteigen zu vermeiden, hinuntergezogen.

Unten herrschte dieselbe Anordnung wie oben. Nur das Mittelzimmer fehlte. Rechts hatten sie gewohnt, die Tante vorn und sie rückwärts, aber diese Stube war nicht so hell und freundlich wie die oben. Links vom Flur befand sich ein Besuchszimmer und das Eßzimmer nach hinten, mit der Küche durch eine Öffnung in der Mauer verbunden. Außerdem gab es noch eine große und mehrere kleine Giebelstuben. Raum genug für eine zahlreiche Familie. Und nun sollte sie allein hier hausen! Es wurde ihr ganz unheimlich. Das Giebelgeschoß mußte verschlossen bleiben wie bisher, und ebenso würde sie auch die beiden Stuben abschließen, in denen sie die letzten Jahre mit der Tante gewohnt. Dagegen wollte sie die Eßstube unten und das Besuchszimmer für gleichgültige und geschäftliche Besuche beibehalten. Wohnen jedoch würde sie hier oben in der Gartenstube, wo sie noch etwas Jugendmut besessen hatte.

Sie schlief schon die Nächte her seit dem Tode der Tante hier oben, und das Fenster stand weit offen, die milde Gartenluft einlassend. Ein ganz einfach getünchtes Zimmer, ein dünnes, gelbliches Muster auf lichterem Grunde, mit einfachen, hellgestrichenen Tannenmöbeln, weißen Musselinvorhängen und recht altmodischen gehäkelten Schutzdecken. Eigentlich kein Aufenthalt für eine reiche Erbin, aber sie konnte sich nicht sofort einen kostspieligeren Geschmack anschaffen und beschloß nur, die gehäkelten Decken durch gestickte zu ersetzen.

In diesem Zimmer sank sie auf eine kleine Sitzbank am Fenster und dachte nach. Sie war also nun frei, frei, nach fünfzehnjähriger, sehr enger Gefangenschaft,

frei, und obendrein Herrin eines Vermögens, das ihr alle möglichen Herrlichkeiten verhieß. Wenn sie sich nur Herrlichkeiten wünschen könnte! ... Und mit allem ihrem Gelde, was blühte ihr doch für ein Leben? Gewiß wären die ersten Damen von Altstadt nun gerne bereit, mit ihr zu verkehren. Aber sie brannte nicht so sehr darauf, sie näher kennen zu lernen. Die Mädchen paßten nicht zu ihr, und die Frauen noch weniger. Und dann pflegte Tante Evermann, die natürlich sämtliche Familiengeschichten der Stadt kannte, so Ungünstiges von allen zu erzählen, daß sie ihr diese Menschen gründlich verleidet hatte. Es widerstrebte ihr auch, daß sie nun erst, weil sie Geld hatte, für diese Damen, die sie bisher über die Achsel angesehen hatten, ein Mensch werden sollte.

Nein, sie brauchte diese Weiber nicht, sie war ja die innere Einsamkeit gewöhnt wie die äußere, und eben erblühte das neue Leben im Garten. Jeden Morgen gab es etwas Neues zu sehen, und sie konnte sich nun frei, nach eigenem Wunsch und Ermessen ergehen, ohne mit scharfer Stimme an den Krankenstuhl zurückbeordert zu werden. Sie führte die Aufsicht über den Geflügelhof und den Taubenschlag, konnte sich Material zu hübschen Handarbeiten kaufen, von denen die Tante nie etwas wissen wollte, und besaß die Macht, sich Zeitschriften zu halten, so viele sie wollte, sich Klassiker zu kaufen, wonach sie sich so sehr gesehnt hatte. Auch Spaziergänge ins Stadtwäldchen und die die Stadt umgebenden Anlagen konnte sie jetzt machen, und diese neuen Lese- und Gehfreiheiten würden ihr den Tag ausfüllen. Die Mahlzeiten blieben so einfach wie zur Zeit der Tante, nur daß sie jetzt dem Gärtner und seiner Frau ihr Teil zukommen lassen wollte, so daß diese bei dem Tausch sehr gewannen. —

Einzelne aus der Stadt machten Versuche, sich ihr zu nähern, aber es blieb beim bloßen Versuche. Ebensowenig Lust hatte sie, den Vorschlägen der Gewerbsleute der Stadt nachzugeben und das Haus einer eingehenden Verschönerung zu unterwerfen, und nur aus Mitleid ließ sie von einem armen Tapezierer, der eine große Familie hatte, verschiedene Ausbesserungen vornehmen. Für wen sollte sie das Haus und die Zimmer auch in Stand setzen?

Am zufriedensten fühlte sie sich, wenn sie in aller Stille und ungestört das Erschließen der Knospen und Blüten beobachtete, wenn sie sah, wie die grünen Blattspitzen sich entrollten, und die Gesträuche sich mit Blüten bedeckten.

Aber das Menschenherz verlangt mehr, und Elfriede verspürte im Innern bald eine große Leere. Die Gemütsruhe, die ihr in dem langjährigen und nicht erquicklichen Zusammenleben mit der Tante erhalten geblieben war, fing an sie zu verlassen.

Das kannte sie ja schließlich schon seit fünfzehn Jahren, wie sich im Garten Hartriegel, Dornbusch und Spiräen mit Blüten bedeckten. Oft hatte sie die Birken und den Flieder ihr Laub entfalten gesehen. Stille gesessen hatte sie genug im Leben. Warum machte sie sich jetzt nicht auf und ging dahin, wo es Neues zu sehen gab? Sie hatte doch so viel vom Salzkammergut gehört, von blauen Seen und schneeigen Gletschern! Stand ihr das nicht alles jetzt offen?

Das lange Stillhocken bei der Tante, das ewige Sichducken und Gehorchen mußte wohl ihre Willenskraft gelähmt haben, oder vielmehr, es hatte sich eine solche gar nie bei ihr entwickeln können, denn damals, als sie zur Tante kam, war sie kaum noch der mütterlichen Obhut entronnen, war gewöhnt, geleitet und ge-

gängelt zu werden. Die Tante hatte das der kalten Mutterhand entfallene Zepter sofort aufgenommen, und sie war eine Unmündige geblieben wie bisher.

Das klebte ihr nun an. Sie war menschen- und weltscheu geworden. Daß man allein irgendwohin reisen, in einem Hotel ein Zimmer verlangen, sich Sehenswürdigkeiten betrachten könne, das alles konnte sie sich gar nicht vorstellen.

Das Salzkammergut, Gebirge und Seen und alle Herrlichkeiten der Welt schreckten sie bloß, statt sie zu locken. Wenn sie damals Geld gehabt hätte in der Jugend! Damals war das Glück an ihr vorübergegangen, weil sie eben nichts gehabt hatte.

Ihre Gedanken flogen zurück zu der kleinen Stadt am Meere, in der sie geboren war und wo sie die ersten dreiundzwanzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte.

Sie sah das Elternheim, ein bescheidenes Stockwerk in einer Nebengasse, mit einfachen, stark abgenützten Möbeln. Sie sah sich selbst, zwischen den nicht mehr jungen Eltern eine stille, einsame Kindheit verlebend, ohne hervorstechende Freuden, wenn auch ohne besondere Schmerzen. Der Vater, ein bescheidener Beamter, wußte nicht viel mit dem Kinde anzufangen, die Mutter hingegen beschäftigte sich nur zu viel mit ihr. In ihrer despotischen Liebe ließ sie sie kaum auf ihre eigene Weise Atem schöpfen. Alles sollte sie nach Vorschrift tun, jeder Schritt wurde ihr anbefohlen.

Noch ehe sie heranwuchs, starb der Vater, und Mutter und Tochter mußten nun von der Pension leben, die nichts weniger als bedeutend war. Aber es gelang der Mutter, durch Vermieten der Vorderstuben ihre Einkünfte etwas zu vergrößern, und ihre einzige Sorge war es nun, ehe sie starb, Elfrieden einen Mann zu verschaffen.

Natürlich hatte sie dabei ein Hauptaugenmerk auf die Mieter der Vorderstuben. Auf diese Weise glückte es so vielen Müttern, warum denn ihr nicht? Nur war Elfriede diejenige nicht, die es verstand, an den Plänen der Mutter mitzuarbeiten.

Der erste Mieter war ein junger Assessor gewesen, der gewiß bei einer Heirat höher hinaus wollte, und dem es nicht einfallen würde, die Tochter seiner Zimmervermieterin zu heiraten. Aber ein sichtliches Wohlgefallen des eleganten jungen Herrn an dem schlanken, schüchternen Mädchen fachte die Hoffnungen der Mutter doch an. Wenn nur Elfriede ein wenig auf den Plan eingegangen wäre! Allein sie konnte den Assessor nicht leiden und pflegte sich zu verstecken, wenn ihr Gefahr drohte, ihm auf dem Flur zu begegnen.

Dann wurde er versetzt, und Werner Thiel zog ein. Er war eben als Arzt fertig geworden und wollte sich in der kleinen Küstenstadt eine Praxis gründen, wobei er den letzten Rest seines Vermögens aufzehrte.

Mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, kümmerte er sich um Mutter und Tochter nicht viel, während Elfriede sich jetzt auf die Lauer legte, um ihn nur einen Augenblick heimlich zu erblicken. Ach, wie genau sah sie ihn noch vor sich, wie sie ihn, hinter der mit einem Vorhang bedeckten Küchentürscheibe hervorlugend, mit starken Schritten über den Flur gehen gesehen hatte!

Sie meinte, er müsse allen Menschen so schön vorkommen wie ihr. Für sie war er der Inbegriff aller Männlichkeit, wirklich und wahrhaftig der Herrlichste von allen.

Um so mehr mißfielen ihr die Versuche der Mutter, ihn heranzuziehen, die übrigens alle nicht glückten. Thiel ließ sich durch die Freundlichkeit der Mutter nicht

bestechen und blieb fern. Doch wenn er Elfriede zufällig im Hause begegnete, grüßte er sie freundlich und sah sie so teilnehmend an, daß ihr törichtes Herz erbebte.

Und dann war es wie ein letzter mütterlicher Kniff, als sich die Mutter das schwere innerliche Leiden holte, das sie zwang, Werner Thiels ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Es war Elfriedes schwerste und doch auch schönste Lebenszeit. Die Mutter litt viel Schmerzen, aber der Doktor trat ihnen näher, und die Liebe blühte zwischen ihnen auf wie eine stille Blume.

Ja, daran hielt Elfriede fest: er hatte sie auch geliebt. Die Mutter sah Tag um Tag seinem Antrag entgegen, als Werner Thiel ihnen eines Morgens erklärte, daß er die Stelle eines Badearztes in dem Seebad Muroog auf einer der Inseln unweit ihrer eigenen kleinen Stadt angenommen habe.

Gelegentlich dieser Mitteilung sprach er sich der Mutter gegenüber ziemlich offen über seine Verhältnisse aus. Seine Mittel gingen zu Ende, und die Praxis erhielt ihn hier noch lange nicht. Die Stelle als Badearzt bot ihm den einzigen Ausweg aus seinen Schwierigkeiten, die Aussicht, sich einen eigenen Herd gründen zu können.

Diese letzte Bemerkung versöhnte die Mutter mit seinem Wegzug. Persönlich kam es sie hart an, sich jetzt einem anderen Arzte anvertrauen zu müssen, aber ihre Hoffnung auf die schließliche Versorgung ihres Kindes stieg.

Den ganzen Sommer, während die Krankheit schreckliche Verheerungen in ihr anrichtete und ihre letzten Lebenskräfte aufzehrte, nährte sie die Zuversicht, daß Thiel bald kommen werde, Elfriede zu holen. Und Elfriede hoffte es mit ihr. Diese Hoffnung hielt sie im Kampf mit der Krankheit der Mutter aufrecht.

Noch war die Krankheit mit der verzweifelten Gegenwehr der armen Frau nicht ganz fertig geworden, als Elfriede eines Tages durch Zufall ein Zeitungsblatt in die Hände fiel, dem sie entnahm, daß Werner Thiel sich im Seebade drüben verlobt habe. War es denn anders möglich? Dort kamen glücklichere Mädchen hin als sie, mit Vermögen, die ihm etwas zu bieten hatten. Er hatte zugegriffen, vielleicht weil es nicht anders ging, vielleicht auch, weil jene andere glänzendere Eigenschaften besaß, die es ihr nicht schwer machten, Elfriedes blasses Bild aus seinem Herzen zu vertreiben.

Sie grollte ihm nicht, aber sie litt schwer und tief und mußte ihren Schmerz noch verschweigen, es der Mutter verheimlichen, daß ihre letzte Hoffnung geschwunden war. Erleichterte es der Mutter doch das Sterben, zu glauben, daß Werner Thiel sich ihrer Tochter annehmen werde.

„Er wird kommen, dich zu holen," flüsterte sie, wenn Elfriede an ihrem Bette saß, sie pflegend, und nur mit Mühe unterdrückte diese dann das Schluchzen, das ihre Kehle sprengen wollte. Es bedurfte wahren Heldenmutes, nicht der Versuchung zu erliegen, mit ihrem eigenen Leid bei der Sterbenden Trost zu suchen.

Gott sei Dank, daß es ihr gelungen war, sich zu beherrschen. Niemals hätte sie es sich verzeihen können, wenn sie der Mutter ihren schönen Wahn geraubt hätte.

Im Herbst, als Werner Thiel eben seine Hochzeitsvorbereitungen machte und deshalb in der Stadt weilte, starb die Dulderin. Er hörte von ihrem Tode und gewann es über sich, einen Beileidsbesuch abzustatten.

Während die Mutter im Nebenzimmer aufgebahrt lag, und das Licht der Kerzen ihr wachsgelbes, abgezehrtes Gesicht beleuchtete, stand Elfriede mit Werner Thiel im Wohnzimmer, in hilflos starrem Schmerz seinen

verlegenen Trostesworten lauschend. Der Tod weckt um so heißer die Sehnsucht nach Liebe, die das Verlorene ersetzen soll, und doch war Elfriede in dieser Stunde mit seinem Verlust ausgesöhnt, denn sie hätte jetzt nicht glücklich sein mögen.

Daß dem Manne nicht recht wohl zu Mute war, daß er Mitleid mit ihr hatte und etwas für sie hätte tun mögen, das fühlte sie, aber Liebe war das nicht mehr. Er war auch innerlich zu der anderen übergegangen. Niemand brauchte ihr das zu sagen, sie spürte es sehr wohl. Und war er denn nicht frei gewesen? Nichts band ihn an sie, kein Versprechen war gefallen. Freundliche Blicke, ein wärmeres Wort hie und da, ein Händedruck vielleicht — wog das so schwer?

Ach, er hatte ja recht, vollständig recht, wenn er sie stehen ließ! Sie hätte nicht an seinem Unglück schuld sein mögen. Zwei, die nichts haben! Er brauchte eine Mitgift, um sich einzurichten, sich über Wasser zu halten, bis sein Beruf ihm genügend eintragen würde.

Nachdem er gegangen, schrie es aber doch verzweiflungsvoll in ihr auf. Ihr war, als rette er sich unter ein schützendes Dach, während er sie draußen ließ in Sturm und Ungewitter. Niemals hätte sie selbst diese Klugheit aufgebracht. Lieber mit ihm zu Grunde gehen, als sich ohne ihn retten! Er konnte nur so handeln, weil er sie nicht liebte.

Sie dachte kummervoll daran, was sie eigentlich anfangen sollte, als Tante Evermann ihr schrieb, sie könne zu ihr kommen und bei ihr leben.

Damals erschien es ihr wie eine Rettung. Sie brauchte nicht in die harte Welt hinauszugehen, nicht den Kampf ums Dasein zu kämpfen, sondern fand ein Plätzchen in einer stillen Gasse.

Aber nun sah sie wohl ein, daß sie verkehrt ge-

handelt hatte. Gerade in die Welt hätte sie hinaus sollen. Sie hätte sich durchgeschlagen in Wind und Wetter, im Lebenskampf hätte sie Vergessen gefunden, und vielleicht wäre auch die Liebe ihr nochmals begegnet. In dem stillen Winkel, wo fünfzehn Jahre lang kaum ein neuer Eindruck die alten verscheuchte, und sie von ihren wenigen Erinnerungen zehren mußte, blieb ihr alles so lächerlich gegenwärtig, daß sie sich jetzt wie ein Gespenst der Vergangenheit vorkam, als erwache sie aus langem Schlafe und finde nun die Welt um sich verändert.

— — — — — — — — — — — —

Die kleinen Abänderungen in ihrem Hause, zu denen sie sich bereden ließ, waren bald beendet, und die alte klösterliche Stille lagerte wieder über Haus und Garten. Es blühten die Obstbäume, der Flieder, die wilde Rose und das Geißblatt. Endlich erschlossen sich die ersten Rosen, und auf den Stöcken öffnete die Pfingstrose ihre dicken Kelche. Der Sommer war da, und sie lebte so fort, wie sie mit der Tante gelebt hatte.

Der alte Doktor, der in der kleinen Stadt seit dreißig Jahren die Menschen bei ihrem Eintritt ins Leben empfing und sie bis zur letzten Ruhestätte begleitete, begegnete Elfriede eines Tages in den Anlagen der Stadt neben dem Flüßchen. Das Wasser desselben war fast ausgetrocknet, und die Steine des Flußbettes schimmerten weiß. Die Eschen trugen große Blütensträuße, die Linden schickten sich an, zu blühen.

„Wie geht es? Wie steht es mit Ihnen, Fräulein Elfriede?“ fragte er.

Elfriede hielt es für eine Art Verpflichtung, sich dem Doktor gegenüber zu irgend einem Übel zu bekennen, und so gestand sie, daß der Schlaf sich manchmal recht sehr bitten lasse, zu kommen.

„Nerven! Nerven! Das ruhige Leben fällt manchmal gerade so auf die Nerven wie der tollste Rummel. Sie brauchen eine Luftveränderung, das liegt auf der Hand. Ich dachte es schon früher manchmal. Aber es ist nicht meine Gewohnheit, jenen meiner Patienten, die kaum Schwarzbrot erschwingen, Madeira und Fasanen zu empfehlen. Sie konnten doch nicht fort. Jetzt aber können Sie's. Sie sollten in ein Seebad gehen."

„In ein Seebad?" fragte Elfriede träumerisch.

„Ich meine nicht gerade Ostende, Helgoland oder Scheveningen. Es muß ja nicht ein Weltbad sein, wenn Sie einen ruhigeren Strand vorziehen. Da erhielt ich kürzlich einen Prospekt von Muroog, das wäre was für Sie. Stille Insel, schöner Strand, einfaches Badeleben ohne gesellschaftliche Verpflichtungen."

„Muroog?"

„Kennen Sie's nicht? Und Sie sind doch gar nicht weit von der Inselgruppe, der es angehört, zu Hause. Gebrauchten Sie in früheren Jahren nie Seebäder?"

„Einmal verbrachte ich mit meinen Eltern ein paar Wochen am Meeresstrand. Ich weiß, damals taten die Seebäder mir gut."

„Na also! Wissen Sie was? Ich schicke Ihnen den Prospekt, da können Sie selbst nachlesen, was es da gibt. Entschließen Sie sich bald. Ist ja Unsinn, so hocken zu bleiben!"

Von selbst wäre es ihr nie eingefallen, dahin zu gehen, wo er war! Aber vielleicht war er gar nicht mehr da. Wer weiß, wohin ihn das Schicksal unterdessen vertrieben hatte!

Der Doktor hielt Wort und sandte ihr den Prospekt, den Elfriede mit heftig klopfendem Herzen zur Hand nahm. Da war alles angegeben, was die Umgegend,

die Kuranstalt bot, und natürlich stand auch der Name des ordinierenden Arztes darunter: Doktor Thiel.

Sie war, ehe sie den Prospekt erhielt, fast schon entschlossen gewesen, nach Muroog zu gehen. Sollte sie sich jetzt dadurch abschrecken lassen, weil er noch dort war? Sie ging ja nicht deshalb hin, um ihn wieder zu sehen, sondern weil der Doktor es ihr empfahl.

Dieser half nach, und so wurde endlich der Entschluß gefaßt. Elfriede fühlte zu sehr, wie notwendig es ihr war, aus dem kleinen Kreise ihres bisherigen Lebens herauszukommen.

Die alte Guste, der Gärtner und seine Frau wunderten sich nicht wenig, als Elfriede Vorbereitungen zu ihrer Abreise traf. Die Möbel wurden mit Staubhüllen bedeckt, die Zimmer abgeschlossen, das ganze Haus in einen Dornröschenzustand versetzt. Die Altstädter Schneiderin, die Elfriedes Trauerkleider geliefert hatte, bekam wieder zu tun, und eines Tages stand einer der wenigen Mietwagen der Stadt vor der Tür, um Elfriedes Gepäck aufzunehmen und sie selbst auf die Bahn zu bringen.

Sie hatte sehr wenig Abschiedsbesuche zu machen, und bei Gelegenheit ihrer Abreise kam es ihr wieder einmal schmerzlich zum Bewußtsein, wie lose sie mit der übrigen Menschheit zusammenhing. Niemand trennte sich schwer von ihr, niemand würde sie vermissen. Die alten Dienstleute betrachteten ihre Abwesenheit als Ferien, was sie um so eher konnten, als Elfriede dafür gesorgt hatte, daß sie sich's in der Zwischenzeit gut gehen lassen konnten.

Ihre Reise führte sie über Berlin, wo sie Station machen wollte, denn bei ihrer Hinfahrt vor fünfzehn Jahren war sie nur durchgereist, ohne etwas zu sehen. Der Lärm der Riesenstadt, das ungeheure Hotel auf

der Friedrichstraße, das man ihr empfohlen hatte, schreckten sie, aber sie fand sich doch besser zurecht, als sie gedacht hatte. Sie sah so viele Frauen, die sich allein behelfen mußten wie sie. Die Reise von Altstadt nach Berlin hatte sie mit einem blutjungen Mädchen gemacht, das mutterseelenallein reiste und sich nichts, aber auch gar nichts daraus machte. Und wie viel einzelne Damen sah sie überall in Konditoreien, in den Kaffeehäusern sogar, im Gasthaus und im Hotel! Sie war jedenfalls keine Ausnahme, und niemand fand etwas Besonderes an ihrer Einschichtigkeit.

Dennoch war Berlin ihr unheimlich, aber eine Art von Gewissenhaftigkeit hielt sie davon ab, wieder abzureisen, ehe sie sich die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten angesehen hatte. Sie mußte auch ihre Toilette und Reiseausrüstung noch ergänzen, denn sie sah in den Schaufenstern vieles, worauf sie nie verfallen wäre, daß man so etwas brauche. Nun sie es aber recht bedachte, sah sie wohl, daß ihr noch verschiedenes fehlte. Sie kaufte billig ein, denn sie hatte noch nicht recht das Bewußtsein dessen, was sie sich gönnen durfte, und blieb bescheidener als notwendig. Dafür bangte sie in der geräusch- und menschenvollen Großstadt, daß sie bestohlen werden könnte, und hütete ängstlich ihre lederne Umhängetasche, in der sie ihr Reisegeld hatte.

Man gewöhnt sich ja an so manches, aber mit Kellnern und Kutschern zurechtzukommen wie manche andere alleinstehende Dame, die sie sah, das würde sie doch nicht sobald lernen.

Auf ihrer weiteren Fahrt lernte sie im Eisenbahnwagen eine Dame kennen, die zufällig auch einmal in Muroog gewesen war und ihr förmlich eine Empfehlung an den Badedirektor und eine andere an die Inhaberin der Pension aufdrang, in der sie damals gewohnt hatte.

Sie betonte, die Pension, welcher die Witwe eines Arztes vorstand, sei recht wohlfeil, denn Elfriede sah man natürlich noch nicht an, wie viel sie monatlich zu verzehren hatte.

Den Badearzt erwähnte die alte Jungfer nicht. Sie war sehr gesund und hatte wohl gar keinen Doktor gebraucht.

In der Hafenstadt angelangt, von wo aus sie weiterfahren mußte, hielt sich Elfriede gar nicht erst damit auf, die Stadt kennen zu lernen, sondern bestieg den Dampfer, der den Verkehr mit den Inseln besorgte, und langte nach schöner Seefahrt in hellem Sonnenschein auf Muroog an.

Nun war sie wieder hier im Norden, wo die ganze Beleuchtung ihr eine andere schien wie in der kleinen Binnenstadt, ihrem langjährigen Aufenthalt. Sie sah das Meer wieder, dem sie in ihren jungen Jahren immer so nahe gewesen, ohne daß sie die Annehmlichkeiten des Strandlebens öfter als einmal auf kurze Zeit kennen gelernt hätte. Sie hatte sich vor dem Meere immer gefürchtet, denn was hörte man anderes als Schiffbruch, Zusammenstöße, Kentern von Booten, Verlust von Menschenleben in schlechtem Wetter und ähnliches? Jetzt aber lag es licht und glatt mit jener einschmeichelnden Zahmheit zu ihren Füßen, wie sie die gewaltige See annehmen kann, um die Sterblichen über ihre furchtbaren Gewalten hinwegzutäuschen, und ihr schien es, als habe sie seit je ein ganz unrichtiges Bild von der See in sich getragen. Sie erinnerte sich immer nur an eine wildbewegte, graue, wildrauschende und brandende See, nicht aber an ein so mildes, freundliches Gewässer. So war der erste Eindruck für ihre ängstliche Seele sehr beruhigend.

Sie hatte sich der Inhaberin jener Pension tele-

graphisch angemeldet, und diese war selbst am Landungsplatz, um ihre neue Mieterin zu empfangen.

Frau Weide war eine Dame mit einem ausgesprochenen Lammsgesicht. Sie ging in Trauer wie Elfriede selbst. Sie hatte kürzlich eine jungverheiratete Tochter verloren, und durch diesen Schmerz war die Alltagseele so tief gepackt worden, daß Elfriede fühlte, sie hätte nicht die normale Frau Weide vor sich, sondern eine ganz andere. Sonst rühmte sie die Lage und die Bequemlichkeiten ihres Hauses wohl viel redseliger. Jetzt sagte sie ihr nur, sie hätte ihr ein schönes, schattiges Zimmer mit Seeansicht reserviert, das ihr wohl gefallen werde.

Das Gepäck wurde dem Hausdiener übergeben, während Elfriede und die Doktorin Weide sich zu Fuß nach deren Hause begaben.

Obgleich die Stunde schon vorgerückt war, herrschte doch noch ziemliche Helligkeit ringsum, so daß Elfriede den Eindruck hatte, als ob sie aus einer dunklen Stube, in der sie sich lange aufgehalten habe, in eine hellere komme. Der Himmel weißlichhell und lichtglänzend das Meer. Licht die Häuser, alles licht, wie von einem Freilichtmaler gemalt.

Es war keine Beleuchtung, die alternden Gesichtern stand, aber an das dachte Elfriede nicht. Nur ein Hauch von Heimatsgefühl wehte sie an.

Mit ihrem Zimmer erklärte Elfriede sich sehr zufrieden, und die Doktorin, die schon einige leise Klagen darüber hatte fallen lassen, daß es gar so anspruchsvolle Damen gebe, merkte, daß ihr neuester Gast nicht zu diesen gehörte. Die eine wollte Morgensonne, jene einen Schaukelstuhl, die dritte warf einem das Wetter vor. An alle solche Dinge dachte Elfriede nicht. Ihre ganze Innenwelt war von dem einen Gedanken be-

herrscht, ob sie hier Werner Thiel und seiner Frau begegnen würde. Es konnte gar nicht anders sein, als daß es geschah. Aber er würde sie wohl nicht erkennen, und in die Nähe ging sie ihm keinesfalls. Sie bedurfte ja keines Arztes. Sie scheute sich, irgend eine Frage über den Doktor zu tun, obgleich das weder auffallend noch unnatürlich gewesen wäre, und die Frau Weide erwähnte gleichfalls des Badearztes mit keiner Silbe.

Trotz ihrer geheimen Aufregung schlief Elfriede die erste Nacht auf Muroog sehr gut, wohl hauptsächlich deshalb, weil sie seit ihrer Abreise von Altstadt noch keine einzige Nacht ordentlich geschlafen hatte und daher übermüdet war.

Durch die herabgelassenen Blenden schien das Sonnenlicht hell ins Zimmer, als sie erwachte, und vom Meere her ließ sich ein leises Murmeln vernehmen, das ihr nicht unbekannt war.

Aber mit dem Erwachen meldete sich auch das Gefühl, das sie, seit sie geerbt hatte, auf Schritt und Tritt begleitete: Du bist allein auf der Welt — ganz allein!

Für sie gab es keinen rechten Genuß ihres Besitzes, denn sie konnte nicht allein genießen.

Ihr erstes war, die Blende emporzuziehen und einen Blick auf das Meer zu tun, das sie jenseits des Strandes ruhig blauend liegen sah, anders als gestern, doch wieder mit beruhigendem Winken und Lächeln, als kenne es keine Schrecken. Dort zog sich der weiße Strand hin, in grünem Uferwald verschwindend. Zwischen dem Strande und dem Hause lag der Garten, eine noch ziemlich jung aussehende Anlage mit wenigen Bäumen, dafür reich an blanken Kieswegen, welche saftig grüne Rasenflecke begrenzten.

Rechts und links lagen Häuser mit Gärten, die sich gerade so weit erstreckten wie der Pensionsgarten. Nach

links hatte sie wenig Ausblick, da sie sich auf dem rechten Flügel des Hauses befand. Aber rechts konnte sie in den Garten des Nebenhauses hineinsehen. Dort stand an der Hausmauer ein runder Gartentisch, auf demselben Kaffeegeschirr und geleerte Tassen. Mehrere Personen mußten da gefrühstückt haben. Elfriede wurde inne, daß sie sich ziemlich verschlafen hatte. Nun war niemand mehr anwesend als ein etwa elfjähriges Mädchen, ein stark aufgeschossenes Kind, das mit mütterlichen Blicken das Frühstück einer Sechs- oder Siebenjährigen bewachte.

Wie hübsch das war, das blonde Mädchen, das Hausmütterchen spielte, das Kaffeegeschirr zusammenstellte und auch sonst eifrig Ordnung schaffte! Elfriede konnte sich nicht an ihr satt sehen und noch weniger an dem dunkelhaarigen Krauskopf der Jüngeren.

Während sie hastig ihre Toilette machte, blickte sie immer wieder verstohlen hinunter.

Sie hatte sich für heute das Frühstück auf ihr Zimmer erbeten, und kaum war sie mit Ankleiden fertig, als es auch schon an der Tür klopfte, und eine ältere Person, die sie schon gestern abend als das Faktotum der Doktorin kennen gelernt hatte, trat ein, ihr eine Tablette mit ihrem Frühstück bringend.

„Guten Morgen, Fräulein. Haben Sie gut geschlafen?“ fragte sie höflich.

„Danke, recht gut.“ Elfriede warf wieder einen zerstreuten Blick nach dem Garten. „Sind das Badegäste, die da nebenan wohnen?“

„Ach nee,“ entgegnete Margarete, erstaunt über die Unwissenheit der Neuen. „Nebenan wohnen ja Doktors. Wir haben es sehr bequem, wenn jemand krank wird.“

Doktors! Es kam zu plötzlich. Elfriedes Herzschlag setzte aus.

„Es gibt wohl mehrere Ärzte hier im Ort?“ fragte sie mit mühsamer Beherrschung ihrer Stimme.

„Noch einen außer diesem, einen ganz jungen, der ist aber bloß im Sommer da. Der daneben ist Doktor Thiel, der Badearzt. Wenn Fräulein ihn brauchen, er ist besser als der junge, viel besser.“

Also seine Kinder waren das!

„Die zwei Mädchen da drüben, die Blonde und die kleine Braune, sind das alle Kinder, die er hat?“

„Ach nee, der hat noch mehr. Noch drei Jungens. Der jüngste ist noch zu Hause, aber die beiden ältesten sind in Bremen auf dem Gymnasium. Fräulein sahen wohl die Ilse unten? Ja, die spielt schon das Hausmütterchen und ist noch nicht ganz zwölf. Aber sie muß wohl. Die alte Mertens führt zwar die Wirtschaft, was man eben so führen nennt — so gut sie's eben versteht. Auf die Meta und den Willi aber könnte sie nicht aufpassen. Da tut es die Ilse.“

„Ist denn die Frau leidend?“ fragte Elfriede stockend.

„Leidend? Nein, der tut schon längst kein Zahn mehr weh,“ erklärte Margarete.

„Tot also?“ stotterte Elfriede.

„Schon im dritten Jahr.“ Margarete schüttelte mitleidsvoll den Kopf. „War ein rechter Jammer. Er sollte wieder heiraten, aber welche wird ihn denn nehmen mit seinen fünf großen Kindern. Und reich wird man hier auf Mursog ja auch nicht. Es steht man bloß so so da drüben.“

Das fremde Fräulein sah so nachdenklich drein, daß Margarete dachte, sie höre ihr gar nicht mehr zu und wolle lieber ihren Kaffee in Ruhe trinken. So brach sie ab und ging hinaus.

Elfriede war von dem Gehörten sehr erregt. Hatte sich bei dem Anblick dieser Kinder wirklich etwas wie eine

Ahnung in ihr gerührt oder bildete sie sich das bloß ein?

Ehe sie sich zu ihrem Frühstück niedersetzte, warf sie noch einmal einen Blick hinunter. Nun standen die Stühle wohlgeordnet um den leeren Tisch. Niemand war mehr zu sehen.

Seine Kinder! Werner Thiel Witwer! Niemals hatte sie an diese Möglichkeit gedacht. Das also war das Ende seines Glückes! Aber er stand nicht allein im Leben, es war ihm etwas, es war ihm viel geblieben, woran er sein Herz hängen konnte, und sein Leben war ausgefüllt. Gewiß dachte er nie, nie mehr an die, deren Weg er einst gekreuzt hatte. —

Als Elfriede nach dem Frühstück hinunterkam, traf sie gleich auf die Doktorin Weide, der es eingefallen war, daß sie unter den Vorzügen ihres Hauses die Nachbarschaft des Arztes nicht erwähnt hatte, und die ihr riet, sich, wenn sie ärztlichen Rates bedürfe, nur an Doktor Thiel zu wenden. „Doktor Thiel ist seit vielen Jahren hier Sommer und Winter, zu seinem Schaden, anderswo wäre es ihm wohl besser gegangen."

„Geht es ihm denn nicht gut?"

„Zum Reichwerden ist es hier nicht bei der kurzen Saison, und im Winter ist nicht viel los. Anstatt sich Vermögen zu erwerben, hat er hier nach und nach das Seinige zugesetzt. Die Frau war lange leidend und hat viel gekostet. Zwei Söhne hat er auf dem Gymnasium. Es ist heutzutage nicht leicht, eine größere Familie zu erhalten."

Elfriede nickte stumm. Als schwer kämpfenden Familienvater hatte sie sich Werner Thiel nie vorgestellt. In ihrer Einbildung war es ihm immer glänzend gegangen. So hatte ihm also das Vermögen seiner Frau

nicht aufgeholfen? Wie wäre es ihm dann erst mit einer solchen Kirchenmaus wie sie selber gegangen? Früher, da wäre es ihr wohl manchmal eine Erleichterung gewesen, zu erfahren, daß er sich nicht so in die Wolle gesetzt hatte, wie sie gedacht hatte. Jetzt war es ihr nur peinlich, zu vernehmen, daß er vielleicht Sorgen habe, gemeine Lebenssorgen, die ihr noch schrecklicher schienen, seit sie ihnen sicher entronnen war.

Die Doktorin fühlte sich nun auch bemüßigt, ihr von den auf Muroog möglichen Vergnügungen zu sprechen: von Strandkonzerten und den Unterhaltungen im Kasino. Elfriede lächelte dazu bloß zerstreut. Ach Gott, als ob sie an so etwas dachte!

Sie wollte ja nur Seeluft atmen und Frieden genießen.

Mit einem Roman, den ihr die Doktorin lieh, zog sie durch die Gartenpforte hinaus, den Strand entlang bis zu den Fichten, die eine Strecke weiter hinaus die Dünenhöhe gegen das Meer zu krönten. Die Augen träumerisch ins Weite gerichtet, das ruhige Meer und den Strand, von dem sich die Flut zurückgezogen hatte, zur Linken, schritt sie weiter, den Ort hinter sich lassend.

Unter den ersten Fichten, die sie erreichte, stand eine steinerne Bank, auf der schon ein paar Kinder saßen. Sie setzte sich, ohne diese weiter zu betrachten, und erst, als sie schon Platz genommen hatte, erkannte sie die beiden Mädchen aus dem Nachbargarten.

Das ältere Mädchen saß sittsam da, einen Strumpf in der Hand, das jüngere mit dem krausen Haar schlenkerte mit den Beinen und blickte auf das Meer hinaus.

„Willi wollt' mich nicht mitnehmen," klagte sie. „Ich bin zu klein, sagt er, und ich wäre doch so gerne mitgegangen, Krabben fischen."

„Laß nur die Jungens, Meta!“ beruhigte das ältere Mädchen. „Zu denen gehörst du nicht.“

Sie warf dabei einen scheuen Blick auf die Dame am anderen Ende der Bank und sprach mit gedämpfter Stimme.

Elfriede schlug ihr Buch auf und tat, als ob sie lese. Sie lauschte aber nur auf die zwitschernde Stimme der Kleinen. Ihr Herz klopfte unruhig. Es waren seine Kinder, und sehr hübsche Kinder, das mußte man sagen. In dem braunen Krauskopf fand sie manches vom Vater wieder, und das berührte sie eigen, während das ältere Mädchen ihre Sympathien durch ihr mütterlich gesetztes Wesen gewann. So jung noch und kam sich doch schon so alt vor, hatte ein so ausgesprochenes Verantwortlichkeitsgefühl!

Sie brannte darauf, die Mädchen anzusprechen, wußte dies aber nicht recht einzuleiten, und ihre Gegenwart machte die Kinder sichtlich scheu, denn sie trauten sich kaum mehr zu sprechen. Das ältere Mädchen strickte, die Kleine dagegen baumelte mit den Beinen und erschütterte dadurch die Bank.

„Laß das, Meta, du genierst die Dame!“ flüsterte ihr die Größere zu.

„Ach nein!“ wehrte Elfriede, und nun war das Eis gebrochen, und sie konnte sprechen. „Ihr seid wohl die Doktorskinder, nicht wahr?“ fragte sie weiter. „Ich sah euch heute morgen schon im Garten. Geht ihr nicht in die Schule?“

Meta schüttelte bloß den Kopf, die ältere hingegen erklärte artig, sie hätten jetzt Ferien.

„Brüder habt ihr auch?“

„Drei,“ antwortete Meta, zur größeren Deutlichkeit drei Finger in die Höhe streckend.

„Wie heißen sie denn?“

„Die großen heißen Siegwart und Arno, der jüngste ist der Willi. Der ist älter als ich, aber jünger als die Ilse."

In förmlicher Hast gab sie bei jeder Frage Antwort, wie um der Schwester zuvorzukommen.

„Eure Mutter lebt nicht mehr?" fragte Elfriede. Diesmal aber wandte sie sich geradezu an Ilse.

„Nein," antwortete diese gesetzt. „Mütterchen war lange krank, und sogar Vater konnte ihr nicht mehr helfen."

„Wer führt denn da bei euch das Haus?"

„Wir haben Frau Mertens und Käthe," antwortete Ilse. „Käthe scheuert, putzt und klopft, Frau Mertens kocht und hält alles in Ordnung, aber Hausführen tut sie eigentlich nicht. Ich glaube, seit Mutter tot ist, führt niemand das Haus."

„Ilse tut es nämlich," fiel Meta altklug ein. „Vater sagt immer „kleines Hausmütterchen" zu ihr. Aber für 'ne richtige Hausfrau ist sie doch noch viel zu klein."

„Gehorchst du deiner älteren Schwester auch immer?"

„Meistens. Willi aber will es nie. Er sagt, sie soll sich nicht so aufspielen. Er gehorcht niemand, nur Vatern muß er." Plötzlich wandte sie sich lebhaft zu Elfriede herum. „Haben Sie auch Kinder?"

Elfriede errötete. „Nein, mein Kleines. Ich bin ein Fräulein."

„Ach so!" machte Meta enttäuscht. „Ich spielte schon oft mit Kindern von Damen, die bei Frau Weide wohnten. Bei ihr wohnen viele, von weit her. Im vorigen Sommer war 'ne Dame aus Wien da, die sprach so drollig und hatt' 'nen Dackel. Und manche sind aus Berlin. Sind Sie auch aus Berlin?"

„Aber Meta!" mahnte Ilse die Fragerin.

„Laß sie nur!" tröstete Elfriede. — „Nein, mein

Kind, ich bin nicht aus Berlin, ich bin aus Altstadt."

„Altstadt?" Meta dachte nach. „Von dort war noch niemand bei Frau Weide. Manche waren aus Düsseldorf und manche aus London oder gar aus Dresden. Aber Altstadt —"

„Ich habe dort ein hübsches Haus mit einem großen Garten," rühmte Elfriede. „Würde dir das nicht gefallen?"

„Mit Rosen und Nelken und so was?" fragte Meta interessiert.

„Ja, Blumen gibt es da genug." Und Elfriede erzählte von dem Reichtum ihres Gartens und von einem Grasmückennest, das sie vor dem Fortfahren beobachtet hatte. Von den Jungen wußte sie indessen noch nichts zu sagen, denn sie waren noch nicht ausgekrochen gewesen.

„Da wäre ich nicht fortgefahren," erklärte Meta entschieden.

Sie wurde immer vertraulicher, und das ermutigte Elfriede, ihr mit der Hand übers Haar zu streichen und die Kleine ein wenig an sich zu drücken.

Meta ließ es sich gefallen und benützte die Gelegenheit, um mit Elfriedes Kette zu spielen. Andere Damen sagten gleich: „Laß sein!" Diese jedoch hatte nichts dagegen.

Plötzlich knirschte der Sand des Weges unter kräftigen Männerschritten, und aufblickend gewahrte Elfriede den Doktor, der rasch herankam und etwas erstaunt auf die Gruppe blickte.

Meta machte sich von Elfriede los und lief auf den Vater zu, während Ilse bloß aufstand.

Grüßend hob Thiel den Hut. „Nun, Kinder, was macht ihr hier? Wo ist Willi? Schon wieder auf dem Wasser? Und ihr belästigt wohl die Dame?"

„Vater, sie ist keine Frau, sondern ein Fräulein," berichtete Meta rasch, „sie wohnt bei Frau Weide und hat viele Rosenstöcke und ein Gartenhaus, aber zu Hause in Altstadt, und das ist sehr weit von hier."

„Kleine Plaudertasche!" lächelte Thiel. „Gestatten Gnädige! Doktor Thiel, Badearzt."

„Elfriede Seyfried," antwortete Elfriede etwas leise und undeutlich.

Überall hätte sie Thiel auf den ersten Blick erkannt. Natürlich hatte er sich verändert. Er war nicht mehr der junge Mann von früher, aber doch nicht unerkennbar. Er trug noch immer einen kleinen Schnurrbart, und die leichte Neigung zur Fülle, die er in der Jugend gezeigt, hatte sich nicht verstärkt. Er war im Gegenteil schlanker geworden und sah größer aus als ehedem.

Er dagegen erkannte sie nicht, nicht sowohl weil sie sich so sehr verändert, als weil er einfach ihr Gesicht vergessen hatte. Aber der Name fiel ihm doch auf. „Seyfried?" wiederholte er nachdenklich, und nun sah er sie schärfer an: „Fräulein Elfriede! Sie sind's?"

Sie nickte mit einem wehmütigen Lächeln. Da fand er nun das kleine Mädchen von damals als verwelkte alte Jungfer wieder! Er mußte wohl denken: Bin ich froh, daß ich sie nicht genommen habe!

„Wo hatte ich nur meine Gedanken! Ich mußte Sie ja sofort erkennen. Sie sehen eigentlich noch genau so aus wie früher."

„Doch wohl ein bißchen anders," berichtigte Elfriede.

„Und Sie? Erkannten Sie mich?"

„Gewiß! Ich hörte ja auch schon gestern abend nach meiner Ankunft, daß Sie noch hier leben. Und nun führte mich der Zufall hier mit Ihren Kindern zusammen. Es sind liebe Mädchen!"

„Und drei Jungen besitze ich auch!“ ergänzte er. „Große Bengel! Sie werden sie ja auch noch sehen. Lauter gute, brave Kinder zum Glück!“ Er strich sanft über Ilses glattes Haar.

„Vater, warst du denn mal schon in Altstadt,“ fragte Meta, „daß du das Fräulein kennst?“

„In Altstadt? Nein. — Dort also wohnen Sie? Und Rosen, sagt Meta, haben Sie im Garten. Sie sind wohl — verheiratet,“ wollte er sagen, erinnerte sich aber beizeiten daran, daß sie noch immer ihren Mädchennamen trug. „Sind Sie wohl zur Kur hier?“ verbesserte er seine Frage, während er sie zu gleicher Zeit einlud, wieder Platz auf der Bank zu nehmen. „Leidend?“

„Ach nein. Ich brauche bloß Luftveränderung, ich sollte mal wieder Seeluft atmen. Fünfzehn Jahre auf einem Fleck sind ja wohl genug.“

„Immer in Altstadt? Wie kamen Sie dorthin?“

„Ich lebte bei meiner Tante.“

„Ging es Ihnen gut?“

Elfriede zögerte ein wenig mit der Antwort. War es zutreffend, wenn sie sagte, es sei ihr gut gegangen?

„Ich hatte keine Sorgen,“ antwortete sie endlich.

„Das ist viel, sehr viel, unter Umständen wenigstens. Und jetzt?“

Er musterte ihr Kleid. Sie trug nicht ganz strenge Trauer, und er konnte es nicht entscheiden, ob dieses Schwarz Trauer bedeutete oder nicht.

„Meine Tante starb vor einigen Monaten.“

„Und bedachte Sie in ihrem Testament?“ fragte der Doktor eifrig, denn er dachte sofort, es wäre doch bitter, wenn das alte Mädchen jetzt wieder dem Nichts gegenüberstehen sollte.

„Sie hinterließ mir alles, was sie hatte,“ klärte

Elfriede ihn auf, aber ihrem Tone nach war zu schließen, daß dies nicht allzuviel gewesen sei, denn es klang beinahe entschuldigend.

Er freute sich jedenfalls, daß sie nicht mittellos, nicht wieder abhängig sei.

Zu leben mußte sie doch wohl haben, sonst hätte sie ja auch keine Reise machen können.

„Sehen Sie!“ sagte er befriedigt. „Sie sind nicht schlecht gefahren. Wenn Sie geheiratet hätten, hätten Sie an einen Mann kommen können, wie mich, der es zu nichts gebracht hat. Und da säßen Sie nun: ein Haus voll Kinder, ein unsicheres, im besten Fall wenig glänzendes Los.“

Sie errötete ein wenig, denn im Augenblick stellte sie sich vor: Ein Haus voll Kinder! Ja, aber wie verschieden diese fünfzehn Jahre dann für sie verflogen wären, daran dachte er nicht. Sorgen? Jawohl! Aber gelebt hätte sie doch, nicht vegetiert ohne Lebensinhalt. Diese Jahre wären nicht verronnen, ohne in ihrem Innern eine Spur, eine Erinnerung zurückzulassen.

„Was meine Frau mir zubrachte,“ sagte Doktor Thiel, als wolle er keinen Zweifel über seine Verhältnisse aufkommen lassen, „zehrten zum Teil die ersten Jahre, wo wir noch zusetzen mußten, zum Teil später ihre Krankheit auf. Es fällt mir schon schwer, meine Söhne studieren zu lassen ... Sie bleiben längere Zeit hier?“ unterbrach er sich.

„Vier bis sechs Wochen, ich weiß es noch nicht. Vielleicht auch länger.“

„Bei der Doktorin Weide sind Sie gut aufgehoben, und da Sie mit meinen Töchtern schon Bekanntschaft geschlossen haben und Sie so nahe bei uns wohnen, darf ich Sie wohl bitten, uns öfter zu besuchen?“

„Ich danke Ihnen. Ich kenne sonst niemand hier und bin es gar nicht gewöhnt, viel allein herumzugehen."

„Ich zeige Ihnen alles," erbot sich Meta. „Die weiße Düne und den Leuchtturm."

„Ja, du führst die Tante herum," bestätigte der Doktor.

Während Meta sich an sie schmiegte, küßte Elfriede das Kind auf die Stirne. Werner Thiel sah zu. Seine Gedanken waren selten zu jener Jugendepisode zurückgekehrt, aber er wußte doch, daß das blasse blonde Mädchen damals eine schüchterne Zuneigung zu ihm verspürt und vielleicht gehofft oder gewünscht hatte, er möchte sein Leben an sie ketten. Es war offenbar ihre einzige Gelegenheit gewesen. Na, an ihm hätte sie gerade keinen Fang getan, er hatte es ihr ja gerade offen genug gesagt. Wie eine verbitterte alte Jungfer sah sie übrigens nicht aus. Dazu lag doch noch zu viel Mädchenhaftigkeit in ihrem ganzen Wesen, aber zugleich war dieses auch wie von einem Schleier von leiser Traurigkeit bedeckt. Sie hatte wohl nie heftigen Kummer gekannt, aber auch kein Glück. Vielleicht hatte sie ihr Innenleben gefristet mit dieser Erinnerung an einen Jugendroman, der kaum einer gewesen war.

„Ich muß jetzt machen, daß ich weiterkomme," sagte Thiel, auf seine Uhr blickend. „Also auf baldiges Wiedersehen, Fräulein Elfriede! Guten Morgen!"

Er drückte ihr leicht die Hand und wandte sich zum Gehen.

Elfriede blieb von der Begegnung mit dem Manne ihrer Jugendliebe eine etwas katzenjämmerliche Empfindung zurück. Sie hatte sich nicht gerade vorgestellt, daß Thiel in einem Glückstrome schwimme, aber es war ihr nie eingefallen, daß das Leben ihm große

Schwierigkeiten bereiten könne, und jetzt fand sie ihn wieder als einen Mann, über dem sichtbar eine graue Wolke hing, und die „Katzenpfötchen“ in seinen Augenwinkeln, wie das an den Schläfen angegraute Haar sprachen deutlich. Es war ein wenig bitter, den Helden ihres Herzens als schwerbeladenen Familienvater wiederzusehen, der in der ersten Minute des Wiedersehens nicht umhin konnte, sie darauf zu verweisen, daß er kein Glücklicher war.

Ja, wenn sie damals das Geld gehabt hätte, das sie heute hatte! Aber das mußte sie sich erst mit vieljährigem Vegetieren an der Seite der alten Tante verdienen, und jetzt, wo sie es hatte, war sie selbst zu nichts mehr gut, als weiterzuvegetieren. Sie hatte nicht Kind noch Kegel, niemand, dem sie ihr Geld vermachen konnte. Aber da fiel es ihr ein: sie konnte es ja Werner Thiels Kindern vermachen. Das war ein Gedanke.

Vorläufig waren die großen Söhne noch nicht zu Hause, aber mit den drei Jüngsten, Ilse und Meta und Willi, einem gesunden, strammen Bengel, der dem Vater sehr glich, befreundete sie sich bald, und noch rascher gewöhnten sich die Kinder daran, sie Tante Elfriede zu nennen. Es war so süß, das von den Kinderlippen zu hören, denn im Grunde verknüpfte sie ja kein verwandtschaftliches Band mehr mit irgend einem Menschen.

Ilse und Meta zeigten ihr den Garten und das Haus, alles genau erklärend. Ilse brachte ihre Schulhefte zum Ansehen, und Meta, die doch auch etwas vorweisen und Bewunderung ernten wollte, holte ihre Häkelarbeit herbei.

Sie führten den Gast durch alle Wohnräume des Hauses, die übrigens weder sehr zahlreich noch besonders schön eingerichtet waren.

Im Wohnzimmer hing eine große Photographie, den Doktor und seine Frau in ihrem hochzeitlichen Staat vorstellend. In Kranz und Schleier sehen die wenigsten ihrem eigentlichen Ich ähnlich, und Elfriede konnte dem Bilde nur entnehmen, daß die Doktorin wohl hellblond, ziemlich groß und schlank und nicht eigentlich hübsch gewesen sei. Ilse glich ihr vermutlich.

„Mutter war noch blonder als Sie und ich, Tante Elfriede," berichtete Ilse, die es nicht wagte, die neue Tante du zu nennen, wie Meta unbedenklich tat. „Blaß war sie nicht. Nein, sie hatte rote Backen, noch als sie krank war. Mutter war sehr gebildet, sie konnte Klavier spielen und Englisch. Sie hatte schon angefangen, mich zu unterrichten, aber seit sie tot ist, ist es aus. Können Sie Klavier spielen?"

„Nein," mußte Elfriede gestehen, auf die Gefahr hin, in der Achtung der Kinder zu sinken.

„Es ist auch sehr schwer," sagte Ilse tröstend und drängte sich rechts an Elfriede, während Meta die linke Seite einnahm, so daß Elfriede wie eingekeilt zwischen ihnen saß.

„Tante, wir mögen dich," flüsterte Meta ihr zu.

„Wirklich?" Elfriede fühlte sich sehr geschmeichelt.

So blieben sie beisammen, bis sich die Tür öffnete, und Doktor Thiel eintrat. Da wich Ilse schuldbewußt von Elfriede zurück, während Meta auch jetzt noch an ihre Seite geschmiegt verharrte.

„Falle nur der Tante nicht lästig!" mahnte Thiel.

„So lassen Sie sie doch!" bat Elfriede. „Mir ist seit vielen Jahren kein Kind mehr in die Nähe gekommen."

„Da sind Sie auch nicht gewöhnt, so bedrängt zu werden. — Ilse, sag doch draußen, daß wir Kaffee haben wollen. — Meine Ilse ist gut," sagte er, als

das Mädchen gegangen war, „aber sie ist noch viel zu jung, um ihrer Mutter Stelle zu vertreten."

„Warum haben Sie denn keine Hausdame oder eine Wirtschafterin oder so etwas Dergleichen?" fragte Elfriede.

„Im Herbst will ich mir wieder jemand nehmen," antwortete Thiel, während ein Schatten über seine Stirn zog. „Zwei Arbeitskräfte muß ich doch haben, und die Hausdamen wollen gewöhnlich eben nur Dame sein und sonst nichts."

„Wenn ich nun jetzt nicht viel Geld hätte," dachte Elfriede, „wäre das eine Stelle für mich."

Sie war eigentlich keine geschulte Haushälterin, denn ihr Leben bei Tante Evermann war in sehr engen Grenzen verlaufen, aber sie sah doch gleich, daß in Thiels Hauswesen nicht alles zum besten bestellt war. Frau Mertens kümmerte sich nur um die Arbeit, die ihr direkt zufiel, auf einen allgemeinen Überblick über die Wirtschaft ließ sie sich nicht ein.

Ilse und Meta waren ganz sich selbst überlassen, das heißt Meta Ilse und Ilse ihrem guten Genius.

Solange Elfriede nun hier weilte, konnte sie sich ganz gut der Mädchen annehmen, und so kam es von selbst, daß eines von ihnen oder beide sie den ganzen Tag auf Schritt und Tritt begleiteten, mit ihr im Strandkorb steckten, den sie sich gemietet hatte, und so taten, als ob dies von jeher so gewesen sei.

An einem der nächsten Tage kamen auch Thiels älteste Söhne an, zwei schlankgewachsene Knaben von dreizehn und fünfzehn Jahren. Arno, der jüngere, war blond und so hoch aufgeschossen, daß er beinahe den dunkelhaarigen Siegwart überragte, dessen Äußeres mehr an den Vater gemahnte.

Da hatte Elfriede gleich zwei Neffen mehr, und die Kinder bekamen auch sofort zu fühlen, daß sie nun eine Tante hatten, denn als Elfriede mit allen fünfen durch den Ort wanderte, in dem verschiedene Saisongeschäfte sich aufgetan hatten, sagte sie, sie wollte ihnen verspätete oder verfrühte Weihnachtsgeschenke kaufen, und jedes durfte sich wünschen, was es wollte.

Ilse, die nichts wünschen wollte, erhielt einen wunderschönen Arbeitskorb, Meta Schokolade und eine Badeeinrichtung für Puppen, Willi eine Papierhülse mit bunten Bleistiften. Siegwart und Arno wollten gleichfalls nichts wünschen, nahmen aber nach einigem Sträuben jeder gern einen Taler an, den ihnen die Tante anstatt eines Geschenkes gab, und eine Abfütterung beim Kuchenbäcker des Ortes lehnten sie alle nicht ab. Ilse rechnete heimlich zusammen. Die Tante mußte ja beinahe zwanzig Mark ausgegeben haben. —

„Fräulein Elfriede, sollten Sie eine Verschwenderin sein?“ fragte Thiel am Abend, als ihm die Kinder ihre Herrlichkeiten zeigte, kopfschüttelnd.

„Verschwenderin?“ Sie lachte heiter auf.

„Nun ja, Sie hatten nie mit Geld zu tun, und jetzt glauben Sie, es wird nicht alle. Aber ich sage Ihnen, es wird rascher alle, als Sie denken.“

„Ach bewahre!“ entgegnete Elfriede.

„Na, wie viel haben Sie denn?“ fragte er gutmütig, in der Idee, sie ein wenig unter Kuratel zu stellen.

„Zwölftausend Mark.“

„Das gibt doch nur —“

„Jährlich,“ ergänzte Elfriede.

„Was? Zwölftausend Mark jährlich? Ja, Bauer, das ist etwas anderes! So viel hatte Ihre alte Tante? Ich muß Sie aber doch bitten: verwöhnen Sie mir meine Kinder nicht.“

„Ich hatte nie was zum Schenken und niemand, um ihm was zu schenken. Gönnen Sie mir also das kleine Vergnügen. Das heißt noch lange nicht verwöhnen."

„Warum kamen Sie gerade hierher? Muroog ist kein Badeort für reiche Leute."

„Ich bin doch eigentlich bloß so reich, weil ich nicht zu leben verstehe wie reiche Leute, denn sonst würde ich allerdings auch mit meinem Gelde bald fertig. Ich passe besser hierher als in ein Modebad."

„So haben Sie doch noch Glück gehabt, Elfriede!" sagte Thiel wie aus tiefen Gedanken heraus.

„Und meine Jugend, die ich hingegeben habe? Ist das nichts?" fragte sie leise. Ihr schien es, daß er auf das Geld doch zu großes Gewicht lege. „Nun bin ich alt!"

„Oho!" widersprach er kräftig. „Über die erste Jugend sind Sie ja hinaus, aber alt ist doch etwas anderes. Sie können noch dreißig oder vierzig Jahre leben, Ihr Leben genießen. Lassen Sie Altstadt sein, und ziehen Sie nach Berlin. Dort haben Sie Theater, Konzerte, Gesellschaft. Machen Sie schöne Reisen! Sie kriegen auch noch einen Mann, wenn Sie nur wollen."

„Einen, der mich als Draufgabe nimmt zu meinem Vermögen."

Er lachte kurz auf. „Sie werden freilich gut daran tun, vorsichtig zu sein."

Man sollte auf sie aufpassen, dachte er, denn diese Frauenzimmer, die ihr Leben lang unselbständig waren, sind, wenn sie einmal zu Gelde kommen, wie dazu vorausbestimmt, durch Hochstapler oder sonstwie um das Ihrige zu kommen.

Wie war sie doch im Grunde Kind geblieben in all der Zeit! Es kam überall heraus, wenn sie sich

mit den Kindern abgab. Wie still heiter war sie in ihrem Kreise, wenn sie eine Mahlzeit bei ihnen einnahm, wozu die Kinder sie fast ohne sein Zutun einluden, denn er wußte wohl, daß die Bewirtung bei ihm nicht besonders war! Wie herzlich lachte sie über die Späße der Jungen! Wie begierig horchte sie auf, wenn Siegwart und Arno von dem Leben auf ihrem Gymnasium erzählten, von den Professoren und der Kostfrau, deren Sparkunst oft wunderliche Blüten trieb!

„Drei Tage hintereinander dasselbe Gemüse aus demselben Topf, das ist doch zu bunt!" grollte Arno.

„Im Gegenteil — zu eintönig!" verbesserte Siegwart.

„Ihr solltet darauf nicht so viel Gewicht legen!" mahnte der Vater. „Ihr wollt beide einmal Naturforscher werden. Bedenkt nun, was die Forscher im hohen Norden oder in Afrika oder sonst auf Reisen auszuhalten haben."

„Na, die auf der „Fram" hatten zu essen genug!" widersprach Arno. „Man wird ordentlich hungrig, wenn man davon liest. Hätten sie Frau Butzes Kost genossen, sie wären nicht so stramm geblieben."

„Sie haben Nansens Nordpolfahrt gelesen, Arno?" fragte Elfriede. „So was möchte ich auch wohl lesen. Ich kam früher nie dazu."

„So kaufen Sie sich's, und wenn Sie's gelesen haben, Tante, und wissen nicht, was Sie damit anfangen sollen, nehm' ich es Ihnen ab, denn ich lese es recht gern noch einmal. Wir hatten's aus der Schulbibliothek."

„Ich werde es mir beim Buchhändler bestellen."

„So ist's recht!" lobte Siegwart. „So was muß man im Sommer lesen und Afrikareisen im Winter."

Sie hörte ihnen so gern zu, den Jungen. Sie

eröffneten ihr Einblicke, die voll Interesse für sie waren.

„Nur der Mensch verknöchert nicht," dachte sie, „der mit der Jugend in Berührung bleibt." Und sie würde immer allein weiterleben, nichts von der neuen Generation hören und sehen.

Unterdessen aber, während Thiel von den Badegästen in Anspruch genommen wurde, war Elfriede viel mit den Kindern zusammen. Sie machte lange Nachmittagsausflüge mit ihnen, hielt die Einigkeit zwischen ihnen aufrecht und lenkte sie wie eine wirkliche Tante. Die Kinder schlossen sich ihr immer mehr an, und nun sagten bereits alle du zu ihr. Am Abend, wenn sie nach Hause kamen, erzählten sie dann dem Vater, wie gut sie sich doch wieder mit Tante Elfriede unterhalten hätten. „Sie hat gar nicht immer Angst und findet nicht gleich alles schrecklich wie sonst alte Jungfern," lobte Arno.

„Wenn sie doch immer hier auf Muroog bliebe!" meinte Meta. „Das wäre schön, nicht, Ilse?"

„Ja, aber das könnte ihr einfallen," antwortete Ilse verständig. „Was soll sie denn hier?"

Daß auf den kleinen Ausflügen Elfriede die Kinder freihielt, verstand sich von selbst. Sie wäre beleidigt gewesen, wenn Thiel ihr die paar Groschen hätte wiedergeben wollen. Aber er konnte nicht hindern, daß sie seinen Kindern auch sonst manches zu gute tat. Eines von ihnen brauchte nur irgend etwas zu wünschen und es erschien. Mit dem Nansen zugleich hatte sie für die Jungen noch weitere Bücher kommen lassen, und die Mädchen erhielten beinahe täglich irgend etwas von ihr. Verschwendung konnte man dies keineswegs nennen, denn natürlich verbrauchte sie nicht annähernd die tausend Mark, die ihr monatlich zu Gebote standen.

Im Garten erblickte der Doktor plötzlich ein Croquetspiel, das er seinen Kindern noch nie hatte kaufen können, weil er kein Geld zu Überflüssigkeiten hatte. Wenn er Elfriede dann Vorwürfe machte, bat sie: „Lassen Sie mir doch die Freude! Sie ist ohnehin nur kurz, ich muß ja bald wieder weg, und das Spiel bleibt mein. Ich nehme es mit, wenn ich fortfahre."

„Ja, du nimmst es mit, Tante, das kennt man schon!" spottete Siegwart. „Wie du bist! Für dich kaufst du nichts, das macht dir keinen Spaß! Es muß immer für andere sein!"

Ja, sie hatte die Natur, die lieber in anderen lebt als in sich, und gerade ihr hatte das Schicksal es gewehrt, und sie sollte einsam sein bis ans Ende.

Woche um Woche verrann. Die sechs Wochen, die Elfriede für ihren Aufenthalt festgesetzt hatte, waren schon um, und sie konnte sich nicht zur Abreise entschließen, besonders da die Kinder quälten: „Bleibe doch noch, Tante, es eilt dir doch nicht! Und im Herbst ist es erst recht schön hier," rühmten sie.

Und doch mußte sie schließlich einmal fort, denn bis in den Winter hinein konnte sie nicht hier bleiben. Freilich, sie könnte ebensogut hier wie in Altstadt leben, aber was würde man dazu sagen? Unter welchem Vorwand sollte sie bleiben?

Die Kinder drängten sie genug dazu. „Verkaufe doch dein Haus in Altstadt und ziehe ganz hierher," riet Siegwart. „Viel ist ja nicht los auf Muroog, aber wir haben hier doch das Meer. Was gibt es denn in Altstadt? Das ist doch bloß ein Nest, das man in der Geographie gar nicht zu lernen braucht."

Die letzte Frist, die sie sich gegeben hatte, verstrich auch, und der Tag, den sie sich zu ihrer Abreise fest bestimmt, näherte sich. An jedem Tag war es ihr schreck-

licher, daß sie fort sollte, aber sie sah keinen Ausweg. Wenn die Kinder sie vor dem Vater bestürmten, zu bleiben, schwieg Werner Thiel. Er hielt die Sache natürlich für Unsinn.

Der Doktor sah so ziemlich, was vorging, wie Elfriede ihr Herz an seine Kinder hängte, vielleicht darum, weil sie die Kinder des einzigen Mannes waren, der ihr im Leben nähergetreten war, vielleicht auch nur darum, weil ihr Herz für die Liebe bestimmt war, aber niemals etwas zu lieben bekommen hatte. Dieses gute Mädchen! Mit all ihrem Gelde war sie im stande und nahm ihn noch mitsamt seinen fünf Kindern. Es wäre ihr ein Glück gewesen, ihnen alles zu geben, was sie hatte. Sie konnte ja gar nicht allein genießen. Aber er durfte so etwas von ihr nicht nur nicht verlangen, sondern es nicht einmal annehmen, und deshalb schwieg er immer so bedeutungsvoll, wenn seine Kinder ahnungslos sich auf bedenklichen Boden wagten.

Die letzten Tage, die Elfriede auf der Insel verbrachte, waren nicht schön. Es goß in Strömen, man konnte nicht aus dem Hause gehen.

Da sammelten sich die Kinder im Wohnzimmer um Elfriede, und wenn Thiel in der Dämmerung eintrat, fand er sie mitten unter ihnen, als gehöre sie zu ihnen. Sie hielt sie zusammen, half ihnen über die Regentage hinaus. Was würden sie anfangen, wenn sie abreiste?

Am letzten Tag blieb Elfriede, als sie vom Mittagessen aus der Pension wieder ins Doktorhaus zurückkam, im Flur vor Thiels Tür stehen und kämpfte mit einem Entschluß. Endlich klopfte sie und trat, als sie die Aufforderung dazu erhielt, rasch ein.

In seinem Zimmer auf und ab gehend, rauchte der Doktor seine Zigarre. Er blieb überrascht stehen, als er Elfriede erblickte.

„Kommen Sie vielleicht, um mich zu konsultieren?“ scherzte er. „Bis jetzt haben Sie mich doch noch nicht gebraucht.“

„Nein, ich habe nicht mit dem Arzte zu sprechen.“

„Sondern?“

„Mit dem Vater vielleicht.“

Er wies auf einen der braunen Lederfauteuils. „Nehmen Sie Platz!“

Aber sie blieb stehen. Es schien ihr sehr schwer, zu sagen, was sie vorbringen wollte. „Vor meiner Abreise möchte ich Ihnen doch mitteilen, daß ich einen Teil meines Vermögens — Ihren Kindern hinterlassen will,“ sagte sie schüchtern.

„Sehr eilig!“ antwortete er fast spöttisch. „Wozu brauchen Sie denn schon an so etwas zu denken?“

„Man kann in jedem Alter sterben,“ sagte sie eifrig. „Wenn mir etwas zustößt, fällt mein Vermögen an den Staat, soviel ich weiß. Ich möchte also noch testieren, ehe ich fortfahre, beim hiesigen Notar, und das Testament deponiere ich bei ihm.“

„Und meine Kinder wollen Sie bedenken, Elfriede? Warum denn eigentlich? Wir haben doch kein Recht an Sie.“

„Wollen Sie es denn nicht erlauben?“ fragte Elfriede.

„Ich habe da gar nichts zu erlauben. Wenn Sie meinen Kindern wirklich etwas vermachen wollen, will ich Sie gewiß nicht daran verhindern, umsoweniger, als ich sie einmal durchaus nicht glänzend versorgen kann.“

„Sie gestatten es also?“ rief Elfriede lebhaft. „Dann — dann müssen Sie aber auch darein willigen, daß die Kinder jetzt schon alljährlich die Zinsen ihres Legates beziehen.“ Sie sah bittend zu ihm auf. „Es würde mir eine solche Freude bereiten,“ setzte sie kaum hörbar hinzu.

„Weil Sie nur die eine Freude kennen: Geben! Geben!“ Er war ärgerlich und gerührt zugleich. „Das kann ich nicht annehmen. Wenn Sie durchaus schenken wollen, finden Sie ja Leute genug.“

„Ach, andere Leute! Ich möchte so gerne für Ihre Kinder etwas tun. Ich spüre es ja gar nicht. Zwölftausend Mark jährlich werde ich nie brauchen, mit der Hälfte lebe ich herrschaftlich. Ich könnte es so gut entbehren und habe doch niemand in der Welt — niemand!“

Thiel wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. „Sie waren sehr gütig zu meinen Kindern, und sie haben Sie alle sehr gern. Wenn Sie noch ein armes Mädchen wären, Elfriede —“

Er schwieg. Elfriedes Herz begann zu klopfen. Was meinte er damit?

„Was dann?“ fragte sie zaghaft.

„Sie haben so viel Geld,“ antwortete er ausweichend. „Sie können in der Welt die große Dame spielen, brauchen sich nicht in einen Winkel zu verkriechen wie dieser hier.“

Und doch, er sah es jetzt, sie paßte nicht zum Alleinstehen, gehörte in die Familie. Sie war eines jener Wesen, die nur in der Hingabe glücklich sind.

„Ich hätte Sie gebeten, ganz hier zu bleiben,“ sagte er, noch immer von ihr abgewendet. „Aber von Ihnen wär's ja Unsinn.“ Nun drehte er sich doch um und blickte sie an, und die Freude, die auf ihrem Gesicht aufleuchtete, entging ihm nicht.

„Wenn mir das Geld im Weg stehen soll, gebe ich es gleich weg,“ rief Elfriede.

„Elfriede!“ rief er bewegt. „Ich habe mich damals nicht um Sie beworben, weil Sie nichts hatten. Vergessen Sie das?“

„Sie konnten es auch nicht," antwortete sie.

„Und jetzt, Elfriede, möchten Sie wirklich bleiben? Bei uns bleiben für immer?" Er hatte sich vorgenommen, es nicht zu sagen, aber er las ihr ihren geheimen Wunsch aus der Seele, und die Worte kamen ihm von selbst auf die Lippen. „Die Welt würde Sie sehr töricht finden, ich selbst würde es, wenn ich das von jemand anderem hörte. Aber ich ahnte es, Sie würden eine Dummheit machen."

„Eine Dummheit?" Elfriede lachte. Ihr war schon viel leichter zu Mute.

„Ich bin alt und hart geworden, Elfriede," sagte der Doktor nähertretend. „Sie aber sind noch immer so jung, lassen immer nur das Herz sprechen. Spricht es denn für uns, für — mich?" fragte er leise, während er sich zu ihr neigte. „Könnten Sie bei uns glücklich sein mit einer Menge Pflichten, während Sie doch ohne jede Pflicht gegen einen anderen als gegen sich und etwa die Allgemeinheit leben könnten?"

„Hier kann ich glücklich werden, ganz glücklich!" murmelte Elfriede kaum hörbar. „Sonst nirgends."

„So bleiben Sie!" rief er hingerissen, alle Bedenken vergessend, die ihm rieten, das nicht anzunehmen. „Warst du mir denn damals so sehr gut, Elfriede?" forschte er leise.

„Ich weiß es selbst nicht recht," antwortete sie noch leiser, „aber ich glaube, es wird wohl so gewesen sein."

„Dann," sagte er rasch, während sein Arm sie umfaßte, „dann kann ich auch eher dein Opfer annehmen, du gutes Mädchen!"

„Was ist denn das für ein Opfer, wenn ich da bleiben will, wo es mir am besten behagt?" fragte Elfriede. „Ich glaube, ich bin eher eine große Egoistin."

Da lachte Thiel so heiter auf, wie er selbst sich

schon lange nicht lachen gehört hatte, und bückte sich, um sie zu küssen.

Auch er war ihr einmal gut gewesen, dem schüchternen blonden Mädchen, aber die Stimme der Vernunft übertönte damals die leise Stimme des Herzens. Nun erwachte auch bei ihm das längst vergessene Gefühl, und er hoffte es nicht bloß, er wußte es, er würde die, die sich ihm anvertraute, glücklich machen.

„Bring du es den Kindern bei!" bat sie nach einer Weile, als sie sich anschickte, sein Zimmer zu verlassen.

„Das wird kein schweres Beibringen sein," entgegnete Thiel. „Sie geraten ja außer Rand und Band vor Freude."

„Es ist doch die Mutter, die ich ihnen ersetzen will," meinte Elfriede, „und die Großen werden es empfinden."

„Laß mich nur machen!" beruhigte er sie.

— — — — — — — — — — — —

Am Abend, als sie wieder beisammen saßen, klagten die Kinder lebhaft, daß es heute der „letzte Abend" sei, der letzte!

„Einmal muß es selbstverständlich der letzte sein," sagte Thiel. „Ihr möchtet sie wohl am liebsten gar nicht mehr fortlassen?"

„Das wäre das Schönste!" rief Willi. „Sie soll immer bei uns bleiben!"

„Möchtet ihr das alle?" fragte der Vater und blickte im Kreise herum.

Meta jubelte, Ilse nickte, und die beiden Großen, die schon etwas merkten, bejahten befangen.

„Nun also, dann beruhigt euch! Wohl ist es der letzte Abend, und Tante Elfriede fährt morgen fort.

Aber nach einer Weile hol' ich sie wieder zurück, und dann bleibt sie für immer bei uns, nicht als Tante Elfriede, sondern als eure Mutter."

Eine Weile herrschte starres Staunen, dann brach der Jubel los, bei den Kleinen heller, bei den Älteren gedämpfter, denn wenn sie auch Elfriede liebten, gedachten sie in diesem Augenblick wohl doch der toten Mutter. Allein deshalb war ihnen diese Lösung um nichts unerwünschter, und alle umarmten Elfriede mit der gleichen Liebe und Herzlichkeit.

Auf den Balearen und Pityuſen.

Eine Inſelfahrt. Von K. Wilberg.

Mit 11 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich ſelbſt; unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten. Laune löſt, was Laune knüpfte —
Nur die Natur iſt redlich.

Unwillkürlich drängt ſich dieſes Dichterwort jedem Beſucher der ſpaniſchen Inſelgruppe der Balearen und Pityuſen auf. In der Nähe der maleriſchen Gebirgsküſte der ſpaniſchen Hafen- und Handelsſtadt Barcelona gelegen, haben dieſe Eilande ſeit geraumer Zeit eine gewaltige Anziehungskraft auf den Naturfreund ausgeübt; Erzherzog Ludwig Salvator von Toskana, der von jeher als Natur- und Kunſtfreund ſich hervortat und der ſeinen ſtändigen Aufenthalt daſelbſt hatte, hat die Inſeln in allen ihren Einzelheiten einem eingehenden Studium unterworfen und die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in einem höchſt beachtenswerten Werke niedergelegt.

Die Gruppe der Balearen bilden die drei Inſeln

Menorca, Mallorca und das nicht bedeutende Cabrera; die der Pityuſen die gegen Südweſten gelegenen Inſeln Ibiza und Formentera. Die Namen beider Inſelgruppen ſind griechiſch, und zwar die Balearen im engeren Sinne nach der Gewandtheit ihrer Ureinwohner im Gebrauch der Schleuder (von βαλειν werfen), die Pityuſen nach dem Reichtum an Kiefern (πιτυς), welche auf Ibiza bedeutende Waldungen bilden.

Weintransport auf Mallorca.

Phönizier, Karthager und Römer brachten nacheinander die Inſeln in ihre Gewalt. Die Herrſchaft der letzteren dauerte auf den Balearen faſt ſechshundert Jahre. 423 n. Chr. wurden ſie von den Vandalen erobert, 455 von den letzteren mit ihrem afrikaniſchen Reiche vereinigt. Im Jahre 798 gerieten die Balearen in die Gewalt der Araber, welche ſie über vier Jahrhunderte behaupteten und im Jahre 1009 ein beſonderes Sultanat auf ihnen begründeten, welches bis 1232 beſtand, um welche Zeit König Jaime I. von Aragonien Mallorca eroberte. Hier wurde von demſelben ein beſonderes chriſtliches Königreich gegründet, welchem ſpäter auch die anderen Inſeln hinzugefügt wurden.

In den Werken Willkomms über ſeine Reiſen und naturwiſſenſchaftlichen Studien in Spanien und Portugal werden die gegenwärtigen Bewohner der Balearen und Pityuſen als ein Miſchlingsvolk bezeichnet, welches

zum Teil aus den Abkömmlingen der verſchiedenen Nationen, die nacheinander die Inſeln erobert und beherrſcht haben, hervorgegangen ſein mag, das aber in

Das Barbaroſſator in Port Mahon.

der Hauptſache aus den Nachkommen der chriſtlichen Eroberer beſteht.

Mallorca, die Hauptinſel der Balearen, iſt vorwiegend gebirgig und faſt durchweg von ſteilen Felſen umgeben. Der Nordküſte entlang erhebt ſich die „Sierra“, eine vom Vorgebirge de la Mola bis zum Cabe Formentar ſich erſtreckende Gebirgsmauer, deren zahlreiche Gipfel 1000 bis 1500 Meter über den Meeresſpiegel ſich erheben. Zwiſchen den Gebirgen des Südens und

Oſtens einerſeits und der Sierra anderſeits breitet ſich ein weites, faſt die Hälfte der Oberfläche der Inſel einnehmendes Flachland aus, welches von zahlreichen Bächen bewäſſert wird und den Namen El Llano de Mallorca trägt. Im Süden, gegen die Bucht von Palma, der Hauptſtadt der Inſel, geht es allmählich in eine weite Ebene über, in die durchweg angebaute „Huerta“,

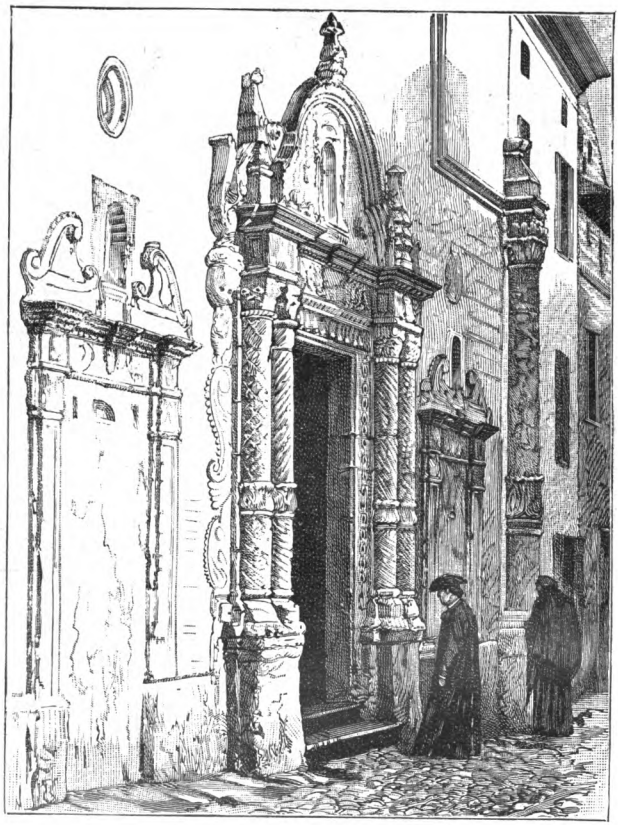
Der Carro del Xuchs.

auf welcher neben unſeren Obſtſorten reiche Pflanzungen von Mandel-, Feigen-, Maulbeer-, Johannisbrot- und Granatäpfelbäumen beſtehen. Die landſchaftliche Pracht der ſubtropiſchen Flora tritt hier ſo recht vor die Augen des Wanderers. Übrigens wird auch Weinbau auf der Inſel getrieben, in der Nähe des Valle de Aumelluch wächſt ein köſtlicher Malvaſier. In den Straßen der Hauptſtadt bilden die Landleute, welche den Wein in dickbäuchigen, enghalſigen und ſtrohumflochtenen Krügen

Ibizaner N

tionaltanz.

auf ihren Maultieren herbeiführen, eine den Verkehr maleriſch belebende Staffage.

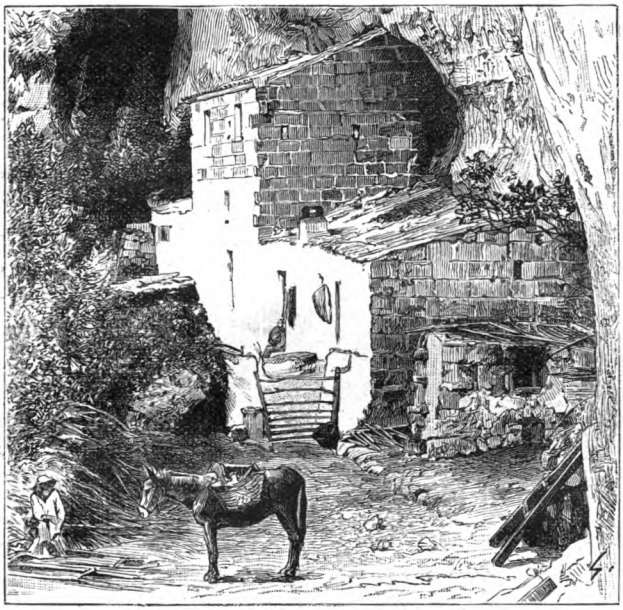


Roſariokirche in Ciudadela.

Überhaupt iſt man auf den Balearen ſtolz darauf, alles Notwendige ſelbſt zu erzeugen und auf dieſe Weiſe vom Verkehr mit dem Ausland unabhängig zu ſein. Die

Ausfuhr ist dagegen sehr lebhaft und erstreckt sich auf Mandeln, Orangen, Getreide und namentlich auf gemästete Schweine, welche nach Barcelona geführt werden.

Die etwa 60,000 Einwohner zählende, bereits er-



Haus im Barranco de Algendar.

wähnte Hauptstadt der Insel, Palma, am äußersten Ende dieser prangenden Ebene gelegen, bildet den Mittelpunkt des geistigen und politischen Lebens der ganzen Inselgruppe. Die Stadt mit ihrem geräumigen und von zahlreichen Schiffen belebten Hafen hat eine reizvolle Umgebung; sie selbst ist in ihrem inneren Teil unfreundlich und eng. Nach Palma ist die Stadt Manacor im Nordosten der Insel verhältnismäßig stark

bevölkert, ihre Einwohnerzahl beträgt etwa 15,000; ſie hat gut gebaute Häuſer und breite Straßen. Viele adlige Familien Mallorcas pflegen daſelbſt den Frühling und Herbſt zuzubringen und haben ſich daher meiſt eigene Landhäuſer gebaut.

Ventana comaſema zu Ibiza.

Die Schweſterinſel Mallorcas, das viel kleinere Menorca, hat in mancher Hinſicht ihre „beſonderen Eigentümlichkeiten“. Die Inſel bildet gewiſſermaßen eine Felſenplatte, deren Oberfläche, im Mittel etwa 70 Meter über dem Meeresſpiegel gelegen, zahlreiche Hügel und mehrere niedrige Bergketten trägt, weshalb ſie nur wenige und unbedeutende Ebenen aufzuweiſen hat; im Zentrum der Inſel erhebt ſich ihr höchſter Berg, der 350 Meter hohe Monte del Toro.

Die Hauptſtadt Menorcas, Port Mahon, hat etwa 22,000 Einwohner. Von ihrer Bauart mag die Gegend um das ſogenannte Barbaroſſator ein Bild geben. Im übrigen hat die Stadt zwar ein ſüdliches, aber keineswegs ſpaniſches Anſehen; der Bauſtil der Häuſer erinnert vielmehr, namentlich wenn man die Seltenheit der vorgebauten Söller und die mit grünen Jalouſien ver-

ſchließbaren Fenſter ins Auge faßt, an Gibraltar, wie man überhaupt bald zu der Wahrnehmung gelangt, daß dieſe Stadt lange Zeit im Beſitz der Engländer geweſen iſt, welche ſie und die ganze Inſel nach faſt hundertjähriger Herrſchaft im Jahre 1802 den Spaniern geräumt haben.

Die Bevölkerung zeichnet ſich durch große Reinlichkeit aus; das ärmlichſte Haus des ärmſten Taglöhners iſt auswendig blendend weiß getüncht und immer ſauber und nett. Selbſt die Abſpülwaſſer dürfen bei ſtrengem Verbote nicht dem Bache zugeführt, ſondern müſſen dem „Carro del Xuchs“ zur Fortſchaffung übergeben werden. Dieſe mit elenden, mageren, langhaarigen Eſeln beſpannten niederen Wagen enthalten eine Art Faß, in welches der von Haus zu Haus gehende Führer die Spülwaſſer ſchüttet, eine Einrichtung, durch welche ſich Menorca vorteilhaft vor der größeren Schweſterinſel auszeichnet.

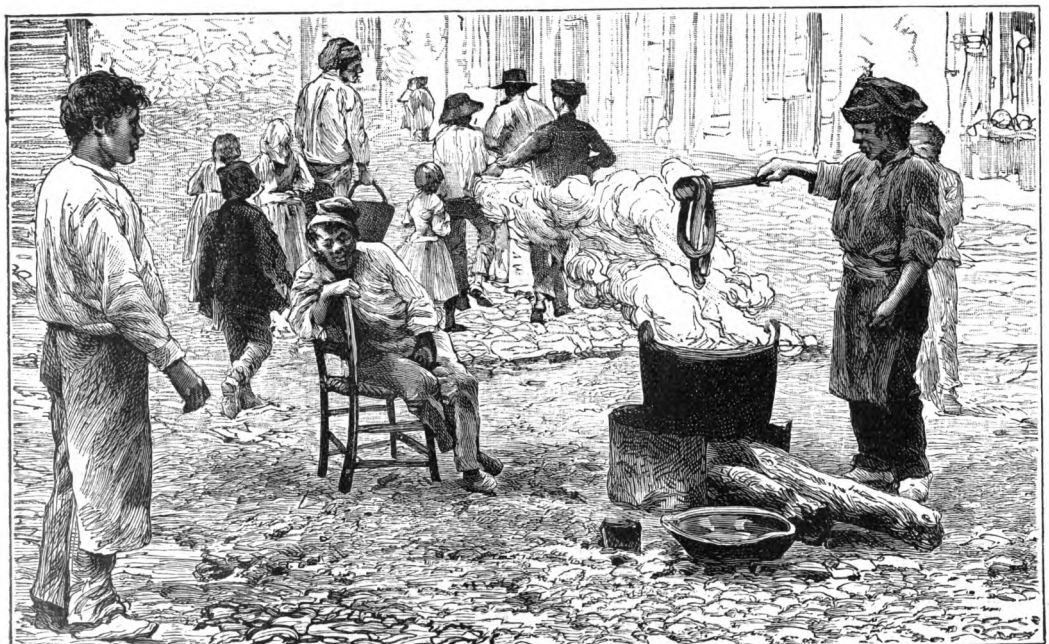
Offene Metzgerei in Ibiza.

Neben Port Mahon, der Hauptſtadt, ſind vor allem

noch die zweite Hauptſtadt Ciudadela, ferner die Landſtädte Alayor, Mercadal, Vercerias, Villa Carlos und einige wenige Dörfer zu erwähnen. Außer dieſen gibt es eigentlich keine geſchloſſenen Ortſchaften; die ganze Inſel iſt vielmehr mit einer großen Anzahl „Quintas“, Landgütern mit großem Grundbeſitz, oft mit ſchloßartigem Herrenhaus, „Fincas“, kleinen, vorzugsweiſe für Viehzucht und Ackerbau beſtimmten Pachtgütern oder Vorwerken, und „Caſerios“, Bauernhäuſern mit geringem Grundbeſitz, beſtreut.

Abſengen der Schweine.

Im weſtlichen Teile Menorcas liegt der wegen ſeiner landſchaftlichen Schönheit und ſeines üppigen Pflanzenwuchſes, ſowie ſeiner außergewöhnlichen Fruchtbarkeit auf der ganzen Inſel berühmte Barranco de Algendar, ein prächtiges Felſental, das in nordſüdlicher Richtung ſich bis an die Südküſte erſtreckt. Durch eine wildromantiſche Felſenſchlucht, die ſich an einer Stelle ſpaltenartig verengt und dort eine Art Tor bildet, ge-



Straßenſzene in Ibiza.

langt man in das Haupttal, welches bald einen von senkrechten Felswänden eingeschlossenen Grund darstellt, bald sich kesselartig erweitert und viele Steinschluchten aussendet. Die Felswände sind keineswegs nackt, sondern wie der ganze Barranco mit der denkbar üppigsten Vegetation geschmückt. Der Barranco de Algendar ist übrigens seiner ganzen Länge nach mit zerstreuten Caserios und einzelnen oft idyllisch versteckten Wassermühlen geziert, und das Tal ist fast durchweg mit Fruchtbaumpflanzungen und Gemüsegärten angefüllt. Den Hauptkulturzweig in dem ausgedehnten Tale bilden die Orangen-, namentlich die Apfelsinenbäume, und gerade wegen dieser reichen Pflanzungen ist der Barranco auf der ganzen Insel bekannt und berühmt. —

Von Palma führt uns der Dampfer nach der Inselgruppe der Pityusen, welche weniger bekannt und besucht sind als die Balearen. Eine derselben, Formentera, zu der Römer Zeiten einst eine förmliche Getreidekammer, ist in unserer Zeit ganz und gar vernachlässigt. Anders sieht es auf Ibiza aus, welche als die schönste Insel der Gruppe bezeichnet werden darf. Die gleichnamige Hauptstadt gewährt, da sie am Abhange eines fast isolierten, mit einem umfangreichen Kastell gekrönten Felshügels liegt, von jeder Seite einen malerischen Anblick. Sie zerfällt in die eben gelegene, von ziemlich regelmäßigen Gassen durchschnittene Vorstadt la Marina und in die eigentliche, von Wällen und Bastionen umringte und daher für eine Festung geltende obere Stadt, deren enge und winkelige Gassen sich, zum Teil steil ansteigend, zu dem Kastell emporziehen, innerhalb dessen Mauern auch die Kollegiatkirche oder Kathedrale Santa Maria la mayor steht. An einigen Häusern findet man noch Reste maurischen Bau-

„Lou faſteig."

ſtils; ſo erregt zum Beiſpiel an einem alten Hauſe ein ſchön geſtabtes venezianiſches Fenſter, die Ventana comaſema, die Aufmerkſamkeit jedes Kunſtfreundes.

Von der oberen Stadt, besonders von den Bastionen der unter Karl V. erbauten Stadtmauer und dem noch aus der Zeit der Araber herrührenden Kastell, überblickt man einen großen Teil der Insel und sieht die malerische Ostküste Spaniens, sowie den Golf von Valencia vor sich.

Die Stadt selbst bietet in ihrem oberen Teile mit den schmalen, düsteren Häusern einen schroffen Gegensatz zu dem entzückenden Ausblick. Das ganze gewerbliche und häusliche Leben pulsiert auf offener Straße. Dort wird alles, ohne jede Rücksicht auf die Passanten, abgemacht. Des Tages und des Abends werden da nicht selten Schweine gestochen und abgesengt, um in nächster Nähe weiter ausgeschnitten und in den dampfenden Wurstkessel geworfen zu werden.

Sonst ist die Bevölkerung auf Ibiza stolz und hochmütig in der Stadt, auf dem Lande ungesittet und abergläubisch, aber ungemein gastfrei.

In den Sitten und Gebräuchen sind immer noch zahlreiche Spuren des arabischen Einflusses aus früherer Zeit wahrzunehmen. Dies gilt besonders von den Frauen, welche nur selten auf der Straße zu sehen sind, sondern in ihren Häusern ein ziemlich abgeschlossenes Dasein führen. Bei einem Ausgang wird die Señorita stets von einer Dienerin begleitet. Begeben sich die Frauen auf ihre Landgüter, so besteigen sie ihre Maultiere, welche sehr eigentümliche, aber bequeme Lehnstühle tragen.

Erst anläßlich der Feier der kirchlichen Feste nähern sich die Leute. Dabei geht es dann lustig und laut zu; auch der galante Verkehr wird dabei gefördert. Der Bursche pflegt bei dieser Gelegenheit dem von ihm geliebten Mädchen sachte nachzuschleichen und, sobald er sie erreicht hat, seine Donnerbüchse knapp neben ihr

loszubrennen, so daß sie von einer Rauchwolke umhüllt wird. Der Bursche gesellt sich darauf der Liebsten zur Seite, und beide vertiefen sich in ein für sie höchst interessantes Gespräch. Übrigens dienen der Liebeswerbung auch noch die „Vetlladas", abendliche Vereinigungen an Sonn- und Feiertagen, manchmal auch in der Woche am Donnerstag, welche mit unseren deutschen Spinnstuben eine entfernte Ähnlichkeit haben, da auch bei dieser Gelegenheit gesungen wird. Bei solchen Anlässen wird „Lou fasteig", das heißt das Liebeln, geübt. Das Mädchen setzt sich auf eine niedere Bank, welche sie sorgfältig mit einem wollenen Tuche bedeckt, dem „Obrigax", worin sie im Winter Brust und Schultern hüllt.

Mitunter wird die Vetllada durch einen jener Tänze unterbrochen, wie man sie auch auf öffentlichen Plätzen aufführen sehen kann. Beim Klange des Flautin und Tambo ergehen sich die Burschen in feurigem, ja ungestümem Tanze, während die Tänzerinnen in ihrer grellfarbigen Tracht, die Augen sittsam zu Boden gesenkt, die Ellbogen an die Hüften gepreßt, und mit halberhobenen Händen dazwischen einherschweben.

Ein kurzer oder längerer Aufenthalt auf dieser malerischen Inselgruppe mit ihren pittoresken Ufern wird jedermann unvergeßlich bleiben. Sie liegen zwar etwas fernab vom Wege der großen Dampfschifflinien; der Naturfreund aber wird reiche Funde daselbst machen, und unvergeßliche Eindrücke werden ihm in den lachenden Tälern wie auf den Bergen der Inseln beschieden sein.

Ein Walzer.

Eine Feldzugserinnerung. Von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Vor den Fenſtern rauſchte der Frühlingsregen. In dem Wohnzimmer der Villa ſaß es ſich ſehr behaglich. Die friſche Luft, die nach dem auffällig warmen Tage zu dem offenen Fenſter hereinſtrömte, brachte ganze Wellen erquickenden Veilchenduftes mit herein aus dem Garten.

Der penſionierte General v. Burgſtetten hatte ſeinen Freund und Altersgenoſſen, den Regierungsrat Braumann, in deſſen hübſchem Landhaus am Starnbergerſee aufgeſucht, und die beiden Herren genoſſen nach einer guten Mahlzeit ihre Havannas bei einer extrafeinen Flaſche Moſelwein.

Mitten im eifrigen Politiſieren horchte der Regierungsrat auf die helle Knabenſtimme, die draußen auf der Veranda trällerte.

„Du, weißt du, Adolf,“ ſagte er mit freudig erregtem Geſicht, „das iſt wirklich erſtaunlich, was für eine muſikaliſche Begabung der Junge hat! — Hermann! Hermannerl! Komm doch einmal zu uns herein!“

Die Tür wurde geräuschvoll aufgerissen, ein etwa neunjähriger, krausköpfiger Wildfang stürmte herein, warf einen prüfenden Blick auf die Obst- und Dessertschale, die noch auf dem Tische stand, und rief: „Was willst du denn, Großpapa?"

„Du sollst dem Herrn General etwas vorspielen. — Ja, ja, nur schneidig! Nur nicht zieren!"

Der Kleine warf die Lippen auf; er schien recht wenig erfreut von der Zumutung.

„Geh, plag ihn doch nicht!" Der General machte einen schüchternen Versuch, den ihm drohenden „Genuß" zu entgehen. Er wußte ja, sein guter Freund hatte bei allen seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften keine Ahnung von Musik und konnte jeden Leierkasten bewundern. Er selbst aber war in diesem Punkt sehr fein besaitet; ihm schauderte ein wenig vor den drohenden Fingerübungen des kleinen Mannes.

„Nein — nein! Es ist mir wirklich interessant! Du tust mir einen Gefallen, wenn du mir ein Urteil über Hermanns Spiel sagst!" rief der Regierungsrat mit ernstem Eifer, als handle es sich um eine höchst wichtige Entscheidung. „Du bist ja Kenner, selbst ein Klaviervirtuose!"

Der General lachte. „O je — da fehlt's weit!" Aber er sah, mit welch zärtlicher Liebe der Großpapa seinem widerstrebenden Enkel den Stuhl zurechtrückte, ein Kissen brachte, das Pianino öffnete. Da war nichts zu machen. Er mußte wohl oder übel das „junge Talent" bewundern.

Hermann hackte denn auch ein paar Stücke herunter — genau so wie eben neunjährige Knaben zu spielen pflegen, wenn sie nicht musikalische Wunderkinder sind.

„Recht wacker! — Gut im Takt! — Brav — brav!"

lobte der General, der mit lebhafter Anerkennung am raſcheſten der Pein überhoben zu ſein hoffte.

Aber der Junge war im Zug und nahm neue Noten. Ein paar Takte ſchlug er an — den Donauwalzer.

Der Großpapa klopfte ganz verklärt mit den Füßen den Takt, als wollte er gleich zu tanzen anfangen.

„Hör auf! — Das nicht — nur dieſen Walzer nicht!“ rief der General mit einer ſo aufgeregten Stimme, daß der Kleine erſchrocken abbrach.

Der Regierungsrat ſchaute den Freund, der mit einer ungeduldigen Bewegung aufgeſprungen war, als wollte er fliehen vor der wohlbekannten Melodie, mit Befremden an, faſt etwas beleidigt. „Alſo — etwas anderes, Hermann!“ ſagte er dann.

Das neue Opus war bald überſtanden. Der Klavierſpieler hatte zum Lohn für ſeine Leiſtungen eine Handvoll Makronen geerntet und war ſehr befriedigt abgezogen.

Eine Weile ſaßen die beiden Herren ſich einſilbig gegenüber.

„Darf ich dir noch ein Glas Wein einſchenken?“ fragte der Regierungsrat dann höflich, aber mit merklich kühler Geſpreiztheit.

„Danke, nein! — Oder ja! — Trinken wir die Flaſche leer, da es ja doch beharrlich weiterregnet. Ich bin dir ja auch eine Erklärung ſchuldig, warum ich den lieben Jungen ſo heftig angefahren habe. Aber ſchau, gerade der Donauwalzer! An den knüpft ſich mir eine ſo eigenartige, ſo wehmütige Erinnerung. Ich könnte ihn nur von einem Meiſter hören, oder ich muß ihn mir ſelber in meinem einſamen Junggeſellenheim vorſpielen in einer feierlichen Stimmung, in der ich dann an längſt Vergangenes denke. Darum — verzeih mir, Franz, meine Heftigkeit.“

„Aber ich bitte dich, Lieber!“ Der Regierungsrat klopfte dem Freund ganz bewegt auf den Arm. „Es tut mir nur leid, daß ich ahnungslos an etwas Trauriges in deinem Leben rührte.“

„Nun, so schlimm ist's nicht. Im Grunde war's sogar ein hübsches Erlebnis,“ meinte der General lächelnd und strich sich über den langen grauen Bart. „Aber unsere Erinnerungen haben ja alle etwas Wehmütiges, wenn sie weit zurückliegen — nicht? Damals war man jung und jetzt — jetzt ist man ein alter Pensionär! Die Geschichte spielt nämlich während des Siebzigerfeldzugs.“

„Um so mehr mußt du sie mir erzählen. Ich als Staatskrüppel beneide euch ja so sehr um diese Eindrücke, die gerade in unsere frischeste Lebenszeit hineinfielen.“

„Ja, damals war ich noch ein junger Leutnant!“ seufzte der General. — „Ich war nach der Schlacht von Sedan dem Stabe eines Generals als Quartiermacher zugeteilt worden, da ich gut Französisch sprach und da meine Füße nach den anstrengenden Märschen im August dringend der Schonung bedurften.

An einem heißen Septembertag sollten wir in Chalons Rast halten. Ich war dem Stabe vorangeritten und freute mich über das uns zugewiesene Quartier in einem reizenden Schloß mit großem Park. Die wunderbaren Stallungen für unsere müden Pferde erregten mein Entzücken, und ich schritt mit einem lange nicht mehr empfundenen Behagen durch die eleganten Wohnräume in das fürstliche Schlafgemach, in dem man wieder einmal seine Glieder in einem sauberen guten Bett ausruhen durfte. Eine köstliche Aussicht! Vorläufig dachte ich allerdings noch nicht ans Schlafen. Ich hatte einen Riesenhunger. Aber vor allem mußte

ich dafür sorgen, daß mein General gleich einen wohlbestellten Tisch vorfand, wenn er mit den Herren vom Stab in das Quartier einrückte. Er konnte sehr unangenehm werden, wenn er warten mußte."

„O diese Generäle!" warf der Regierungsrat lachend ein.

„Ja! Damals war die Generalslaune Regen und Sonnenschein für mich! — Ich lief also ganz aufgeregt in dem großen, leeren Hause herum. Kein Mensch war zu sehen! Das reinste Dornröschenschloß, nur daß ich auch keinen Schlafenden fand, den ich hätte wachbrüllen können. Endlich entdeckte ich im Keller ein Individuum, das eine große Kiste zunagelte. Das mußte der Hausmeister sein. In meinem schönsten Französisch machte ich dem Mann klar, daß man im Schlosse verpflichtet sei, für unsere Verpflegung zu sorgen, und daß ich Speise und Trank für die Herren Offiziere zu verlangen hätte.

„Nous n'avons rien — rien du tout, du tout!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. Er hatte die Hände in die Taschen seiner weiten blauen Beinkleider gesteckt und stand finster, verdrossen vor mir, mit einem Blick voll Haß und Verachtung.

Als ich trotz dieser so oft schon gehörten Redensart von dem vorhandenen „Nichts" immer energischer und heftiger auf meinem Recht bestand, bequemte er sich endlich zu der Erklärung, die Herrschaft wäre fort. Es seien keine Vorräte da. Es stünde mir aber frei, auf die Rechnung des Herrn Marquis im Gasthause eine Mahlzeit zu bestellen.

Ich hatte keine Lust, mich mit dem trotzigen Kerl länger herumzustreiten, obwohl ich an sein „rien du tout, du tout" nicht glaubte. Er sah wahrhaftig aus, als hätte er uns alle am liebsten vergiftet.

Aber im Gasthause eine Mahlzeit bestellen, das sagte sich viel leichter, als es getan war.

In Chalons wimmelte es von Soldaten. Truppen aller Waffengattungen waren nach heißen Märschen hier eingezogen, hungrig und durstig wie ein Heuschreckenschwarm. Die Gasthöfe wurden förmlich belagert. Die Vorräte konnten diesem Ansturm gegenüber nicht ausreichen.

Ein Oberkellner im „Hotel de Paris" ließ sich durch meine verzweifelten Vorstellungen endlich zu dem Versprechen erweichen, er werde in einigen Stunden ein Mahl fertigstellen lassen; aber ich merkte wohl, daß er mich nur abschütteln wollte. Er war ja auch bei dem besten Willen nicht im stande, sein Wort einzulösen. Der General konnte jeden Augenblick eintreffen. Mir verging mein wütender Hunger bei dem Gedanken an das Donnerwetter, das über mein Haupt herunterprasseln würde."

„Aber du konntest doch nichts dafür!" warf der gutmütige Regierungsrat, noch nachträglich voll Mitleid, ein.

„Ja, mein Lieber, das ist nun so beim Militär und anderswo, daß der, der zuunterst steht, den Sündenbock abgeben muß. Und solch ein Haudegen wie mein General hatte eben auch Nerven. Wenn die Maschine nicht geölt wird, dann knarrt sie. — Mißmutig ging ich in unser Quartier zurück und schritt durch die Prachtzimmer. Man hungerte hier wenigstens „in Schönheit".

Mitten in dem großen, mit Fresken bemalten Saal stand ein herrlicher Konzertflügel. Seit Monaten hatte ich keine Tasten mehr berührt. Es juckte mich ordentlich in den Fingern, als ich das schöne Instrument sah. Der Schlüssel steckte im Schloß. Ich klappte den

Deckel auf und vergaß den General und seinen Stab, den haßerfüllten Hausmeister, alles Elend, das ich schon mitangesehen hatte, und meinen knurrenden Magen in einem süßen Schwelgen in Tönen. Alles mögliche spielte ich herunter: Erinnerungen, die mir im Ohr klangen, Bruchstücke aus Opern, dazwischen eine Marschmelodie. Schließlich wurde es immer lustiger, temperamentvoller: ein Walzer — der Donauwalzer.

Als hätte ich Zaubertöne gefunden, die in dem Geisterschlosse Leben weckten, wurde plötzlich hinter mir die Tür geöffnet, und eine reizende schlanke Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich sah sie im Spiegel mir gegenüber. Ein blondes Mädchenhaupt, das sich lauschend vorbeugte, ein lächelnder Mund unter traurigen, sehnsüchtigen jungen Augen.

Feuriger nur spielte ich weiter, durchglüht von Begeisterung, in einer wahren Angst, die holde Erscheinung möchte wie ein Spuk verschwinden, sobald ich zu Ende war.

Und dann bin ich so flink aufgesprungen nach der letzten Note, daß sie noch wie festgebannt an der Tür lehnte, als ich schon vor ihr stand und ihr in das errötende Gesicht blickte. Ich stammelte ein paar französische Worte — aber denke dir meine Überraschung: sie sprach Deutsch, wie nur ein Deutscher es sprechen kann.

„O verzeihen Sie, Herr Leutnant," sagte sie schüchtern. „Ich habe den Walzer so lange nicht mehr gehört. Die Melodie hat mich unwiderstehlich angelockt. Wie das Heimweh weckt! Wie süß und traurig zugleich der Walzer klingt in der Fremde, in all dem Schrecken und Jammer!"

„Eine Landsmännin!" rief ich freudig. „Aber, verehrtes Fräulein, wie kommen Sie hierher?"

Sie drückte erschrocken den Finger auf den Mund und blickte sich um. „O verraten Sie nicht, daß ich eine Landsmännin bin. Man hält mich für eine Elsässerin. Sonst — wer weiß, was mir geschähe. Die Dienstleute sind voll Haß. Ich fürchte mich so unter all den Feinden. Ich bin Gouvernante bei den Kindern. Monsieur und Madame sind eiligst geflohen. Uns haben sie zurückgelassen."

Sie war rührend in ihrer Angst. Ein so junges zartes Geschöpf! Und allein, schutzlos in dem wilden Kriegstreiben mitten in Feindesland! Mein Leutnantsherz ward weich vor Mitleid.

„Also doch eine lebende Seele in dem ausgestorbenen Haus!" sagte ich, sie zärtlich anblickend. „Ist das hübsch, deutsche Laute zu hören zwischen diesen leeren Wänden! Ich fürchtete schon, der wütende Hausmeister wäre der einzige Bewohner."

„Er hat Sie wohl recht grimmig empfangen?" fragte sie. „Sie dürfen es ihm nicht verdenken. Seine zwei Söhne sind bei Sedan gefallen. Aber es sind auch noch andere Dienstleute im Hause. Das ganze weibliche Personal ist geblieben. Kann ich etwas für Sie bestellen?"

„Ach, mein Fräulein, wenn Sie das könnten! Sie wären wirklich mein guter Engel!" rief ich, mich wieder an meine Pflicht erinnernd. „Irgend etwas zu essen für den General, für die Offiziere, die ihn begleiten, auch für meine Wenigkeit! — Eben kommt der Stab angeritten — hören Sie's? — In ganz Chalons ist nichts zu haben. Sie sehen in mir den verzweifeltsten aller Quartiermacher. Mit dem Hausmeister war nicht zu reden. Aber es kann ja nicht sein, daß Sie gar nichts im Hause haben, wenn doch Leute hier wohnen! Nach Kriegsbrauch haben wir ja auf Verpflegung Anspruch."

„Es soll besorgt werden, Herr Leutnant. Man wird im Speisezimmer servieren so rasch als möglich."

Sie wollte forthuschen.

Aber ich hielt ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Und unsere junge Landsmännin, unsere Retterin, wird sie uns nicht die Honneurs machen?"

„Nein — o nein!" rief sie erschrocken. „Ich muß ganz im Hintergrunde bleiben! Verraten Sie mich ja nicht, um Gottes willen!"

Fort war sie.

Sie war wirklich wie die gute Fee im Märchen. Ein wahres „Tischlein deck dich" erlebten wir. Der General hatte sich kaum den Staub heruntergewaschen, die Offiziere fanden eben Zeit, an ihren Appetit zu denken, da meldete schon ein zierliches Stubenmädchen, allerdings mit der finsteren Miene einer Feindin: „Les messieurs sont servis."

Und wie es uns schmeckte! Was sie in der Eile zusammengekocht hatten, das weiß ich natürlich nicht mehr. An den herrlichen Wein erinnere ich mich aber noch und an das köstliche Obst. Und ich wollte, ich hätte einmal wieder einen so göttlichen Hunger wie damals!

Mein Gott, in solcher Kriegszeit, in der man nicht weiß, ob man am nächsten Tag noch da sein wird, am nächsten Tag noch seine gesunden Glieder hat, da genießt man auch eine solche Ruhepause mit einer intensiven Lebensfreude, von der wir uns im behaglichen, stumpfsinnigen Frieden doch eigentlich keine Vorstellung mehr machen.

Aus einer gewissen Eifersucht, vielleicht auch aus Diskretion, um kein Aufsehen über die Anwesenheit der jungen Deutschen zu veranlassen, hatte ich mein kleines Abenteuer verschwiegen.

Aber ich suchte nach der holden Erscheinung, sobald ich mich nur losmachen konnte, in Haus und Park und eilte im Sturmschritt auf sie zu, als ich sie endlich entdeckte.

Sie führte zwei kleine Mädchen, niedliche französische Kinder, an der Hand, die beim Anblick meiner Uniform erschraken und sich vor dem „Prussien" fürchteten.

Fräulein Marianne — den Namen habe ich später erfahren — flehte denn auch mit ihrem traurigen, ängstlichen Blick mehr noch als mit Worten, ich sollte nicht zu ihr sprechen.

Ich aber rief ihr leidenschaftlich nach: „Ich muß Ihnen unbedingt noch Lebewohl sagen!"

Sie hatte sicher die echte Sehnsucht herausgefühlt, die durch meine Stimme klang.

Als die Kinder schliefen, kam sie noch einmal in den Park. Wie schön und still es da war unter den hohen Bäumen, über denen schon die Sterne standen!

Im Halbdunkel gingen wir auf und ab in Blumenduft und leisem Blätterrauschen, in einer wunderlich bewegten Stimmung. Zwei junge Menschenkinder, denen mitten in Kriegsnot und Waffenlärm ein warmes Empfinden durch die Herzen flutete, die sich förmlich zueinander drängten in ihrem Verlangen nach einem bißchen Licht und Frohsinn, nach einem bißchen Glück zwischen all den Gefahren und Schreckniſſen, die ein süßes Heimatgefühl vertraut und beredt machte.

Sie hatte keine Eltern mehr, die arme Kleine, und dennoch verging sie fast vor Heimweh nach dem Rhein, nach dem Städtchen Biebrich, wo sie geboren war, und unter Tränen gestand sie mir, wie verlassen sie sich fühlte, wie namenlos sie sich danach sehnte, deutsche Worte zu hören.

Ach, sie war eine von jenen vielen, die dem Sonnen-

schein, dem Glück zustreben möchten, und nur ernste, mühselige Pflichten finden — ein weiches Seelchen, das auf dürrem Boden verschmachtete.

Heiße Küsse haben wir getauscht unter den dämmerigen Bäumen; ein bewegtes Abschiednehmen war's nach so kurzem Finden.

Ich sagte: „Wir sehen uns wieder! Ich werde dich nie vergessen!" Aber was wußten wir denn von der Zukunft? Am nächsten Tage konnte mich schon eine Kugel treffen. Man hatte verlernt, mit dem Leben zu rechnen über den nächsten Moment hinaus.

Ich habe sie wirklich liebgehabt in jener traurigseligen Stunde. Es war mir ernst gewesen mit jedem zärtlichen Wort. Aber ich muß es dir gestehen, Franz — als ich dann mein Zimmer erreichte, da schlief ich wie ein Toter in dem guten, weichen Bett, und am Morgen schien das kleine Erlebnis in dem poetischen stillen Park wie ein hübscher Traum.

Es war keine Zeit, um in Gefühlen, in Erinnerungen zu schwelgen. Auch ein junges Leutnantsherz wurde hart in der ehernen Tatenwucht, die wir miterlebten. Ich habe die liebe kleine Landsmännin bald vergessen, auch später im Frieden tauchte ihr Bild nur selten noch auf.

Sie aber! — Ach, solch eine stille Mädchenexistenz, solch ein trauriges Gouvernantenlos! — Sie hatte wohl nie wieder ein Hauch von Liebe gestreift!

Nach zwanzig Jahren, als ich ein Regiment in Metz erhielt, da lag eines Tages zwischen meinen Dienstschreiben ein Kärtchen von ihr, das mir die Augen feucht machte.

Sie wäre sehr krank, schrieb sie mir. Sie möchte mich so gern noch einmal sehen. Ob ich sie nicht aufsuchen wollte? Es sei ihre einzige, ihre letzte Bitte.

Ein blasses, verwelktes Persönchen fand ich, obgleich sie nicht mehr als vierzig sein konnte; als hätte das öde, freudlose Leben ihr frühzeitig die Haare gebleicht und das feine Gesichtchen mit Falten durchzogen. Wie die Pflanzen, die immerfort im Schatten stehen und die aus Mangel an Sonne verkümmern, sah sie aus. Sie machte mir keine Vorwürfe. O nein! Sie war rührend dankbar, daß ich kam.

Aber nicht wahr, Franz, du begreifst, wie beschämt ich mich fühlte, als ich hörte, daß sie genau über mein Leben Bescheid wußte, wo ich in Garnison gewesen, in welchem Jahr ich Hauptmann, Major geworden war, als ich zwischen den Worten herausfühlte, daß sie gewartet hatte auf ein Wiedersehen, gewartet auf meine Rückkehr zu ihr, lange, lange Jahre.

Sie hatte die Erinnerung so treu bewahrt — und ich, ich hatte sie vergessen!

In jenem Sommer habe ich sie dann einigemal in dem stillen Stift aufgesucht, in dem sie nach Jahren in der Fremde eine bescheidene Zuflucht gefunden hatte. Sie wurde immer schwächer und hinfälliger. Der Arzt sprach von hochgradiger Anämie, von frühzeitigem Erschlaffen der Kräfte. Mir war es immer, als sei sie dahingewelkt aus Mangel an Glück und Liebe in ihrem Leben.

Einmal, an einem warmen Septembertag, da sagte sie mit bewegter Stimme: „Heute vor einundzwanzig Jahren waren Sie auf dem Schloß in Chalons, Herr Oberst!"

Und dann bat sie mich schüchtern, ich sollte ihr den Walzer spielen, der ihr damals solch tiefes Heimweh geweckt hatte.

Ich setzte mich an das altmodische Klavier, das in ihrem Zimmer stand, und spielte den Donauwalzer. Es klang so wehmütig; zwischen den lachenden Straußschen

Melodien zitterte eine Saite wie ein klagendes Erinnern.

Es war das letzte Mal, daß ich bei ihr war. Bald darauf wurde sie bettlägerig, und einige Wochen später erloſch ihr einſames Leben.

Und ſchau — darum hat mir der Donauwalzer etwas ſo Weihevolles, Feierliches. Es tut mir weh, wenn ich ihn von anderen ſpielen höre. Nur in einſamen Stunden rufe ich wohl die Erinnerung wach, die ſpäte Reue über Verſäumtes, Vergeſſenes, über das Glück, das man vertan, den Schatz an Liebe und Treue, den man ſich aus den Händen gleiten ließ."

Der Regierungsrat drückte dem Freunde ſtill die Hand.

Draußen rauſchte der Landregen nieder.

Wunder der Natur,

enthüllt durch das Mikroſkop.

Naturwiſſenſchaftliche Betrachtung von Profeſſor E. Koller.

Mit 21 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Der ungeheure Aufſchwung, den die Naturwiſſenſchaften in neuerer Zeit genommen haben, iſt in nicht geringem Maße zwei bewundernswerten optiſchen Inſtrumenten zu verdanken, dem Fernrohr und dem Mikroſkop, welche dem Auge die Einſicht in die Welt des Größten und des Kleinſten ermöglichen. Während das eine uns die Wunder des Himmels, das Walten unabänderlicher Geſetze in der Unendlichkeit des Weltalls zeigt, enthüllt uns das andere ein früher nie geahntes, ſtaunenerregendes Wunderreich unſichtbarer Weſen.

Die beiden Inſtrumente wurden ungefähr zu gleicher Zeit, zwiſchen 1590 und 1610, von den Brillenſchleifern Hans und Zacharias Janſen in der niederländiſchen Stadt Middelburg erfunden; einfache Vergrößerungsgläſer dagegen waren ſchon im grauen Altertum bekannt. Die Erfindung des Fernrohrs führte bald nachher zu den denkwürdigen Unterſuchungen Keplers über den Sternenhimmel und zu den großartigen aſtronomiſchen Entdeckungen Galileis, während das Mikroſkop

nur zu ganz untergeordneten Beobachtungen, namentlich von kleinen Insekten, diente, weshalb man es auch Mücken- oder Flohglas nannte.

Mit der allmählichen Verbesserung desselben nahm auch seine Bedeutung für wissenschaftliche Untersuchungen zu; indessen diente es neben diesen noch lange Zeit als Salonspielzeug zur „curiösen und erschröcklichen microscopischen Augen- und Gemüthsergötzung".

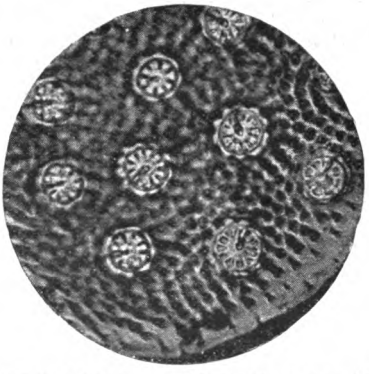


Fig. 1. Zifferblattähnliche Zeichnungen auf der Haut eines Flohs in 500facher Vergrößerung.

Die erste wahrhaft bedeutende mikroskopische Entdeckung ist diejenige des Naturforschers Theodor Schwann, welcher im Jahre 1839 durch zahlreiche Untersuchungen nachwies, daß alle organischen Wesen aus denselben Elementarorganismen, den Zellen, bestehen, und daß die Zellenbildung das gemeinsame Entwicklungsprinzip für Entstehung und Wachstum der Tiere und Pflanzen ist. Diese epochemachende Entdeckung spornte zu weiteren Forschungen an und führte zu einer Neugestaltung der Naturwissenschaften, namentlich der Anatomie und Physiologie.

Auf dem Gebiete der Anatomie oder der Lehre vom Baue der organischen Wesen wurden zahlreiche wichtige Untersuchungen vorgenommen, die sich auf alle Teile des tierischen und pflanzlichen Organismus erstreckten und die Grundlage für neue Forschungen und Entdeckungen bildeten und noch bilden.

Unsere Illustrationen zeigen Vergrößerungen verschiedener Teile von Tieren und Pflanzen, die uns erkennen lassen, daß das dem unbewaffneten Auge gleichartig Erscheinende in Wirklichkeit einen feinen und sehr verwickelten Bau haben kann. So sehen wir zum Beispiel in Fig. 1 auf der 500fach vergrößerten Haut eines Flohs regelmäßige Zeichnungen, die das bloße Auge nicht unterscheiden kann und die dem Zifferblatt einer Uhr gleichen.

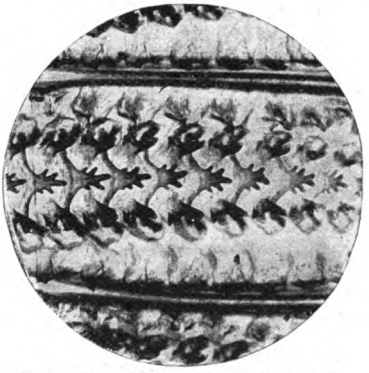


Fig. 2. Der Gaumen eines Kinkhorns.

Fig. 2 stellt den Gaumen einer unter dem Namen Kinkhorn bekannten Muschelart dar, die in den nördlichen Meeren vorkommt und als Volksnahrung von ziemlicher Bedeutung ist. Die Zunge ist lang und schmal und in der Mitte mit spitzen, rückwärts gekrümmten Zähnen besetzt, die beim Fressen gegen den festen Gaumen wirken und zum Zerreiben der Nahrung dienen.

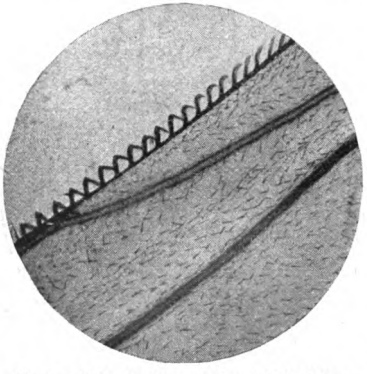


Fig. 3. Flügel einer Wespe mit häkchenartigen Haftborsten.

Die Flügel der Bienen und Wespen (Fig. 3) sind

zarte, von wenigen Adern durchzogene Membranen und wirken beim Fluge wie ein einziges Paar, da die Vorderflügel mit den Hinterflügeln durch kleine übergreifende Häkchen fest verbunden sind.

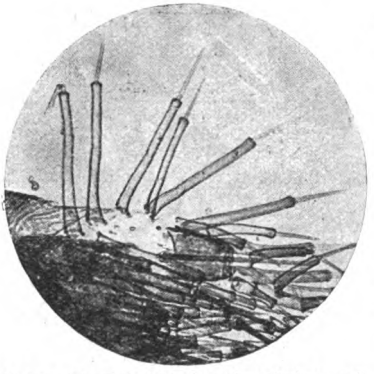


Fig. 4. Die Spinnröhrchen einer Spinne mit den daraus hervorragenden Spinnspulen.

Bei den Spinnen befinden sich am Hinterleibe die Spinnwarzen, an denen der Stoff der Spinndrüsen ausgeschieden wird. Sie enden schräg abgestutzt mit dem Spinnfeld, auf welchem ähnlich den Haaren sich zahlreiche Spinnröhrchen (Fig. 4) erheben, aus denen eine kurze Spinnspule hervorragt. Die einzelnen aus den Spinnspulen heraustretenden und an der Luft erhärtenden Fäden werden von den Webekrallen der Hinterbeine zu einem einzigen Faden gesponnen, den die Spinne nach Belieben stärker oder feiner machen kann, und den sie mit großer Kunstfertigkeit zu dem bekannten Gewebe (Fig. 5) verarbeitet, in welchem sie ihre Opfer fängt. Außerdem

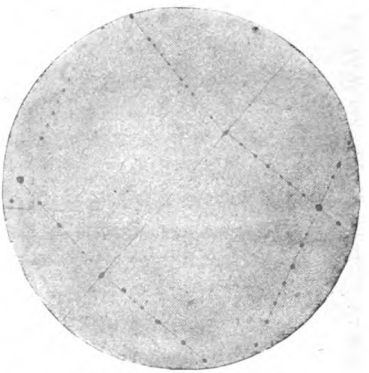


Fig. 5. Ein Spinngewebe.

dienen die Spinnfäden zum Austapezieren des Nestes, zum Einhüllen der Eier und zur Fortbewegung der Spinne abwärts und aufwärts durch die Luft. Zu technischer Verwendung sind diese Fäden zu kurz; indessen bedient man sich derselben wegen ihrer außerordentlichen Feinheit zu Mikrometern in optischen Instrumenten.

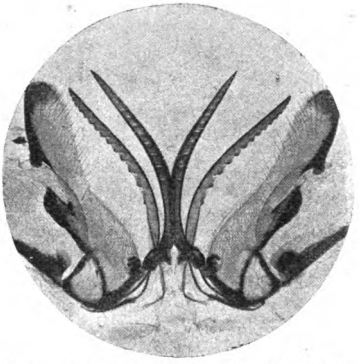


Fig. 6. Der Legestachel einer Sägefliege.

Fig. 6 zeigt den seiner ganzen Länge nach wie eine Säge gezähnten Legestachel einer Sägefliege oder Blattwespe. Derselbe besteht aus der Stachelrinne, zwei Stechborsten und zwei Stachelscheiden und liegt im Ruhezustand eingezogen. Er dient dazu, die Eier in die Blätter oder den Stamm von Pflanzen oder in den Leib anderer Insekten zu versenken. Dieser von zwei Scheideblättern geschützte Stachel ist oft so dünn wie ein Haar, und dennoch dringt er mit Leichtigkeit, gleich einer feinen Nadel, durch die Haut der Raupen und anderer Insekten-

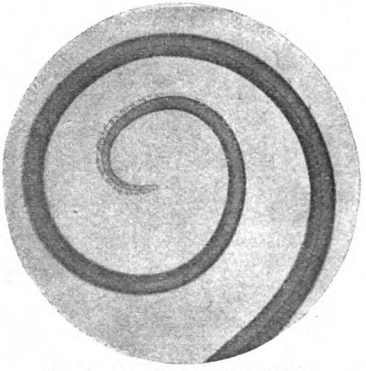


Fig. 7. Die Zunge einer Motte.

larven beziehungsweise in die Pflanzenteile, in welche die Eier abgelegt werden. Zu diesen höchst schädlichen, oft große Verwüstungen anrichtenden Blattwespen gehört auch die allgemein bekannte Pflaumenwespe, welche das Ei noch während der Blüte in den Ausschnitt des von ihr angebohrten Kelches legt. Aus dem Ei entsteht eine wurmförmige, gelblichrötliche Larve, die sich durch den weichen Kern durchfrißt und, nachdem die Pflaume abgefallen ist, herauskriecht und sich in der Erde verpuppt.

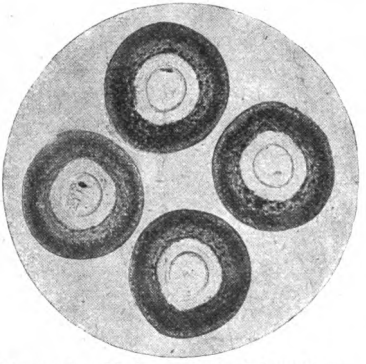


Fig. 8. Querschnitt durch vier Schnurrhaare eines Löwen.

Fig. 7 stellt die Zunge einer Motte dar. Die zu der Ordnung der Schmetterlinge gehörigen Motten haben, wie jene, eine lange Rollzunge oder vielmehr einen Rüssel, der wie eine Uhrfeder spiralig gewunden unter dem Kopf getragen wird und aus zwei Halbrinnen mit fest aufeinandergefügten Rändern besteht. Die Oberfläche ist mit Dörnchen besetzt, die zum Auf-

Fig. 9. Aus der Kopfhaut eines Negers.

ritzen der Honiggefäße der Pflanzen dienen, deren süßer Inhalt durch die Höhlung des Rüssels aufgesaugt wird.

In Fig. 8 sehen wir einen Querschnitt durch vier Schnurrhaare eines Löwen. Ein Haar besteht aus fast saftlosen Zellen von verschiedener Gestalt und Anordnung. Den mittleren Teil, das sogenannte „Mark", bilden rundliche, mit Flüssigkeit oder Luftbläschen erfüllte Zellen. Diese sind umgeben von einem Mantel von langgestreckten, außerordentlich fest zusammengekitteten Zellen, welche die eigentliche Haarsubstanz ausmachen und auch den Farbstoff der Haare enthalten. Die dritte Schicht ist eine einfache Lage von schuppenförmigen Zellen, welche die äußere Oberfläche des Haares, das Oberhäutchen, bilden.

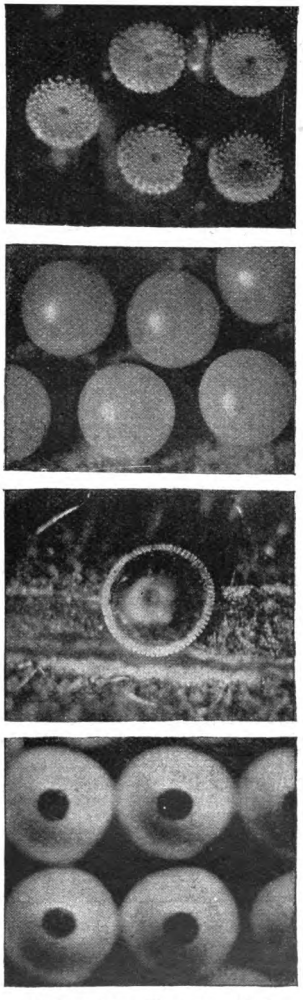


Fig. 10. Insekteneier.

In Fig. 9, in welcher ein Stück der Kopfhaut eines Negers abgebildet ist, sieht man das kolbenförmige Ende, mit dem das Haar in der Haut steckt, die sogenannte

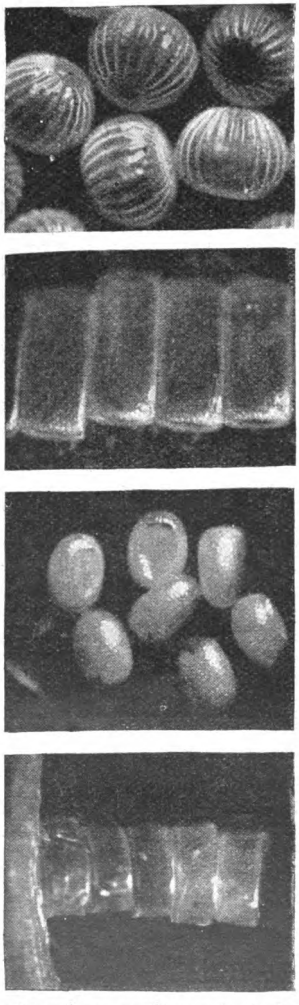


Fig. 11. Inſekteneier.

Haarzwiebel. Die Form der Haare iſt von derjenigen anderer Raſſen verſchieden, denn während deren Querſchnitt bei Europäern ſchön oval und bei amerikaniſchen Wilden kreisrund erſcheint, iſt er bei Negern ganz platt oval oder lang elliptiſch; bei letzteren kommt zugleich das feinſte und krauſeſte Haar von ganz ſchwarzer Farbe vor.

Von dem unendlichen Formenreichtum der Inſekteneier (Fig. 10 und 11) kann man einen ſchwachen Begriff bekommen, wenn man bedenkt, daß über 160,000 Inſektenarten bekannt ſind, und daß deren Eier mindeſtens ebenſo verſchieden ſind wie die Samenkörner der einzelnen Pflanzenarten.

Noch intereſſanter als das Studium einzelner Teile eines organiſchen Körpers iſt die Beobachtung ihrer allmählichen Entwicklung und der in ihnen nacheinander zu Tage tretenden Lebenserſcheinungen, denn erſt durch ſolche, die ganze Lebensdauer eines Organis-

mus umfassende Untersuchungen lernt man letzteren vollständig kennen. Diese physiologischen Forschungen sind namentlich auch für Ärzte von der größten Bedeutung, da sie dadurch in den Stand gesetzt werden, die Natur gewisser Krankheiten mit Sicherheit festzustellen. So ermöglicht das Mikroskop zum Beispiel den Nachweis des Vorhandenseins von Schmarotzern, wie Trichinen, Blasenwürmern, Krätzmilben und dergleichen, oder von schädlichen niederen Lebewesen, Mikroorganismen, im menschlichen oder tierischen Körper. Die letzteren spielen in der Natur eine außerordentlich wichtige Rolle, sei es, daß sie als Krankheitserreger die Pflanzen- und Tierwelt mit Einschluß der Menschen überfallen, schädigen und teilweise vernichten, sei es, daß sie im menschlichen Haushalte das tägliche Brot, das Bier, den Wein, den Essig u. s. w. bereiten helfen, oder daß

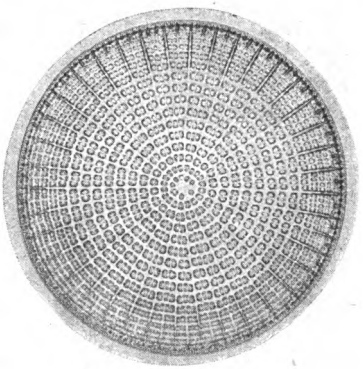


Fig. 12. Eine Diatomee.

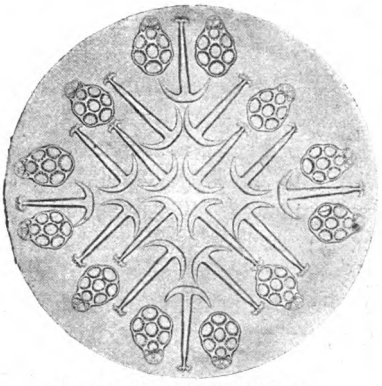


Fig. 13. Ein Mikroorganismus.

ihre Überreſte, welche ganze Gebirge gebaut und die Erdoberfläche umgeſtaltet haben, als Kreide, Kieſelgur, Polierſchiefer und dergleichen Verwendung finden.

Dieſe winzigen Weſen, deren Körper aus einer oder zwei gleichartigen oder verſchiedenen Zellen gebildet wird, gehören teils dem Pflanzenreich, teils dem Tierreich an. Den einfachſten Bau haben die Spaltpilze, welche gleichſam den Übergang von den Pflanzen zu den Tieren bilden; ihnen reihen ſich die Spaltalgen, die Diatomeen und andere an, welche einen pflanzlichen Charakter tragen, während die ſogenannten Wurzelfüßler und die Infuſorien zu den Tieren gerechnet werden.

Fig. 14. Wie zerriſſene Baumwollfäden unter dem Mikroſkop ausſehen.

Die Spaltpilze, ſo genannt, weil ſie ſich durch Spaltung eines Einzelweſens (Zelle) in zwei Weſen vermehren, werden auch als Bakterien bezeichnet und bilden den Gegenſtand eines beſonderen Studiums, das ſich in den letzten Jahren zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft, der Bakteriologie, ausgebildet hat, und der jetzt ſchon viele glänzende Entdeckungen, namentlich auf mediziniſchem Gebiete, zu verdanken ſind. Dieſe haben den Nachweis geliefert, daß zahlreiche Krankheiten, darunter die verheerendſten, wie die Lungenſchwindſucht, Pocken, Diphtheritis, Cholera, Peſt, Typhus und andere, durch die Tätigkeit ſolcher Bakterien im menſchlichen

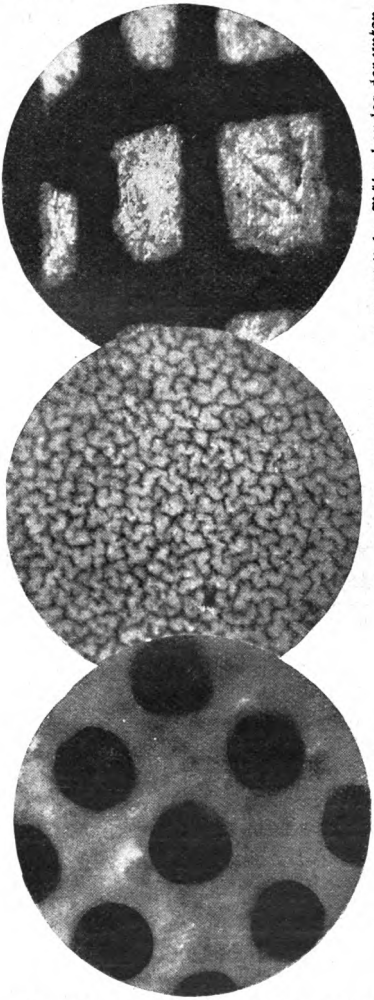


Fig. 15. a) Kalbtonblock. b) Gelatinedruckblock. c) Ein Teil des Mützenbandes der untenstehenden Federzeichnung in 500facher Vergrößerung.

Körper hervorgerufen werden, und haben dadurch auch auf die richtigen Wege hingewiesen, auf welchen diese Krankheiten bekämpft oder verhindert werden können.

Mit den Spaltpilzen sind die Spaltalgen verwandt, die im Wasser vorkommen, wo sie auf den darin befindlichen Gegenständen oder auf der Oberfläche einen grünen Überzug bilden. Unter den eigentlichen Algen sind namentlich die Diatomaceen oder Diatomeen (Fig. 12) zu erwähnen, welche der Zierlichkeit ihrer Schalen halber zu einem Handelsartikel für

Studien- und Sammlungszwecke geworden sind. Sie kommen in den mannigfachsten Gestalten, rund, eckig, stäbchen-, schiffchen-, nadel-, sonnen- oder scheibenförmig, vor und sind reich an Kieselsäure, weshalb ihre Schale der Verbrennung und Verwesung widersteht und sich häufig als feines, weißliches, unter dem Namen Kieselgur bekanntes Mehl fossil vorfindet. Zu den pflanzlichen Mikroorganismen gehören auch die dem Getreide so gefährlichen Brandpilze, ferner die Gärungspilze, welche als Hefe die Gärung zuckerhaltiger Flüssigkeiten zu Alkohol bewirken, und die in ungeheuren Mengen vorkommenden Schimmelpilze. Unter den tierischen Mikroorganismen (Fig. 13) oder Urtieren sind zu nennen die Wurzelfüßler und die Infusorien. Die Wurzelfüßler, so genannt, weil ihr Leib wurzelähnliche Fortsätze ausstreckt (Amöben, Foraminiferen, Strahltierchen), leben größtenteils im Meere und tragen durch Anhäufung ihrer Gehäuse zur Bildung des Meeressandes und zur Ablagerung von Schichten bei, die so mächtig sein können, daß sie ganze Kreide- und Kalkgebirge bilden. Die Infusorien oder Aufgußtierchen kommen ebenfalls im Wasser vor, wo sie sich ungeheuer rasch vermehren, und haben die Fähigkeit, beim Austrocknen der Flüssigkeit sich einzukapseln und in einer Art Scheintod zu verharren, bis sie durch Zutritt beziehungsweise Aufguß von Flüssigkeit wieder zum Leben erweckt werden.

Die mikroskopische Erforschung dieser niedrigen Lebewesen der Pflanzen- und Tierwelt und ihres Wirkens im Haushalte der Natur hat in der Erkennung, Behandlung und Abwehr vieler Krankheiten eine Umwälzung hervorgebracht, deren Bedeutung noch in beständigem Zunehmen begriffen ist.

Aber nicht nur bei wissenschaftlichen Forschungen kommt das Mikroskop immer mehr zur Verwendung,

sondern auch auf technischem und gewerblichem Gebiete, wo es namentlich zur Entdeckung von Fälschungen der

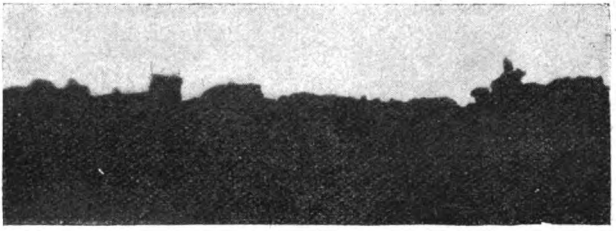


Fig. 16. Schneide eines frisch abgezogenen Rasiermessers feinster Qualität. Man vergleiche damit

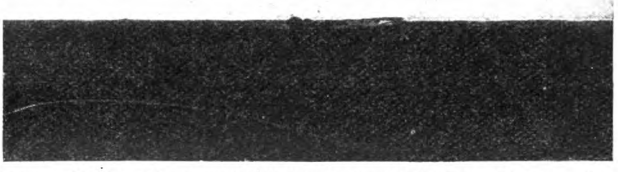


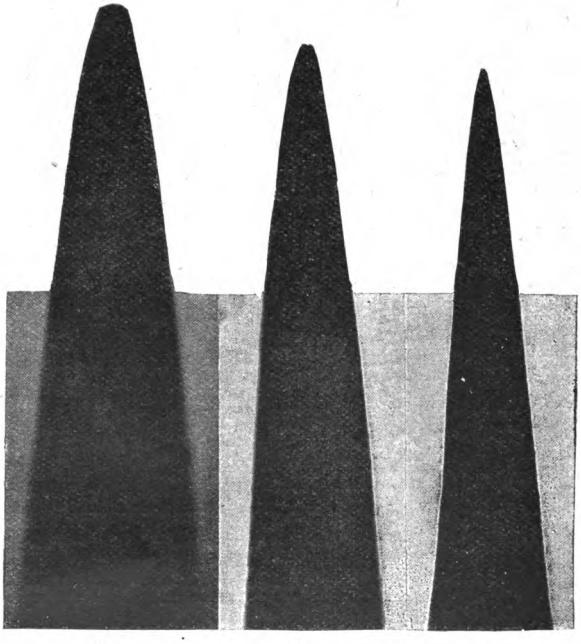
Fig. 17: die Schneide eines Grashalms in der gleichen Vergrößerung, oder

Fig. 18: die Kante einer von den Bewohnern der Inseln des Stillen Ozeans als Rasiermesser benützten Austernschale.

Nahrungs-, Genuß- und Arzneimittel und zur Prüfung der im Handel vorkommenden Faserstoffe (Fig. 14),

Gewebe, Papiere und sonstigen Industrieerzeugnisse dient.

Fig. 15 a gibt die mikroskopische Ansicht eines Teils



a. b. c.

Fig. 19: Vergleichung zwischen a) einer Nadelspitze, b) einem Stachelbeerdorn, c) einem Rosendorn, d) den Brennhaaren einer Brennessel und e) dem Stachelorgan einer Biene in derselben Vergrößerung als Beweis dafür, daß die Arbeit der Natur unendlich feiner ist als die des Menschen.

eines Halbtonblocks wieder, welcher zum Druck der diesem Artikel beigegebenen Illustrationen dient. Von den darauf sichtbaren schwarzen Punkten enthält eine Illustration von der Größe einer Seite dieses Buches etwa 450,000. Fig. 15 b zeigt das Korn eines zur photo-

graphischen Nachbildung dienenden Gelatinedruckblocks, und in Fig. 15 c sehen wir einen Teil der darunter stehenden Federzeichnung in 500facher Vergrößerung. Die schwarzen Linien sind diejenigen des Bandes der schottischen Wollmütze auf dem Kopfe des Mädchens, und die weißen Stellen dazwischen zeigen, wie die Ober-

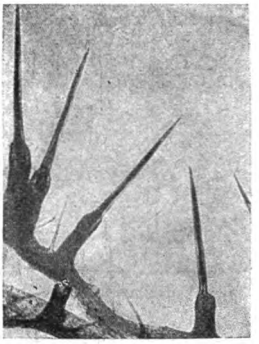


Fig. 19 d.

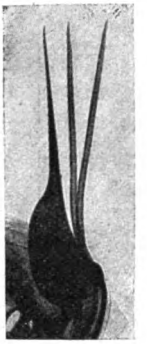


Fig. 19 e.

fläche des Papiers unter dem Vergrößerungsglas aussieht.

Zum Schlusse möge eine in Fig. 16 bis 19 dargestellte mikroskopische Vergleichung von Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit mit den Wunderwerken der Natur unseren Lesern die überraschende Tatsache vor die Augen führen, daß selbst die feinste Menschenarbeit von der Natur noch weit übertroffen wird.

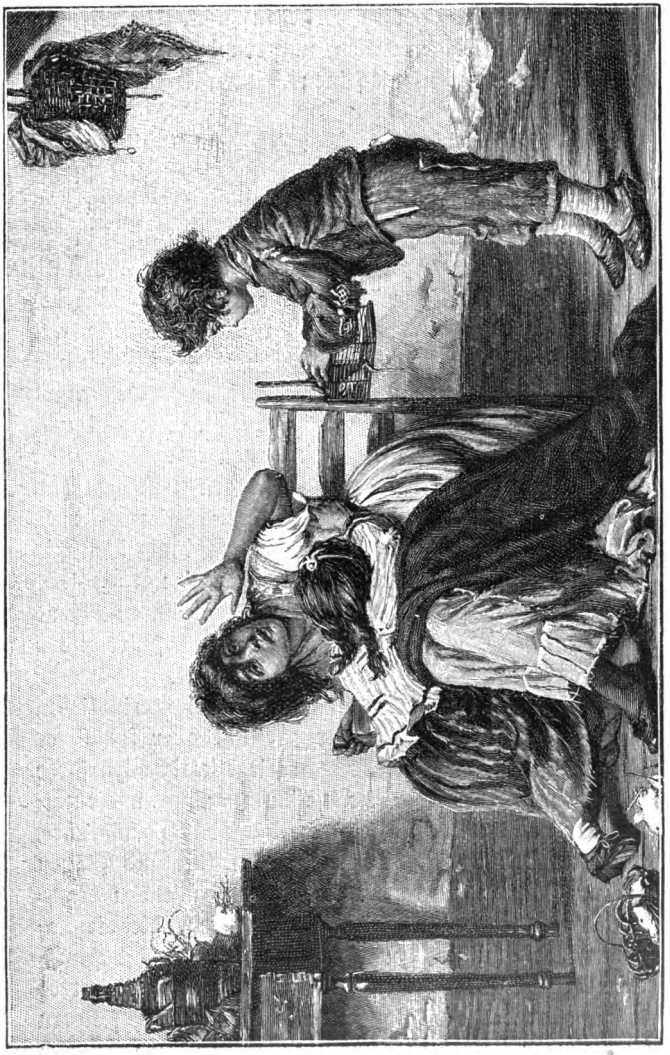
Jung-Venedig.

Bilder aus der Lagunenſtadt. Von Th. Seelmann.

Mit 7 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Wenn auch die Kinder ſich in ihren Grundzügen überall ähneln, ſo äußern doch auch auf ihre Charakterbildung, ihr Tun und Treiben die Eigenart des Volkes, dem ſie angehören, die Natur des Landes, das ihre Heimat iſt, und die ſozialen Verhältniſſe, unter denen ſie aufwachſen, beſtimmende Einflüſſe, durch die ihnen jeweilig von vornherein ein Sondergepräge verliehen wird. Welch ein Unterſchied beſteht nicht ſchon zwiſchen dem Denken und Gebaren eines kleinen deutſchen Bauernburſchen und einem Großſtadtkinde! Aber noch weit größer wird die Kluft, wenn wir unſere Kinder mit denjenigen des Südens, wenn wir ſie mit dem italieniſchen Nachwuchs vergleichen.

Schon an der erſten Hauptſtation aller Italienfahrer, in dem meerentſtiegenen Venedig, bietet ſich reiche Gelegenheit, das kraushaarige Kleinvolk nach allen Seiten ſeines Weſens hin zu beobachten. Allerdings muß man dabei von den Kindern der wohlhabenden Klaſſen abſehen, die allzuſehr von dem allgemeinen Kulturfirnis überzogen ſind. Einen viel tieferen Einblick in ihr Empfinden und Handeln gewähren die Jungen und Mädchen der niederen Stände. Sie haben Vorzüge und Fehler.



Hu, die Maus!

Aber wer die letzteren zu verstehen sucht, der wird sie auch zu entschuldigen wissen, und er wird darum, heimgekehrt, immer gern mit seinen Erinnerungen verweilen bei den munteren Scharen Jung-Venedigs.

Um die ärmeren Schichten der venezianischen Bevölkerung kennen zu lernen, braucht man nicht in die entfernteren Quartiere mit ihren engen Straßen und dunklen Höfen hinauszuwandern, sondern mitten in der Stadt zeigt so mancher vom Alter geschwärzte Palast, der an einem der schmalen Kanäle aufsteigt, durch die zu den Fenstern heraushängenden Kleidungsstücke an, daß die stolzen Geschlechter, die ihn einst erbauten und bewohnten, erloschen sind, und statt ihrer die Armut hier eine Unterkunft suchte. Zwar sind die skulpturgeschmückten Portale, die hohen Hallen und die breiten Treppen mit den steinernen Balustraden noch erhalten, aber in dem Innern der Wohnungen selbst sieht es desto dürftiger und trübseliger aus. Kahl und schmutzig sind die Wände, ein wackeliger Tisch, einige gebrechliche Stühle, eine niedrige Bettstatt, ein paar strohumflochtene Flaschen, abgenützte Töpfe und weniges Geschirr bilden meist das ganze Mobiliar und Hausgerät.

Auch der Venezianer, auch die Venezianerin lieben ihre Kinder, lieben sie sogar zärtlich, aber sobald es irgend angängig ist, streift man die elterliche Fürsorge von sich ab. Es ist ja für die Männer, wenn die notwendigsten Berufsgeschäfte getan sind, viel vergnüglicher, mit Freunden und Bekannten auf Straßen und Plätzen herumzulungern, und für die Frauen, mit den Nachbarinnen zu schwatzen oder die Fremden, die die Lagunenstadt besuchen, zu bestaunen. So wächst Jung-Venedig sich selbst überlassen auf. Spielzeug kennt es kaum, aber deshalb langweilt es sich doch nicht, sondern ist vielmehr stets frohgemut und guter Dinge. Welch

einen Spaß bereitet es, wenn ſich eine Maus in der Falle gefangen hat, und nun Luigi den nichts ahnenden

Auf der Lagune.

Schweſtern, der Marietta und der Giulia, plötzlich das grauſige Tier entgegenhalten kann! Wie die Mädchen erſchreckt aufkreiſchen, abwehren und davonflüchten! Das

gerade hat Luigi gewollt. Aber hiermit wird er sich nicht zufrieden geben. In der nächsten Minute wird er das geängstigte Mäuschen an einen Bindfaden binden, eine der zahlreichen Katzen Venedigs herbeilocken, und nun beginnt erst im Beisein der Schwestern, die jetzt alle Furcht verloren haben, das wahre Vergnügen. Die Katze wird nach dem dahinhuschenden Mäuschen springen, aber Luigi wird es ihr wieder entreißen, er wird es von neuem laufen lassen und es abermals den Krallen der Katze entziehen und dieses grausame Spiel unter dem Beifallgeklatsch der Schwestern so lange fortsetzen, bis das arme Tier schließlich verendet ist. Tierfreundlichkeit ist den Italienern ziemlich fremd. Man weiß ja, wie alljährlich im Herbst und Frühjahr von arm und reich Hunderttausende von Singvögeln weggeschossen werden, um in die Küche zu wandern, und es ist ja bekannt, wie der italienische Bauer unbarmherzig auf seinen Esel losschlägt, auch wenn er unter der Last seiner Bürde fast zusammenbrechen will. Es lebt in dem italienischen Volk noch etwas von der Denkweise des Altertums, das sich an den blutigen Tierkämpfen erfreute, fort. So findet denn auch die venezianische Jugend an einer belustigenden Tierquälerei keinen Anstoß.

Zwei Tierarten indessen ist auch die venezianische Jugend herzlich zugetan, den Tauben der Markuskirche und den Grillen. Für die geweihten Tauben, die auf der Markuskirche nisten und sich vertraulich ihren Pflegern auf Arm und Hand setzen, hat auch der ärmste venezianische Lazzaroniknabe von seinem spärlichen Brotstück einige Krumen übrig, und eine Grille weiß er sich zu verschaffen, und wenn er sich den Soldo zu ihrer Erstehung stehlen sollte. Was für unsere Kinder die Maikäfer sind, das sind für die jungen Venezianer die Grillen.

Die kleine Obsthändlerin.

Die Fruchthändler bringen sie in kleinen Binsenkäfigen, an denen ein paar Salatblätter oder Beeren stecken, auf den Markt, wo sie schnell begierige Abnehmer finden. Die Kinder hängen die Käfige vor die Fenster oder tragen sie mit sich herum und singen dabei in einer anmutigen Melodie nach der Art unserer Kinderliederchen:

„Grille, Grille vom Hügel,
'S wird hell, heb deine Flügel,
Fliege leis, schon tagt es hier,
Grille, Grille, komm mit mir!"

Mit Schulkenntnissen wird die Nachkommenschaft der unteren Klassen nicht sehr geplagt. Zwar ist auch in Italien der allgemeine Schulbesuch gesetzlich vorgeschrieben, aber statt in die Schule läuft man nach Möglichkeit auf der Straße herum. Viele Kinder können daher nur höchst mangelhaft lesen und schreiben. Auch in der Geschichte ihrer Vaterstadt und ihres Vaterlandes wissen sie nur wenig Bescheid. Für die stolze Vergangenheit Venedigs sind die herrlichen Bauten noch sprechende Erinnerungen, aber ganz unklar sind die Vorstellungen vom Altertum und seinen großen Männern. Ein jeder unserer Volksschüler würde daher mit seinen Kenntnissen aus der Geschichte Venedigs und Roms den gleichaltrigen Venezianer glänzend ausstechen. Dennoch sind die venezianischen Bürschchen keineswegs dumm. Im Gegenteil, von früh auf darauf angewiesen, sich selbst zurechtzufinden, entwickeln sie bald eine verblüffende Geriebenheit und Durchtriebenheit, und so mancher Dreikäsehoch kennt Dinge und Geschehnisse des Lebens in- und auswendig, von denen unsere Sechzehnjährigen noch keine Ahnung haben.

Wasser und Seife werden an die jungen Venezianer nicht allzuviel verschwendet. Das Braun der Gesichter entstammt nicht allein dem natürlichen Teint, und wirr

und zerzauft ist das Haar der dunklen Rundköpfe. Seife und Kämme kosten eben Geld, und daran haben die

Frutti di Mare.

Eltern keinen drückenden Überfluß. Unnötige Ausgaben vermeidet man daher gern. Aber trotzdem gibt es prächtige Kerlchen und Mädel unter der Kinder-

schar. Wie die großen dunklen Augen blitzen, die weißen Mauszähnchen blinken, und sich die roten, vollen Lippen wölben! Reinlich gewaschen, sauber gekämmt und niedlich gekleidet, würde so manches Prinzchen und Prinzeßchen unter ihnen zum Vorschein kommen. Denn auch die Kleidung läßt vieles, wenn nicht alles zu wünschen übrig. Trägt man überhaupt Schuhwerk, so ist es zerrissen und ausgetreten, auf einen Riß in Hosen und Rock wird wenig geachtet, und wird er endlich gar zu groß, so wird irgend ein beliebiger Flicken darauf gesetzt. Aber den Schmuck will man doch nicht ganz entbehren. Ein buntes Tüchelchen um die Schultern, eine glänzende Nadel im Haar oder auch wohl ein Kettchen um den Arm zu haben, das ist die Sehnsucht aller Mädchen.

Zahllose Kinder würden verkümmern, wenn sie nicht die milde italienische Sonne hegte und pflegte. Sobald man auf den Beinen stehen kann, geht's hinaus in das Freie, in den lachenden, goldenen Sonnenschein. Wie wohlig ist es, sich auf den Straßen und Plätzen zu tummeln, allerlei Wettspiele miteinander auszufechten oder sich am Strand der Lagunen in dem warmen Sand auszustrecken und auszurecken! Da ist alle Trübsal vergessen und verschwunden. Man schwatzt und scherzt und lacht, und das kleine Volk ist froh und glücklich, daß es mit keinem Könige der Welt tauscht.

Streitigkeiten zwischen den Jungen werden selbstverständlich auch einmal durch eine kleine Prügelei zum Austrag gebracht. Aber dabei herrscht immer eine gewisse Ritterlichkeit. Es ist mehr eine Art Zweikampf zwischen Edelleuten, in dem der eine von dem anderen für erlittenes Unrecht Genugtuung fordert, als eine wüste Rauferei. Diese Ritterlichkeit bezeigt die venezianische Jugend auch sonst in ihrem Gebaren. Wie der

Fiſcherkinder am Strand.

erwachsene Italiener überhaupt meist gute Manieren zur Schau trägt, wie er sich besonders gegen die Fremden von vollendeter Liebenswürdigkeit erweist, selbst wenn er in seinem Herzen vielleicht ganz anders denkt, so ist auch der zerlumpteste venezianische Straßenjunge immer höflich und zuvorkommend, macht sich kaum jemals einer Unart gegen die fremden Besucher Venedigs schuldig. Dieser äußerliche Schliff ist zweifellos eine alte Erbschaft aus der langen Kulturvergangenheit Italiens.

Schon vom zwölften Lebensjahr an beginnen die Mädchen und Jungen vielfach, sich einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Die Mädchen handeln mit Apfelsinen, Pfirsichen, Weintrauben und anderen Früchten, mit denen sie sich auf den Sockelstufen einer Säule oder an einem anderen passenden Plätzchen niederlassen, oder sie verkaufen auch ebenso wie die Jungen, die Straßen durchziehend, allein oder in Gesellschaft mit ihren Eltern frisches Wasser mit mistra, einer Art Likör, in Gläsern sciampagnin, einen mit Mandelmilch gemischten Branntwein, buzzolai, Zuckerbrötchen, und zaleti, ein Rosinengebäck mit Zitronat. Ein lebhafter Handel wird auch mit Fröschen getrieben, da die Froschsuppe unter der venezianischen Bevölkerung sehr beliebt ist und für appetitreizend gehalten wird.

Den Jungen namentlich ist es ein erlesenes Vergnügen, mit ihren Vätern auf den Froschfang ausgehen zu können. Ist der Vater Fischer, so nehmen die Kinder auch an dieser Beschäftigung teil. Sie fahren mit auf die See hinaus, reffen die Segel, rollen sie nach der Heimkehr ein und tragen sie nach dem niedrigen Häuschen. Hin und wieder liegt man auch selbständig dem Fischfang draußen an der Lagune ob. Ein Stock ist schnell beschafft, Schnur und Angelhaken werden vom

Vater geliehen, Gewürm als Köder liefert der Strand, und ſo verſucht man denn von einem der Kähne aus

Ein Auſternfrühſtück.

ſein Glück. Mehr aber noch beteiligen ſich die Kinder an dem Verkauf des Fanges.

Sehr gern werden in Venedig wie in allen ita-

lienischen Seestädten insgesamt jene kleinen Meerestiere, Seeschnecken, Seeigel, allerlei Krebse, Austern und Quallen genossen, welche man mit dem Namen Frutti di Mare, Meeresfrüchte, bezeichnet. Meist ißt man sie roh. Mit einigen Körben voll dieser Meeresfrüchte durchwandern die Kinder die Straßen und finden überall willige Käufer. Ist man von dem Laufen hungrig geworden, so hockt man sich auf einer Treppenstufe nieder und verzehrt gleich selbst ein paar Austern oder einige andere Meeresfrüchte. Fehlen auch Gewürz und Zitrone dazu, so schmecken sie trotzdem vortrefflich. Einen besonderen Handelsartikel bilden endlich noch kleine Aale, die anguele, mit denen man in Venedig die Katzen füttert. Sobald in den Straßen der Ruf ertönt: „Anguele per i gati! Aale für die Katzen!" erscheinen auch schon die Katzenbesitzerinnen an Fenstern und Türen, um für ihre Lieblinge die leckere Kost zu erstehen. So verdienen sich denn die Kinder tagtäglich eine Anzahl Soldis, deren größerer Teil allerdings von den Eltern als Entschädigung für die Mühewaltung der sorgfältigen Erziehung eingezogen wird.

Mit vierzehn Jahren fängt der Knabe bereits an, sich als ein Herrchen zu fühlen, und das Mädchen erwacht sogar schon mit zwölf Jahren zum Weibe. Kleine Liebeleien sind daher in diesem Alter nicht ungewöhnlich. Auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander in der Zeit, wo sie die Kinderschuhe abzulegen beginnen, wirft eine Skizze des Dichters Di Giacomo ein helles Licht, von der hier ein kleiner Ausschnitt wiedergegeben sei.

Die etwa zwölfjährige Malia ist mit ihren jüngeren Geschwistern, einem Mädchen und einem Knaben, auf die große Piazza gegangen und hat sich mit ihnen am Sockel einer Säule niedergelassen. „Die Kleine," er-

zählt der Dichter, „faltete ein Taschentüchlein zusammen und strich es glatt. Dann aber blickte sie scharf nach einer Stelle: sie glaubte in dem kleinen behandschuhten Dienerchen, das dort drüben kerzengerade stand, den Sohn des Arsenalarbeiters erkannt zu haben, der vor einiger Zeit ihnen gegenüber im Hofe gewohnt hatte. Ja, wahrhaftig, es war Pepino!

„Hört," sagte Malia zu den Geschwistern, „wartet hier, ich komme gleich wieder. Daß ihr euch nicht rührt!"

Sie ging um die Säule herum, setzte sich auf die Marmorbrüstung und löste die Haare auf, indem sie die Nadeln in die Schürze sammelte. Die Zöpfe wurden geflochten; zwei-, dreimal strich sie sich mit der Hand über die vom Wind etwas zerzausten Stirnhaare und band das verblichene Tüchlein hinter der sehr schlanken Taille fest. Dann kehrte sie zu den Geschwistern zurück.

„Steht auf! Wir wollen gehen."

Der kleine Diener drüben hatte sich nicht bewegt, er stand und schaute nach den Balkonen hinüber. Plötzlich sah er Malia dicht an sich vorübergehen, langsam den Kleidersaum schwenkend, inmitten der Kleinen.

„Guten Tag!" lächelte Malia.

„Ah!" sagte er, „was macht ihr denn hier?"

„Nichts ... wir gehen ein bißchen spazieren."

Wie nett sah das Mädel aus in dem geblümten Kleidchen! Der Bursche verschlang sie mit den Augen. Sie war so groß wie er. Er war kräftig gewachsen, hatte schwarze, krause Haare und schwarze Augen.

„Komm her," sagte er vornehm, „wie lange hat man dich eigentlich nicht gesehen? Und wie geht's eurer Mama?"

„Danke der Nachfrage," antwortete Malia.

Ein Schweigen folgte. Die Kleinen musterten ihn genau; das Bübchen bewunderte die zwei Reihen großer

blanker Knöpfe, die jener auf dem gutsitzenden Überzieher hatte, und den glänzenden Zylinder.

„Hm, du bist groß geworden! Was treibst du denn?“ fragte der Diener. „Bist du Schneiderin?“

„O nein,“ antwortete sie, „das braucht Zeit. Ich bin bei einer Hemdenplätterin, ich lerne dort.“

„Ah, wirklich?“ Und sie setzten sich in Bewegung, die Kleinen hinterher. „Dann werd' ich meine Hemden bei dir plätten lassen. Wieviel nimmst du denn fürs Stück?“

Sie lächelte und schaute ihn an. „Wenn ich die Meisterin wäre,“ murmelte sie, „da würde ich natürlich — ich würde sie dir umsonst plätten.“

„Wirklich?“ fragte er.

Unter den Blicken des impertinenten Burschen errötete sie.

„Kommt mit mir,“ sagte er herablassend zu den Kleinen und führte sie vor den Stand eines Händlers mit gerösteten Erbsen, kaufte davon für zehn Centesimi und füllte ihnen die Hände.

„Ach,“ sagte Malia verlegen, „das war ja nicht nötig.“ Und doch war sie stolz, einen so freigebigen Freund zu haben.

„Laß nur sein,“ erwiderte er und warf das Kupferstück auf den Tisch wie ein vornehmer Herr.

Langsam gingen sie zurück. Die Kleinen waren mit den Erbsen beschäftigt. Malia zur Seite des Galans gab sich ein schmachtendes Aussehen, sie schloß die Augen halb vor der Sonne und beschaute mit gesenktem Blick ihre Hände.

„Ich werde euch besuchen,“ hub der kleine Bursche an, „ich will eure Mutter begrüßen, die ich so lange nicht gesehen habe. Wohnt ihr noch immer da unten, der Kantine gegenüber?“

„Ja,“ lispelte Malia, das Haupt erhebend. „Aber du sagst nur so, kommen wirst du nicht.“

„O, auf Ehrenwort," sagte er, ihr die Hand hinhaltend. Er erfaßte und drückte die des Mädchens.

Beim Schatz zu Gast.

„Au," rief sie, „du tust mir weh!"
Plötzlich ließ er sie fahren. „Teufel, da kommt meine

Herrschaft wieder. Addio — auf Wiedersehen!" und mit fliegenden Rockschößen galoppierte er davon.

Beim Weitergehen plagte den kleinen Bruder die Neugier, halblaut fragte er die Schwester: „Was war denn das für ein Herr?"

Sie drückte seinen Arm mit dem bedeutungsvollen und schlauen Blick der Wissenden und blinzelte ihm zu, den Zeigefinger auf der Lippe.

Sie schritt dahin, gehobener als vorher, den Kopf hoch, ganz befangen von dem Erlebnis. Die großen, wimperbeschatteten Augen lächelten durch die wirren Stirnhaare, in denen der Meereswind spielte. . . ."

So weit die Erzählung Di Giacomos. Jung gewohnt, ist alt getan. Sind die Mädchen und Burschen erst völlig herangewachsen, dann entspinnt sich das Liebeswerben mit der ganzen südlichen Glut. Wie die Dirnen an die Fenster eilen, wenn unten auf dem Kanal der Fruchthändler mit seinen schmucken Ruderern vorbeifährt! Neckende und scherzende Worte fliegen herauf und herunter, man verspottet sich übermütig und sagt sich Schmeicheleien, und Kichern und Lachen begleiten die treffenden Bemerkungen und Antworten. Kehrt aber der Gondolier, der Fischer oder Lastträger bei seinem Schatz, der Blumenhändlerin, der Wasserverkäuferin oder der Wäscherin, zu einem Plauderstündchen ein, dann findet das Geplausche, Getändel und Gekose erst recht keine Grenzen, und die geröteten Wangen und blitzenden Augen verraten deutlich, wie mächtig die Liebe in den Herzen lodert. Nun, dieser süße Rausch ist den jungen Paaren zu gönnen. Nur zu schnell ist die fröhliche Jugend entschwunden, und lange, kärgliche Jahre schließen sich ihr an, wenn sie auch mit sorgloser Gelassenheit getragen werden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Vatermörder. — Joſeph Méry, einem der beliebteſten franzöſiſchen Dichter († 1866), ſtand im ausgedehnteſten Maße die Kunſt der Unterhaltung zu Gebote. Wenn er, liebenswürdig und ſchlagfertig, mit gutem Humor und frei von jeder Poſe zu ſprechen anfing, war jede Geſellſchaft ganz Ohr. Daß ein ſolch angenehmer Geſellſchafter oft eingeladen war, und daß ihm die exkluſiveſten Salons offen ſtanden, wird man gern glauben, und von einem großen Diner, das in einem der vornehmſten Paläſte des Faubourg St. Germain, beim Grafen N, ſtattfand, wird folgende charakteriſtiſche Anekdote von ihm erzählt.

Pünktlich wie die meiſten anderen Gäſte war auch er zu der auf der Einladung genannten Stunde erſchienen. Nur ein Gaſt ließ noch auf ſich warten, aber ein ſehr vornehmer, der Miniſter v. L. Es verging eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde — und noch immer ließ dieſer ſich nicht blicken. Die Geſellſchaft hatte ſich im Salon um den Kamin gruppiert, und die Unterhaltung, die ſchon ins Stocken kam, wurde immer häufiger durch unwillkürliches Gähnen unterbrochen, mit denen der Magen ſeinem Proteſte gegen die unerwartete Verzögerung Ausdruck gab.

Die Gräfin N. war, wie man ſich denken kann, in größter Aufregung, und in ihrer Not warf ſie Méry einen Blick zu, der deutlich ſprach: „Helfen Sie mir!“

Méry verstand diesen Blick, erhob sich und wandte sich an den Herrn des Hauses. „Sie haben vollkommen recht, Herr Graf, wenn Sie unpünktliche Leute nicht leiden können, und wie sehr auch ich die Unpünktlichkeit hasse, mag Ihnen eine kleine Geschichte beweisen, die ich Ihnen erzählen will."

Sofort gruppierten sich sämtliche Gäste um ihn, gespannt lauschte man, und der Hunger war vergessen.

„Vor einiger Zeit," begann Méry, „wurde ich der Einsamkeit, in der ich mein Leben verbrachte, überdrüssig, und ich fühlte das sehnsüchtige Verlangen, einen guten Freund mir nahe zu haben. Diese meine Absicht ließ ich in meinem Bekanntenkreise kund werden, und da man sich sagte: Der Méry ist ein guter Kerl, er versorgt uns stets mit Theaterbillets und raucht vorzügliche Zigarren, so fehlte es mir auch nicht an Kandidaten.

Unter diesen Bewerbern um meine Freundschaft schienen mir zwei besonders geeignet zu sein. Der eine hatte blondes, der andere schwarzes Haar. Ich lud die beiden Herren auf einen bestimmten Tag zu mir ein. Sie erschienen auch und nachdem sie sich's bequem gemacht und jeder sich eine meiner echten Havannas angesteckt hatte, redete ich sie folgendermaßen an: „Meine Herren, die Freundschaft ist ein heiliges Gut, mit dem man nicht achtlos umgehen darf. Ich suche mir einen Freund, kann aber zwei nicht brauchen und muß daher zwischen Ihnen beiden wählen. Bevor ich aber meine Wahl treffe, ist es für mich unbedingt notwendig, Sie beide von Grund aus zu kennen. Es ist ja immerhin möglich, daß ein jeder von Ihnen einen Fehler besitzt, der eine Freundschaft zwischen uns nicht aufkommen ließe. Ich weiß recht gut, daß kein Mensch vollkommen ist, und der Fehler, dessen Sie sich beschuldigen, mag vielleicht derart sein, daß er für unsere Freundschaft kein ernsthaftes Hindernis bilden würde. Ich bitte Sie also, meine Herren, gehen Sie ernstlich mit sich zu Rate und sagen Sie mir frei und offen, worin Ihr hauptsächlichster Charakterfehler besteht. Wenn Sie mir ihn auch jetzt verhehlen sollten, so

würde ich ihn doch eines Tages ausfindig machen, und die unvermeidliche Folge würde dann sein, daß ein Streit zwischen uns entstände. Bedenken Sie aber, daß nur zu oft ein Streit aus guten Freunden die bittersten Todfeinde macht. Um das zu vermeiden, bitte ich Sie nochmals, mir mit größter Aufrichtigkeit Ihre Charakterfehler zu offenbaren. Wollen Sie die Güte haben, den Anfang zu machen, Herr Schwarz?"

Nachdem ich so gesprochen, nahm ich selbst in einem Sessel in der Mitte des Zimmers Platz und steckte mir eine Zigarre an.

Herr Schwarz schien reiflich zu überlegen. „Auf mein Wort, lieber Herr Méry," erklärte er endlich, „ich wüßte keinen Fehler, den ich Ihnen nennen könnte, umsonst foltere ich mein Gedächtnis, ich wüßte Ihnen nichts Derartiges zu nennen."

„Denken Sie nur nach! Es braucht ja kein Laster zu sein, aber man hat ja bisweilen eine auffallende Eigenschaft an sich oder eine lächerliche Gewohnheit, und eine lächerliche Gewohnheit ist oft noch unerträglicher als ein Charakterfehler."

„Hierin widerspreche ich Ihnen nicht, aber meines Wissens habe ich Ihnen weder einen Charakterfehler noch eine lächerliche Angewohnheit zu beichten. Und doch — wenn ich denn durchaus mich zu einer Schwäche bekennen soll — die Geschichte ist aber wirklich —"

„Immerhin lassen Sie hören."

„Also, mein verehrter Herr Méry, obwohl ich von Natur aus so sanft wie ein Lamm bin, bin ich mitunter etwas hitzig, ja sogar etwas heftig, und wenn ich gereizt werde — und ich muß zugeben, daß ich mitunter sehr leicht reizbar bin — so weiß ich nicht, was ich tue. Hiervon ein Beispiel: Einst trat mir mein Vater mit irgend einer Kleinigkeit zu nahe, und da ich gerade ein Messer in der Hand hatte, versetzte ich ihm in meiner Wut einen Stich, infolgedessen er starb. Es tat mir das furchtbar leid, denn eine solche Katastrophe hatte nicht im entferntesten in meiner Absicht

gelegen. Nochmals wiederhole ich: Abgesehen von solch kleinen Zornesaufwallungen bin ich so sanft wie ein Lamm."

Aufmerksam hatte ich ihm zugehört: „Sehr gut, Herr Schwarz! Ist das alles?"

„Ja."

Ich wandte mich sodann zu dem anderen Bewerber um meine Freundschaft, zu Herrn Weiß.

„Was mich anbetrifft, bester Méry," erwiderte dieser, „so ist es tatsächlich wahr, daß ich Ihnen weder einen Fehler noch eine lächerliche Gewohnheit zu bekennen habe. Ich habe sogar nicht einmal meinen Herrn Papa ermordet," fügte er mit einem Seitenblick auf seinen Mitbewerber hinzu. „Ich bin weder hitzig noch streitsüchtig und — mit einem Wort — ich darf mich aller der Eigenschaften rühmen, die aus mir das Muster eines guten Freundes machen würden."

„Wenn Sie sich aber ernstlich prüfen, so werden Sie vielleicht doch irgend einen kleinen Fleck auf Ihrem Charakter entdecken. Denn Sie werden doch nicht etwa behaupten wollen, daß Sie ganz vollkommen sind?"

„Warum denn nicht? Und doch — eben fällt mir ein, daß manche Personen vielleicht das als einen Fehler ansehen könnten — es ist nämlich eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich häufig Einladungen und Verabredungen vergesse und zu spät komme. Habe ich zugesagt, um zwölf Uhr zu kommen, so kommt es — übrigens sehr selten — vor, daß ich dort erst um vier oder fünf Uhr erscheine, wenn ich überhaupt noch komme. Diese Unpünktlichkeit hat mir freilich schon manchmal Verdruß bereitet, aber sonst bin ich liebenswürdig, höflich, zuvorkommend, dienstwillig —"

Ich erhob mich. „Ist das alles?" fragte ich ihn.

„Alles," versetzte er, „und, wie Sie mir beistimmen werden, kaum der Rede wert."

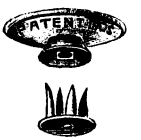
In entschiedenem Tone rief ich ihm aber zu: „Sie können mein Freund nicht werden. Ich ziehe den Vatermörder vor!"

Ein schallendes Gelächter belohnte diese glänzende Improvisation.

In demselben Augenblick erschien der verspätete Gast, und gleichzeitig taten sich die Flügeltüren zu dem Speisesaal auf.

Die Gräfin aber eilte auf Méry zu, nahm seinen Arm und flüsterte ihm ins Ohr: „Sie haben uns wieder einmal gerettet mit Ihrem Vatermörder!“ F. C.

Neue Erfindungen: I. Patenthosenknopf „Tari“. — Der unten abgebildete Hosen- und Stoffknopf „Tari“ zum Befestigen an Beinkleidern, Unterzeug, Röcken 2c. ohne Werkzeug und Vernähung stellt eine Erfindung der Metallwarenfabrik Waldes & Co. in Dresden dar, welche nach unseren eigenen Versuchen außerordentlich praktisch erscheint. Der Knopf läßt sich nicht nur leicht befestigen, ohne Annähen oder sonst irgend ein Hilfsmittel, sondern auch ebenso leicht, lediglich mit Hilfe einer Stecknadel, wieder abnehmen.



Patenthosenknopf „Tari“.

„Tari“ ist das Muster eines Universalknopfes, er ist nach jeder Richtung in Sport- und Militärkreisen erprobt und entspricht vollkommen allen seit vielen Jahren bestehenden Wünschen der gesamten Herrenwelt. Aber auch Frauen werden den neuen Knopf mit Interesse betrachten, da derselbe das so lästige Annähen der Knöpfe an Unterzeug vollständig entbehrlich macht, da die Knöpfe, falls das Unterzeug in die Wäsche gegeben werden soll, einfach abgenommen und nachher wieder angesteckt werden.

Eine Stoffbeschädigung beim Anmachen, Abnehmen oder Versetzen ist ausgeschlossen, die Befestigung kann bequem und beliebig häufig erfolgen, ein Loslösen oder Abreißen ist unmöglich, der Knopf eignet sich für leichte uud schwere Stoffe und gibt die Garantie einer stets tadellosen Toilette. Der Stoff kann nicht ausreißen, die Knöpfe klappern nicht im befestigten Zustande und eine Vergrößerung des Loches während des Tragens und schließlich vollständiges Durchschneiden des Hosenbundes kann nicht vorkommen.

Der Gebrauch ist äußerst einfach: Die vier Spitzen des

Unterteils werden bis zur Platte durch den Stoff gesteckt, der eigentliche Knopf wird auf die Spitzen gesetzt und das Ganze zusammengedrückt. Soll der Knopf abgenommen werden, so wird durch das Loch des Unterteils eine stärkere Stecknadel oder dünner Drahtstift gesteckt und so lange gedrückt, bis das Oberteil abfällt. P. R.

II. Zusammenlegbarer Sportkinderwagen. — Eine sehr interessante Neuheit der Firma Gustav F. Müller, Berlin, Rosentalerstr. 52, erhielt auf der Berliner Ausstellung für Kinderwohlfahrt die goldene Medaille. Es sind dies

Der Kinderwagen zum Gebrauch fertig.

Der Kinderwagen zusammengelegt.

die patentierten zusammenlegbaren Sportkinderwagen und Krankenwagen für Kinder und auch für Erwachsene.

Frühere Versuche, zusammenlegbare Kinderwagen zu bauen, sind immer nur teilweise oder auch wohl gar nicht geglückt, denn gerade das den größten Raum einnehmende Untergestell blieb unzusammenlegbar bestehen, und die besonders den kleinen Mann berührende Platzfrage blieb unerledigt. Diese wichtige Frage ist bei der neuen Konstruktion glänzend gelöst, denn die Wagen klappen nicht nur in Rücken- und Armlehnen auf den Sitz des Wagens zusammen, sondern die Räder mit ihren Achsen tun dasselbe, so daß der ganze Wagen im zusammengelegten Zustande nur 48 : 65 : 27 Zentimeter mißt.

Hiermit tritt eine ganz neue, außerordentlich wichtige Annehmlichkeit in die Erscheinung, nämlich die, daß der Wagen als Handgepäck in jedem Straßenbahnwagen mitgeführt werden kann, so daß eine jede Mutter, die ihren kleinen Liebling außerhalb der Weichbildgrenze der Stadt in frischer Luft spazieren fahren will, nicht mehr stundenlang durch schmutzige oder staubige Straßen einen Kinderwagen zu schieben braucht, sondern mit wenigen Handgriffen, im Bruchteil einer Minute, ihren Kinderwagen zusammenlegen, damit die Straßenbahn benützen und am Bestimmungsort ebenso schnell wieder aufstellen kann.

Das war bisher unerreicht und ist für das Wohlergehen unseres jungen Nachwuchses von unschätzbarem Werte. Auch im Hause, in der Wohnung, sperrt in Zukunft der Kinderwagen nicht mehr das Zimmer oder den Korridor, sondern im Nichtgebrauch kann das Vehikel an jeden Garderobenhaken gehängt oder auf jeden Schrank gelegt werden.

Ganz unentbehrlich ist der Wagen für die Reise, da er mit Leichtigkeit als Handgepäck in der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff untergebracht wird und am Bestimmungsorte sofort wieder gebrauchsfertig ist. Bei der Konstruktion sind die denkbar besten Materialien verwendet worden, ferner besteht der ganze Wagen aus einem Stück, so daß beim Aufstellen oder Zusammenlegen niemals Einzelteile verloren gehen können; auch ist der Wagen trotz seiner großen Zusammenlegbarkeit absolut stabil und fest, genau so fest wie jeder andere Kinderwagen. P. R.

Sich selbst verkauft. — Daß die Natur in ihren Launen einen Menschen durch riesenhaft großen, einen anderen durch zwerghaft kleinen Wuchs auszeichnet, diesen durch übermäßige Fettmassen und jenen wieder durch unglaubliche Magerkeit unangenehm auffallen läßt, ist bekannt. Meist als „Sehenswürdigkeiten" auf Jahrmärkten zur Schau gestellt, dienen diese Unglücklichen gewöhnlich dazu, die Schaulust des Volkes zu befriedigen; sehr oft hat auch die ernste Wissenschaft ein großes Interesse daran, die Ursache der Abweichung vom Normalen bei solchen Menschen zu er-

forschen, und aus diesem Grunde kommen häufig sehr eigenartige Handelsgeschäfte zu stande.

Ein italienischer Arzt, der eines Tages einen Patienten untersuchte, fand zu seinem größten Erstaunen, daß sein Patient zwei, jedes für sich selbständig arbeitende Herzen besaß. Der Arzt stellte den Mann der medizinischen Fakultät in Mailand vor, und die Professoren, die ihn hier untersuchten, bestätigten die höchst merkwürdige Tatsache. Durch die Zeitungen wurde die Neuigkeit bald überallhin verbreitet, und sofort erhielt der Mann für seinen Körper die vorteilhaftesten Angebote. Neben einer ganzen Anzahl von Schaustellern, die ihm die glänzendsten Kontrakte boten, offerierte ihm das anatomische Museum der Vereinigten Staaten in New York 40,000 Franken für seinen Körper nach dem Tode, zahlbar in zwei Raten innerhalb fünf Jahren. Dies Angebot wurde jedoch übertrumpft durch die Madrider anatomische Gesellschaft, die dem Mann 70,000 Franken für seinen Körper zahlte.

Ein Londoner Droschkenkutscher war durch den großen Streik der Rosselenker in der englischen Residenz mit seiner Familie in eine schlimme Notlage geraten. Verschärft wurde diese noch durch Krankheit seiner Frau und eines Kindes. Dem Arzte, der Frau und Kind behandelte, und dem der Kutscher seine Not klagte, fiel der übermäßig lange Schädel des Mannes auf, und er bot ihm kurzer Hand 100 Mark, wenn er ihm seinen Schädel nach seinem Ableben „vermachen" wolle. Der Kutscher schloß den Handel ab und steckte die Summe, die ihn aus drückender Not befreite, um so erfreuter ein, weil der Handelsgegenstand ja erst nach seinem Tode abgeliefert zu werden brauchte.

Einen ähnlichen Kaufvertrag schloß die medizinische Gesellschaft in Colorado mit einem Manne namens George Jennings ab, der einen abnorm dicken Kopf sein eigen nennt. Der Umfang seines Kopfes beträgt nämlich nicht weniger als 84 Zentimeter. Dem Jennings wurde eine Kaufsumme von 3000 Dollars bewilligt und ihm davon der dritte Teil sofort ausbezahlt, den Rest erhält seine Familie nach seinem Tode

bei Ablieferung des Schädels. Verglichen mit dem Riesenhaupte James Menuts in New York ist Jennings Kopf aber noch klein zu nennen, denn der des Erstgenannten hat den Riesenumfang von 1,31 Meter. Der Kopfumfang eines erwachsenen Mannes ist gewöhnlich 56 Zentimeter. Menuts Kopf ist also fast zweieinhalbmal so dick als der eines normalen Menschen. Dabei ist Menut, der jetzt 37 Jahre alt ist, ein Zwerg von nur 4 Fuß Höhe, aber ganz ungewöhnlicher Bauart. Von den Hüften ab ist er von geradezu riesenhaften Proportionen, während die Beine wirklich grotesk kurz und dünn sind. Eine Gesellschaft von amerikanischen Ärzten hat den Körper dieses Riesenzwergs für die Summe von 4000 Dollars gekauft, muß ihm aber außerdem alljährlich 500 Dollars für seinen Unterhalt bezahlen.

Einem in Boston lebenden 70jährigen Greise namens Wentworth ist es sogar geglückt, seinen Körper zweimal zu verkaufen. Wentworth trat früher in einem Zirkus als Schlangenmensch auf, und seine staunenerregenden Körperverrenkungen bewogen den Arzt Dr. Cowe in Detroit, ihm 100 Dollars für seinen Körper nach seinem Tode zu bieten. Das Geschäft wurde abgeschlossen, aber schon einige Jahre darauf starb der Arzt, und Wentworth war wieder Herr seines Körpers. Er verkaufte ihn nun einem Arzte in Brooklyn für 300 Dollars, und diesem wird der Körper des Schlangenmenschen ausgeliefert werden, wenn — er diesen Arzt nicht auch noch überlebt.

Aber nicht allein nach abnorm geformten Schädeln und dergleichen fahndet die Wissenschaft. Die Cornell-Universität in Toronto ist seit einigen Jahren bemüht, eine Schädelsammlung zu phrenologischen und anderen Studienzwecken anzulegen. Die Verwalter dieser Sammlung haben nun an viele hervorragende Männer, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler ꝛc. die Bitte gerichtet, nach ihrem Ableben der Universität ihre Schädel zu vermachen. Wenn nun auch viele auf diese Bitte aus begreiflichen Gründen ablehnend geantwortet haben, so haben anderseits eine ganze Anzahl berühmter Persönlichkeiten das gewünschte Versprechen

gegeben. Unter diesen befinden sich Männer wie der Geschichtschreiber Smith, der italienische Dichter d'Annunzio, Henrik Ibsen u. v. a. mit gleich klangvollen Namen.

Schließlich möge hier noch eines derartigen Handels gedacht werden, der aus einem guten Grunde aber nicht perfekt wurde. Zu einem Arzt in Liverpool kam eines Tages ein kräftig gebauter Landmann. Nach seinem Begehren gefragt, antwortete er, er habe gehört, daß Ärzte die Körper von Lebenden kaufen, um sie nach dem Tode zu verschneiden, und da er Geld gerade gut brauchen könne, hätte er wohl Lust, dies Geschäft zu machen.

„Was wollen Sie denn für Ihren Körper haben?" fragte der Arzt belustigt.

„Nun, hundert Pfund wäre doch wohl nicht zu viel verlangt," meinte der Mann, an seiner stattlichen Gestalt wohlgefällig herabsehend.

„Und was wollen Sie mit dem Gelde anfangen?" fragte der Arzt weiter.

„Nun," antwortete pfiffig lächelnd der Landmann, „ich will nach Australien auswandern!" W. Stellies.

Den seltsamsten Tierkampf, der vorkommen kann, beobachtete der Naturforscher Waldeck, welcher in den Jahren 1834 bis 1836 das Innere von Zentralamerika bereiste.

Eines Tages kam Waldeck, wie er in seinem gehaltvollen Werke „Reise in Yukatan" berichtet, an einen Sumpf und gewahrte am Rande desselben einen außerordentlich großen Kaiman, der sich ganz wütend geberdete.

„Weshalb mag das Ungeheuer so aufgeregt, so rasend sein?" fragte er seinen Begleiter, einen landeskundigen Mestizen.

Dieser antwortete: „Es kämpft mit einem anderen Tier, welches es aber durchaus nicht zu bezwingen vermag."

„Mit welchem denn? Ich sehe hier kein anderes Tier."

„Es ist jetzt nicht sichtbar, wird aber wohl bald zum Vorschein kommen."

„Wo befindet es sich denn?"

„Im Magen des Kaimans."

„Ist das wirklich möglich?"

„Gewiß, Señor! Der Sachverhalt ist von den Indianern und anderen Wildnisbewohnern schon oft beobachtet worden, wenn auch einige kluge Leute aus den Städten bisher nicht recht daran haben glauben wollen."

„Welches Tier hat der Kaiman im Magen?"

„Eine kleine Schildkröte, die er in seiner Gier verschluckt hat, weil er ihre stahlharte Panzerung nicht zu zerbeißen vermochte. Im Augenblick der Gefahr hat die kleine Schildkröte klugerweise ihr Köpfchen und ihre Füßchen unter die schützende Schale gezogen und sich dann ruhig von dem Ungetüm verschlucken lassen. Im Magen des Kaimans aber beginnt sie dann sofort ihr unsichtbares und unheimliches Rachewerk. Sie streckt ihr Köpfchen wieder hervor und macht sich mit aller Gemütsruhe daran, die Magenhäute und dann die Eingeweide des Kaimans zu durchfressen, und sie tötet ihn auf solche Weise, indem sie sich selbst rettet. Geben Sie nur acht, Señor, dann werden Sie es bald sehen."

Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete der Gelehrte den weiteren Verlauf. Nach einer Weile warf der Kaiman sich mit einer letzten Kraftanstrengung auf den Rücken, zuckte konvulsivisch und verendete als Opfer seiner unbedachtsamen Schlinggier. Gleich darauf kam eine kleine Schildkröte, nachdem sie sich vollends durchgefressen hatte, an der Bauchseite des Ungetüms zum Vorschein und watschelte ganz stille und bescheiden dem Sumpfe zu.

Waldeck versichert in seinem Reisewerke, daß er auch noch einen anderen toten Kaiman untersucht und in dessen Magen eine lebende Schildkröte von jener kleinen Art gefunden habe, die noch nicht gänzlich sich hatte durcharbeiten können.

Später haben auch noch andere Naturforscher, welche jene Gegenden besuchten, den merkwürdigen Sachverhalt bestätigt. J. H.

Kulturſünden. — Im allgemeinen hält man das Zuvieleſſen und Zuvieltrinken, dem die große Masse wie namentlich die Gebildeten heutzutage huldigen, für die gröbſte

Kulturſünde und ſtellt ihr den Bewegungsmangel, dem die geſittete Welt in der Gegenwart verfallen iſt, zur Seite. Aber man vergißt darüber eine andere Kulturſünde: diejenige des Kleidermißbrauchs. Wir tragen meiſt viel zu viel Kleidung und zwingen leider auch andere, unſerer Kultur fernſtehende Menſchenkinder, diejenigen unſerer Mitbrüder auf dieſer oft ſo närriſchen Welt, welche wir „Wilde“ heißen, die aber in manchen Dingen weit vernünftiger handeln als wir ſelbſt — wir zwingen alſo leider auch dieſe armen Weſen, unſere Narreteien mitzumachen. Es iſt nicht Zufall, daß Krankheiten in gleichem Maße unter dieſen „Wilden“ überhandnehmen, als wir letztere bekleiden, ſondern es beſtehen innige Beziehungen zwiſchen dieſer und jener Erſcheinung. Engliſche Miſſionäre waren auch ſchon vernünftig genug, darauf hinzuweiſen.

Iſt das nun ein Verdienſt unſerer Kultur zu nennen oder iſt es nicht vielmehr eine Kulturſünde, Menſchen, die glücklich in ihrer Einfachheit ſind, von ihrer natürlichen Lebensweiſe abwendig zu machen? Man lehre ſie doch Gutes, man bekehre ſie zu höheren, edleren Lebensanſchauungen, aber man vergewaltige ſie nicht durch ſchroffe Kleidergebote in ihrem Außenleben. Im Gegenteil, man lerne lieber in dieſer Beziehung von ihnen im Austauſch für das, was wir ihnen bringen. Denn ſie haben uns auch etwas zu geben, vor allem im Bereich natürlicher Lebensführung.

Gerade in dem, was ihre Stärke iſt, in der freien Hautbetätigung, haben wir uns der Natur entfremdet. Auch die Haut, die vielen nur als einfache Hülle des Körpers gilt, hat ihre feinen und weitverzweigten Lebensäußerungen, und ſie will dieſelben betätigen, wenn anders die ganze Körpermaſchine in richtigem Gange bleiben ſoll. Und weil wir unſer Hautleben durch allzuviel Kleiderlaſt erdrücken, ſo iſt's auch in unſerer Leibeswerkſtätte durchaus nicht ſo, wie es ſein ſollte, es fehlt dem modernen Kulturmenſchen bald hier und bald da, denn ſeine Haut iſt der Luft ferngehalten und vom Lichte abgeſperrt, ſie hat daher ihre Tätigkeit auf das geringſte Maß herabgedrückt und ihre Arbeiten anderen

Organen, den Innenteilen unseres Körpers, überschrieben. Überschreibungen von einem Konto aufs andere, Verbuchungen des Zuviel oder Zuwenig von einem Teil auf den anderen gelten auch und ganz besonders für den Haushalt unserer Leiblichkeit, und viele wollen das nicht wissen, nicht erkennen, und dafür büßen sie. Das Einstellen beziehungsweise Herunterdrücken der Hautarbeit bedeutet Überlastung anderer Teile des großen und wundersamen Räderwerkes, das wir Menschenkörper heißen. Diese Überlastung aber führt mit der Zeit zu allerlei schweren Störungen in unserem Wohlbefinden und kann selbst die ernstesten Krankheiten hervorrufen.

Daß dem so ist, erkennen wir an dem Behagen, das uns packt, wenn wir uns der Kleider entledigen und unseren entblößten Körper von milder Luft umfächeln lassen. Wir fühlen es förmlich, daß unsere inneren Organe dabei freier und freier werden und daß eine gewaltige Strömung von Lebenskraft auch in unserer Körperhülle frei wird. Dem sollte man weit mehr Beachtung zuwenden, denn darum dreht sich das leibliche Wohlergehen und damit auch die geistige Frische ungezählter Tausender.

Was die völlige Unterdrückung der Hauttätigkeit zu besagen hat, ersehen wir bei ausgedehnten Verbrennungen, welche dadurch, daß sie das Hautleben auf einer großen Fläche vernichten, einen schnellen Tod herbeiführen. Was aber die teilweise Beschränkung des Hautlebens und die Herabsetzung seiner Verrichtungen auf einen geringen Grad bedeutet, darüber denken wir viel zu wenig nach, und doch leiden Millionen von Menschen darunter. E. P.

Die Vollendung des Simplontunnels. — Der 24. Februar 1905 ist ein Markstein in der so ruhmreichen Geschichte der modernen Eisenbahntechnik; an diesem Tage wurde der Durchstich des Simplontunnels vollendet. Der Bau dieses Riesentunnels hat über sechs Jahre in Anspruch genommen und ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt.

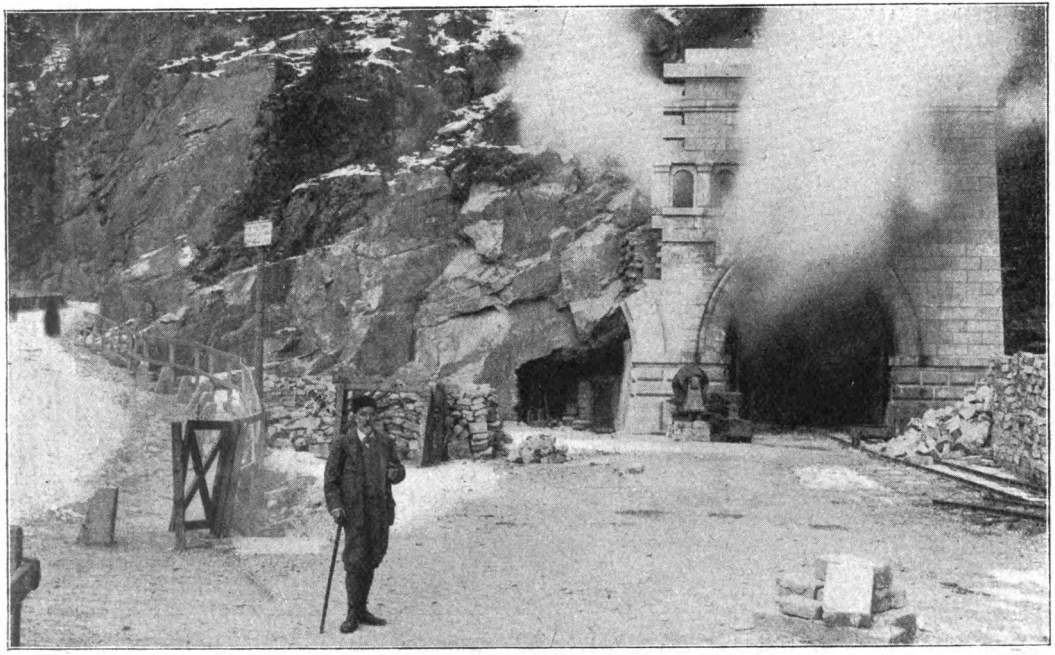
Am 15. April 1898 übernahm die Baugesellschaft Brandt,

Brandau & Co. in Winterthur den Bau für die Jura-Simplonbahn; am 1. Auguſt desſelben Jahres wurde mit der Handbohrung auf der Nordſeite, 15 Tage ſpäter mit der auf der Südſeite begonnen. Ungefähr gleichzeitig ging man an die Arbeiten außerhalb des Tunnels zur Gewinnung der Waſſerkräfte, zur Errichtung der Werkſtätten, Verwaltungsgebäude u. ſ. w. in den beiden Endſtationen des Tunnels, Brig im Rhonetal auf der Schweizer Seite und Iſelle auf der italieniſchen im Val di Vedro. Die Tunnelbaſis hat beinahe 20 Kilometer Länge, aber nur 705 Meter Scheitelhöhe, während der Gotthardtunnel bei einer Scheitelhöhe von 1154 Meter nur 15 Kilometer lang iſt. Abgeſehen von kleinen Kurven an den Portalen, verläuft die Trace des Tunnels geradlinig. Das nördliche Portal liegt 687 Meter, das ſüdliche 634 Meter über dem Meer, während der höchſte Punkt des Gebirges ſich 2135 Meter über der Tunnelſohle erhebt. Auf der Nordſeite beträgt die Steigung 2 pro Mille, auf der Südſeite 7 pro Mille. Die ſchweizeriſch-italieniſche Grenze kreuzt den Tunnel ungefähr in der Mitte.

Der Bau hat über 60 Millionen Franken gekoſtet, wozu die Schweiz 15 Millionen, die intereſſierten italieniſchen Städte und Provinzen 4 Millionen beizuſteuern hatten.

Die großen Schwierigkeiten, die bei der Durchbohrung des Simplonmaſſivs zu überwinden waren, beruhten auf der ſehr ungünſtigen geognoſtiſchen Beſchaffenheit desſelben. Das Geſtein beſteht aus mehreren Urgebirgsfalten mit hartem Antigoriogneis, Gneisgranit, weißem Marmor, Glanzſchiefern u. ſ. w. und eingeklemmten Triasmulden mit Dolomiten, Gips, Anhydrit u. ſ. w. Die Nordſeite erwies ſich als ſehr waſſerarm, und die Geſteinswärme ſtieg hier auf 56 Grad.

Mit den Mitteln, die beim Bau des Gotthardtunnels zur Lüftung und Kühlung der Bauſtollen angewandt wurden, hätte man den Simplontunnel gar nicht vollenden können. Auf der Südſeite wirkte während des Baues das Hervorbrechen ſtarker heißer Quellen wiederholt ſtörend. Man half ſich gegen dieſe Übelſtände durch die Anlage eines



Vom Simplontunnel: Konrad Preſſel vor dem Tunnelportal bei Iſelle.

Nebenſtollens neben dem Tunnel, der gleichzeitig und in gleicher Flucht vorgetrieben und in einem Abſtand von 17 Meter zu jenem ausgebaut wurde. Auf je 200 Meter

Vom Simplontunnel: Die Oberingenieure Hugo v. Kager (rechts) und Hermann Häußler (links) vor dem Tunneleingang der Nordſeite.

Diſtanz wurden beide Stollen durch Quergalerien verbunden. Dieſer Zweiſtollenbau ermöglichte es, 50 Kubikmeter friſche Luft in der Sekunde durch Ventilatoren in den Stollen hineinzublaſen und dieſen Luftſtrom durch die innerſte Quer-

galerie in den Tunnel hinüber- und aus diesem wieder ins Freie streichen zu lassen. Die anderen Quergalerien wurden nach der Eröffnung jeder neuen durch Türen geschlossen. Um die frische Luft kühl zu erhalten, wurde eine besondere Kühlwasserleitung mit Strahlengebläse verwendet, und an besonders heißen Stellen waren auch noch Eiskasten angebracht. So gelang es der Bauleitung, die Temperatur in den Stollen überall auf 25 Grad zu halten.

Die zuströmenden Wasser wurden umgekehrt aus dem Tunnel durch die Quergalerien in den Nebenstollen und aus diesem in tiefere Dohlen abgeführt. Aus diesem Bausystem ergab sich der weitere Vorteil, daß die leeren Wagen durch den Stollen ein-, die vollen durch den Tunnel ausfahren konnten, so daß die Arbeitsfelder durch den Materialtransport möglichst wenig gestört wurden.

Großartige Dienste hat dem Unternehmen die von dem Hamburger Ingenieur Alfred Brandt konstruierte hydraulische Drehbohrmaschine geleistet. Brandt war auch der Leiter der Bauarbeiten auf der Südseite, bis ihn im November 1899 eine Lungenentzündung dem Leben entriß. Sein Nachfolger war der Ingenieur Karl Brandau aus Kassel. Die Arbeiten an der Nordseite wurden vom Oberst Ed. Locher aus Zürich geleitet, der wie die Vorgenannten der Baugesellschaft als Teilhaber angehört, als deren Vorsitzender Ed. Sulzer-Ziegler, von der Firma Gebrüder Sulzer in Winterthur, zu nennen ist.

Als am 24. Februar d. J. die letzte Scheidewand der beiden Doppeltunnelstrecken gesprengt war, betraten als die ersten die Ingenieure Brandau, Pressel und Karpf die Durchschlagstelle. Der Ingenieur Konrad Pressel, der auf unserem größeren Bild (auf Seite 223) links vorn steht, hatte die Arbeiten am Südeingang des Tunnels unter sich. Das Bild stellt das Portal samt dem Eingang zum Nebenstollen dar. Das Bild auf S. 224 zeigt die Ingenieure Hermann Häußler und Hugo v. Kager, die dem Betrieb am Nordeingang vorstanden, in ihrem Arbeitskostüm. B. H.

Bedenkliche Etikette. — Marie Luise von Orleans, die Gattin Karls II. von Spanien, fiel eines Tages im Hofe des Palastes zu Madrid vom Pferde und wurde im Steigbügel von dem scheuenden Tiere fortgeschleift.

Nun verbot aber die strenge Etikette des spanischen Hofes, die Königin anzurühren, gleichviel bei welcher Gelegenheit es auch sein mochte, und zwar stand auf Verletzung dieses Gebotes der Tod.

Der König, der auf seinem Balkon stand, sah die Szene mit an, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und rief nach Hilfe; doch keiner der zahlreichen Edelleute, die auf dem Hofe versammelt waren, wagte es, ein Gebot zu verletzen, bei dem es sich um Leben und Tod handelte.

Die Gefahr, in der die Königin schwebte, wurde immer größer, da wagten es endlich zwei Edelleute, ihr zu Hilfe zu kommen. Der eine hielt den Kopf, der andere machte den Fuß der Königin frei. Dann aber entflohen sie wie zwei auf frischer Tat ertappte Verbrecher.

Als die Königin wieder zu sich kam, suchte sie vergebens ihre Retter. Jetzt erst erfuhr sie zu ihrem größten Erstaunen, daß ein unbeugsames Gesetz jene dazu verurteilt hatte, das Leben einzubüßen.

Doch in ihrer dankbaren Weise flehte sie ihren Gemahl an, ihr die Begnadigung der beiden Edelleute zu gewähren. Nach langem Kampfe ging der König darauf ein, doch erst wurde den „Verbrechern" scheinbar der Prozeß gemacht, dann verbannte man sie auf ein Jahr von Madrid, um sie endlich reichbeschenkt zurückzurufen und ihnen hohe Posten am Hofe einzuräumen. So war der Etikette Genüge getan, und gleichzeitig trug der König den Rettern seiner Gattin den Zoll der Dankbarkeit ab. L—n.

Entdeckte Pferdetalente. — Von Zeit zu Zeit liest man mit Vergnügen in den Zeitungen, daß durch irgend einen glücklichen Zufall ein hervorragender Sänger, Dichter, Schauspieler oder Maler in irgend einem bescheidenen Beruf entdeckt worden sei, der in gar keinem Zusammenhang stand mit den künstlerischen Fähigkeiten des Mannes, von

denen er oft selbst keine Ahnung hatte. Solch ein glücklicher Zufall enthüllte auch vor mehreren Jahren die künstlerische Beanlagung zweier Rosse, die einem Engländer, Mr. Holloway, gehörten und von ihm einfach als Zugpferde benützt wurden. Ihr Besitzer war ein warmer Tierfreund und zeigte seinen beiden Pferden, die er King und Queen nannte, seine Liebe dadurch, daß er sie gewöhnte, ein paar Stücke Zucker von ihm zu erbetteln, sobald sie ihn sahen. Sie merkten sich seine Geneigtheit, ihnen diese Leckerbissen zu geben, so gut, daß sie es nie versäumten, an die Tür seines Wohnhauses zu kommen, wenn sie frei umherlaufen durften. Sie schnupperten, stampften und wieherten dann so lange, bis er erschien, sie streichelte und klopfte und ihren Appetit befriedigte.

Eines Sonntags wurden sie auf eine Wiese geführt, die ziemlich weit vom Hause entfernt lag. Diese Weide war auf drei Seiten von einem hohen Bretterzaun umgeben; auf der vierten grenzte sie an einen Fluß, der ein hohes, senkrecht abfallendes Ufer hatte. Das Erstaunen des Hausherrn war daher sehr groß, als er hörte, daß nach einer Stunde seine beiden zärtlichen Freunde sich draußen vor der Haustür meldeten. Wie in aller Welt konnten sie dorthin gelangt sein?

Ohne ihnen die gewohnte Labung zu reichen, ließ Mr. Holloway die Tiere auf die Wiese zurückführen, ging selbst ihnen nach und beobachtete sie.

Die in ihren Erwartungen getäuschten Leckermäuler rannten unverzüglich quer durch die Wiese nach dem Fluß, sprangen das über zwanzig Fuß hohe Ufer hinab, schwammen durchs Wasser, erklommen an einer ebenen Stelle das Ufer wieder und galoppierten dann, ohne sich umzusehen, nach dem Hause zurück.

Der erfreute Eigentümer bewirtete sie nun reichlich mit dem ersehnten Zucker. Er hatte Talente an ihnen entdeckt, die ihn zum reichen Manne machen mußten, wenn sie ausgebildet wurden. Das zu tun, war von da ab seine liebste Beschäftigung, und sie war von so großem Erfolge begleitet,

daß die beiden gelehrigen Tiere binnen kurzem sich ohne Zaudern in einen Fluß stürzten, der über 75 Fuß unter ihnen dahinströmte, und Zäune, Hecken und Barrieren spielend nahmen, an die andere, selbst gutgeschulte Pferde sich unter keinen Umständen wagten.

Von da ab führte Mr. Holloway seine Süßschnäbel bei unzähligen Hindernisrennen vor, und sie machten ihn tatsächlich zum reichen Mann.

Auf ähnliche Weise entdeckte Mr. Charles Symonds in Oxford an seinem grauen Reitpferde ein Talent, das sich zu großartigen Leistungen ausbilden ließ. Er sah bei der Heimkehr von einem Spazierritt seine Kinder im Park Kegel spielen. Um ihnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart beizubringen, ritt er mit seinem treuen Pferde geradeswegs in die soeben frisch aufgestellten Kegel hinein. Ein bewunderndes „Ah!“ scholl hinter ihm her. Lächelnd blickte er sich nach seinen Kindern um, und erst als diese ihm winkten und zuriefen, bemerkte er, daß sein Roß so vorsichtig und geschickt seinen Weg zwischen den verhältnismäßig kleinen Kegeln genommen hatte, daß auch nicht einer umgestoßen oder verschoben war.

Das kluge Tier wurde nun sorgfältig ausgebildet, und sein Talent entfaltete sich zur Verwunderung jedes Pferdekenners, führte auch in der Folge seinem Besitzer manche reiche Entschädigung in Gestalt von gewonnenen Wetten und errungenen Preisen zu. Unter anderen Glanzleistungen vollführte es in einem Hotel vor den Augen zahlreicher Zuschauer die folgende. Sein Herr ritt auf ihm die Haupttreppe hinauf, in den Speisesaal hinein, über die dort aufgestellten Stühle fort und dann zweimal über die vollständig gedeckte Tafel, ohne daß irgend eines der Porzellan- und Kristallgeräte darauf den mindesten Schaden gelitten hätte. Danach stieg es unter dem nicht endenden Jubel der Zuschauer behutsam, aber sicher die Treppe wieder hinunter. E. D.

Zu allseitiger Zufriedenheit. — Der Bürgermeister eines kleinen englischen Landstädtchens hatte eines Tages zwei

Brautpaare standesamtlich zu verbinden, brachte aber durch eine unglückliche Verwechslung die Brautpaare beim Namensaufruf durcheinander und sprach die Bräutigams mit den verkehrten Bräuten zusammen. Sie gaben alle ohne weiteres ihr Ja, und nur an der Bewegung unter den anwesenden Hochzeitsgästen merkte er, daß etwas nicht in Ordnung sei. Bei genauerem Hinblicken entdeckte er dann auch sein Versehen, geriet in leicht begreifliche Aufregung und zermarterte sich den Kopf mit der Vorstellung, was für gesetzliche Weitläufigkeiten es ihn kosten werde, ehe er seine unselige Verwechslung wieder in Ordnung gebracht habe.

Als er noch ganz bestürzt an die soeben fälschlich Verbundenen herantritt und sein Bedauern wegen des vorgekommenen Irrtums ausdrückt, wird ihm von seiten des einen jungen Gatten die verblüffende Antwort: „Darum machen Sie sich keine Sorge, Herr Bürgermeister. Es ist ganz gut so, wie Sie es eingerichtet haben. Wir haben uns eben darüber geeinigt, daß wir ganz einverstanden sind mit der Änderung, die Sie vorgenommen haben."

Und vergnügt zogen die zwei neuen Ehepaare von dannen. C. D.

Anmutige Damenzigaretten sind auf den Philippinen im Gebrauch. Sie besitzen nämlich eine Länge von 40 Zentimeter. Diese Riesenglimmstengel dienen aber auch dem Bedarf von fünf bis sechs Tagen. Die holden Raucherinnen lassen sie ausgehen, wenn ihr Appetit gestillt ist, und zünden sie wieder an, wenn er sich von neuem regt. Da natürlich eine Zigarette von solchen Dimensionen ein ganz ansehnliches Gewicht besitzt, so hat man dieser Unbequemlichkeit dadurch abgeholfen, daß man das etwas spitzer gearbeitete Mundstück der Zigarette mit einer weichen Tabaksfaserfüllung versieht, in die man beim Anrauchen fest einbeißt. Dadurch schmiegt und fügt sich das merkwürdige Gestell der Form des Mundes an und kann danach ohne Mühe oder Unbehagen festgehalten werden.

Die Leidenschaft des Rauchens ist bei den philippinischen Damen ganz allgemein verbreitet. Sie ergeben sich ihr so

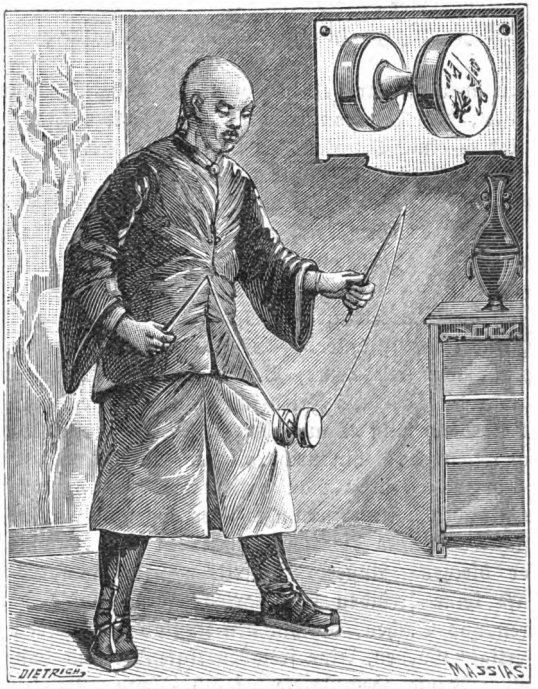
frühzeitig, daß schon zarte siebenjährige Mägdlein mit Zigaretten zwischen den Zähnen herumhüpfen und sich in der schwierigen Kunst üben, wohlgeformte Ringe zu blasen, worin sie miteinander wetteifern. Die Tabakrollen, welche man diesen Novizen in die Hand gibt, sind zwar nicht so massig wie die ihrer Mamas, haben aber immerhin Länge und Umfang der bei uns gebräuchlichen Zigarren.

Wenn nun Damen sich dort fast halbmeterlange Zigaretten leisten, so sollte man annehmen, daß ein ausgewachsener Mann doppelt so lange und breite beanspruchte. Das aber ist ganz und gar nicht der Fall. Im Gegenteil: während das zarte Geschlecht jene Riesenzigaretten zwischen den Lippen balanciert, halten die Männer auf den Philippinen am Gebrauch der zierlichen, auch bei uns üblichen Zigaretten fest, Zigaretten freilich, deren Nikotingehalt sonst nirgends anzutreffen ist. D. Cl.

Das Urbild des Brummkreisels. — Daß eine große Zahl unserer Spiele sich auf chinesische Vorbilder zurückführen läßt, ist eine erst neuerdings von verschiedenen Gelehrten aufgestellte Behauptung, die bezüglich des Dominos, des Dame-, Schach- und Würfelspiels, ja selbst bezüglich der minder harmlosen Unterhaltungsspiele wie Landsknecht und Baccarat bereits festzustehen scheint.

Das in China „Kuen-Gen" genannte Spiel scheint die Anregung zu dem Brummkreisel der Europäer gegeben zu haben. Statt des Kreisels bedient man sich dabei zweier hohlen Scheiben von 10 bis 12 Zentimeter Durchmesser, die durch ein Querstück verbunden sind, das sich nach der Mitte zu verjüngt, so daß eine Art Hohlkehle vorhanden ist. Der Spieler hält in jeder Hand einen Stab vom Kaliber eines gewöhnlichen Spazierstocks und einer Länge von etwa 50 bis 60 Zentimeter; das Holz darf weder zu leicht noch zu schwer und muß unbiegsam sein, Bedingungen, die der Bambus in vorzüglicher Weise erfüllt. Ein Bindfaden von der Dicke einer Peitschenschnur und einer Länge von 1½ Meter ist an dem einen Ende jedes Stäbchens befestigt. Der Spieler setzt nun das Kuen-Gen vor sich auf den Boden, mit

der Längenachse senkrecht gegen sich gekehrt; der Bindfaden läuft unter der Hohlkehle durch und ist so weit gespannt, daß die Hände, welche die Stäbe halten, je 20 bis 30 Zentimeter voneinander entfernt sind. Der Bindfaden bleibt



Das Urbild des Brummkreisels.

immer genau in der Mitte der Hohlkehle, an ihrem dünnsten Punkt; nur so lassen sich die beiden Scheiben in horizontalem Gleichgewicht erhalten.

Dies zu erreichen ist die wichtigste und schwierigste Seite des Spiels und erfordert große Geschicklichkeit. Ist der Spieler seiner Sache sicher, so setzt er durch Armbewegungen

den Kreisel in immer schnellere Drehung, und bald hört man einen schnell anschwellenden Ton, dessen Stärke von dem Umfang des Kreisels abhängt, und der dadurch erzeugt wird, daß die Luft durch die zwei ungleich großen Öffnungen, die an den entgegengesetzten Seiten des konvexen Teils jeder Scheibe angebracht sind, durchströmt. In dieser Beziehung gleicht also das Kuen-Gen unserem Metallkreisel.

Um aber den Kreisel in eine so rasende Bewegung zu versetzen, daß der Ton seine höchste Stärke erreicht, dazu braucht es einer Tätigkeit, die sich nicht mehr bloß auf die Arme beschränkt, sondern die ganze Muskulatur des Körpers in Mitleidenschaft zieht. Denn der Spieler bleibt nicht an einer Stelle, er bewegt sich nach allen Seiten; er spannt die Schnur bis zur Horizontale, und wenn diese Spannung eine plötzliche ist, so wirft sie den Kreisel mehrere Meter hoch, je nach der Muskelkraft des Spielers. J. P.

Gefährliches Pflaster. — Es gab eine Zeit, wo es nicht so leicht war wie heute, Berlin einen Besuch zu machen, das war die Zeit, als Friedrich Wilhelm I. regierte. Von welcher Seite man es auch betrat, überall mußte man sich durch tiefen Sand hindurcharbeiten. An der „Akzise" und der Torwache wurde man angehalten, und dann begann eine gründliche Untersuchung. Wer abgefaßt wurde, weil er sich Tabak für die Reise eingesteckt hatte, mußte zehn Taler blechen. Außerdem durfte man bei hundert Taler Strafe keine fremden Spielkarten, ferner keine fremden Waren und Sachen, die „in den Königlichen Landen auch verfertigt" wurden, keine fremden Kalender und keine versiegelten Briefe oder Pakete bei sich führen. Nachdem der Reise- und Gesundheitspaß eingesehen war, mußte man noch genaue Angaben über Person und Zweck der Reise machen.

Diese Notizen gingen von allen Torwachen, nachdem sie auf der Schloßwache zusammengestellt waren, Abends an den König. Gefiel dem etwas nicht, so konnte man weit schneller aus der Stadt hinauskommen, als man hinein-

gekommen war. Das mußte unter anderen einmal ein Kaufmann Unverzagt aus Magdeburg an sich erfahren. Dem König erschien der Name dieses Mannes unpassend. Herr Unverzagt, der es sich bereits im Gasthofe bequem gemacht hatte, wurde Nachts aus den Federn geholt und in des Wortes wörtlichstem Sinne zum Tore hinausgeworfen.

Die Damen mußten darauf achten, daß sie keinen Kattun trugen. Das war Wettbewerb gegen die vaterländische Industrie und wurde mit schwerer Geldstrafe gerügt. Seide durften „geringere Frauenzimmer" nicht tragen. Überhaupt war größte Einfachheit zu empfehlen. Die Berlinerinnen wußten das und nahmen sich in acht. Fremde Damen, die dem Könige in auffälliger Tracht begegneten, konnten leicht zu einem hochnotpeinlichen Verhör kommen.

Das Stillstehen auf der Straße war eine mißliche Sache. Laut Kabinettsorder vom 17. Juni 1723 sollte „niemand Maulaffen feilhalten". Am besten war es für den Fremden, wenn er sich einem vereidigten Lohnlakai für täglich zwölf Groschen nahm, der mit allen Verhältnissen Bescheid wußte.

Für ein Zimmer mit Bett und Licht zahlte der Fremde damals im Gasthof erster Klasse einen Taler, zweiter Klasse acht und dritter Klasse sechs Groschen. Das Mittagessen kostete sechzehn, zehn und acht Groschen. Für jeden Groschen, den der Wirt über die Taxe berechnete, mußte er einen Taler Strafe bezahlen. C. T.

Gouvernantengehälter. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Gouvernanten nicht gerade zu den bestbezahlten Individuen gehören, und doch gibt es Ausnahmen von der Regel.

Die bestbezahlte Erzieherin der Welt ist wohl Miß Beatrice Bend, welche Gouvernante bei den Kindern des bekannten amerikanischen Millionärs William G. Whitney ist; Miß Bend, die erst 23 Jahre zählt, erhält das hübsche Gehalt von 4000 Pfund Sterling, also über 80,000 Mark jährlich. Sie war etwa ein Jahr speziell der Gattin des Millionärs attachiert, doch im Jahre 1900 wurde die Dame bei einer Schnitzeljagd schwer verletzt und starb. Nach ihrem Tode

wurde die kleine Dorothy, Whitneys jüngste Tochter, ganz der Obhut der Miß Bend anvertraut, und das junge Mädchen gab dem Vater des Kindes das Versprechen, sich nicht eher verheiraten zu wollen, ehe die Kleine nicht erwachsen ist. Miß Bend ist fest entschlossen, dieses Versprechen zu halten, obwohl sie schon zahlreiche Heiratsanträge erhalten hat.

Eine andere, recht gut bezahlte Gesellschafterin ist Miß Harriet Gale, die in Diensten der Mistreß Philipp H. Knox steht, der Witwe des bekannten Millionärs von St. Louis, der bei seinem Tode zwischen 30 bis 40 Millionen Dollars hinterließ. Mistreß Knox ist gelähmt und hat ihr Zimmer seit zwei Jahren nicht verlassen. Miß Gale ist seit sieben Jahren Gesellschafterin und erhält jetzt ein Gehalt von 2000 Pfund (40,000 Mark). Sie ist gegen die Dreißig und der Liebling ihrer Herrin, die sich von keinem anderen Menschen bedienen läßt. Als Miß Gale in das Haus ihrer Herrin eintrat, erhielt sie zuerst 200 Pfund jährlich, und dieses Gehalt ist nach verschiedenen Zulagen zu der jetzigen recht hübschen Höhe angewachsen. Miß Gale ist verlobt und stand schon mehrmals im Begriff, sich zu verheiraten, doch jedesmal wurde der Tag auf den Wunsch ihrer Herrin verschoben. In St. Louis ist man allgemein der Ansicht, daß Mistreß Knox ihre Gesellschafterin in ihrem Testament reich bedacht hat für den Fall, daß diese bis zu ihrem Tod bei ihr bleibt. Da Mistreß Knox eine alte Dame ist, so nimmt man allgemein an, Miß Gale werde sich vor dem Tode ihrer Herrin nicht verheiraten.

Die englische Gouvernante, der die Obhut über Lolita Armour, die Tochter des wohlbekannten Chicagoer Millionärs übertragen ist, erhält jährlich 20,000 Mark. Ihr kleiner Zögling ist dasselbe Kind, das an Hüftlähmung litt, und das von Professor Lorenz, dem berühmten Wiener Spezialisten, in Chicago operiert wurde. Das Kind ist heiter und fleißig und springt seit der Operation vergnügt wie alle gesunden Kinder umher.

Das reichste Kind der Welt steht unter der Obhut einer

Miß Catharine T. White. Es ist der kleine John Nicholas Brown, der vierjährige Sohn eines vor kurzem verstorbenen Millionärs. Der Junge besitzt in eigenem Vermögen die Summe von 60 Millionen Dollars, und dieses Geld wird so gut verwaltet, daß es sich bis zu seiner Mündigkeitserklärung wohl verdreifacht haben wird. Miß White erhält laut Testamentsverfügung jährlich 1500 Pfund.

Was ihren Zögling, den kleinen „Jacky" Brown, wie er genannt wird, betrifft, so ist er der einzige männliche Repräsentant der Linie John Carter Brown, des reichen Manufakturwarenhändlers und Philanthropen. Als sein Vater starb, kam „Jacky", der damals erst wenige Monate zählte, in den Besitz von 30 Millionen Dollars, innerhalb eines Monats erbte das Kind ein zweites Vermögen durch ein tragisches Ereignis. Sein Onkel, Harold Brown, der einzige Bruder seines Vaters, reiste gerade in England herum, als ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders erreichte. Zu dieser Zeit erkrankte er an Brustfellentzündung, aber trotz aller Warnungen der Ärzte ließ er sich nicht abhalten, nach New York zurückzukehren, und so schiffte er sich denn auf dem „Teutonic" ein. Die Überfahrt war sehr stürmisch, und Harold Brown war bei seiner Ankunft in New York so schwach, daß er in sein Hotel getragen werden mußte. Zehn Tage nachher starb er, und „Jacky" blieb mit seinen Millionen und seiner Gouvernante allein auf der Welt zurück. L. u.

Wie viel Wasser enthält eine Wolke? — Die Lösung dieser Frage hat die Fachgelehrten verschiedentlich beschäftigt. Im Jahre 1851 versuchte der bekannte deutsche Forschungsreisende Hermann Schlagintweit als erster auf der Höhe des Monte Rosa den Wassergehalt eines Nebels zu messen, und er fand, daß ein Kubikmeter des Nebels durchschnittlich $2^3/_4$ Gramm Wasser in flüssigem Zustande enthielt. Später wurden ähnliche Versuche von Fugger in Salzburg und von Perntner in Innsbruck gemacht; ihre Ergebnisse waren aber ohne Zweifel ungenau, indem sie die Menge des in der Nebelwolke enthaltenen Wassers zu niedrig angaben.

Das Verfahren der Messung bestand darin, daß sie eine bestimmte Menge der nebelhaltigen Luft durch eine Reihe von Flaschen streichen ließen, die mit Chlorcalcium gefüllt waren. Da dieser Stoff die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen, so mußte man erwarten, aus seiner Gewichtszunahme den Feuchtigkeitsgehalt der fraglichen Luftmenge feststellen zu können.

Später hat der Forscher Conrad jenes Verfahren durch ein zuverlässigeres ersetzt. Er wählte das einfache Mittel, die nebelhaltige Luft in einen weiten Behälter eindringen zu lassen oder in eine Glasglocke einzusperren. In dieses Gefäß wurde dann wieder Chlorcalcium hineingebracht und dessen Gewichtsveränderung gemessen. Die Ergebnisse zeigen, daß, wie sich erwarten ließ, der Wassergehalt einer Nebelwolke um so größer ist, je dicker sie ist, oder mit anderen Worten, je weniger weit man sehen kann. So hatte eine Nebelwolke, bei der man nur 25 Schritte weit zu sehen vermochte, einen Wassergehalt von fast 4½ Gramm pro Kubikmeter, eine solche, in der man 30 bis 40 Schritte weit sehen konnte, etwas über 3 Gramm Wasser; eine solche endlich, bei der man bis zu 70 Schritten zu sehen vermochte, enthielt nicht einmal ganz 1 Gramm Wasser in jedem Kubikmeter.

Der Wassergehalt der Nebelwolke ist danach recht verschieden, und er wird jedenfalls noch über 4½ Gramm hinausgehen können, da Nebelwolken nicht selten sind, in denen man kaum 10 Schritte weit sehen kann. C. T.

Schuh und Stiefel im Aberglauben. — Zu den weitverbreiteten Arten des Aberglaubens gehörte und gehört noch der an die Bekleidung des Fußes sich knüpfende, steht doch der betreffende Gegenstand in andauernder und enger Beziehung zum Menschen und bleibt die Fußbekleidung stets in Berührung mit der Erde, welcher man von alters her eine besondere magische Kraft zugeschrieben hat.

Wenn die Braut sich beim Kirchgang zur Trauung Geld in die Schuhe steckt, so wird sie später daran keinen Mangel haben. Die ersten Schuhe, welche die Frau ablegt, dürfen

nicht an Arme verschenkt, sondern müssen weggeworfen werden, weil sonst unglückliche Folgen nicht ausbleiben. Man kann jemand bei einer wichtigen Angelegenheit zum Erfolg helfen, wenn man ihm beim Fortgehen einen Holzschuh nachwirft. Beim Schatzgraben kann der zum Vorschein gekommene Schatz nicht mehr verschwinden, wenn man schnell einen Schuh darauf wirft. Wer bei einem Leichenzuge frisch geschmierte Stiefel trägt, stirbt zuerst von dem Gefolge. Einen schweren Tod aber wird erleiden, wer bei solcher Gelegenheit die Schuhe an den Füßen putzt.

Die Fußbekleidung verkündet auch die Zukunft. Wer die Schuhe nach einwärts schieftritt, wird reich, nach auswärts arm. Reich wird auch, wer runde Löcher in die Sohlen läuft. Am Andreas- oder Silvesterabend, wie auch am Thomastage werfen die Mädchen, den Rücken der Zimmertür zugekehrt, einen Schuh oder Pantoffel rücklings über den Kopf. Fällt die Spitze des Schuhes nach innen, so kommt noch in demselben Jahr der Bräutigam. Die Liebe fördert es, wenn man der angebeteten Person die Schuhe entwendet, sie acht Tage trägt, und sie dann wieder an ihren früheren Platz zurückstellt. Steckt ein Bursche seiner Angebeteten ein vierblätteriges Kleeblatt in den Schuh, so muß sie ihn erhören. Liebende dürfen sich keine Schuhe zum Geschenk machen, weil sonst die Liebe „zerlatscht" wird.

Bei Krankheiten und Übeln bringen Schuh und Stiefel mancherlei Hilfe. Fieberkranke legen einen Zettel, auf dem die Krankengeschichte des Fiebers steht, in den Schuh. Sobald der Zettel zerrieben ist, ist auch das Fieber geschwunden. Um sich vor dem Alp zu schützen, stellt man die Schuhe Abends beim Schlafenlegen verkehrt oder verwechselt unters Bett. Seitenstechen vertreibt man, wenn man mit Speichel ein Kreuz auf den Schuh macht. Gegen Schlaflosigkeit schützt man sich, wenn man die Schuhe mit den Spitzen nach dem Bette zu stellt. Kranke Hühner werden wieder gesund, wenn man sie aus einem Schuh fressen läßt. Mäuse vertreibt man, wenn man vor Sonnenaufgang einen alten

Schuh rücklings ins Wasser wirft. Zur Vertreibung der Ratten muß man an einem hohen Feiertage vor Sonnenaufgang einen alten ungewichsten Schuh auf einen Kreuzweg werfen. Wohin die Spitze des Schuhes sich richtet, dahin wandern die Ratten; man kann also dieses Mittel benützen, um einem „guten Freunde" eine Überraschung zu bereiten.

Weiter wird behauptet: Neue Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, sonst fällt man in ihnen. Wöchnerinnen dürfen beim Taufgange zur Kirche keine alten Schuhe anziehen; wenigstens bewahrt das Anziehen neuer Schuhe das Kind davor, später im Leben einen gefährlichen Fall zu tun. Einer Leiche muß man Schuhe anziehen, sonst kommt sie zu spät zum Jüngsten Gericht. Will man etwas vergessen, so wirft man einen Schuh rückwärts über den Kopf. Schuhe, die noch nicht bezahlt sind, verraten dies durch Knarren. Wenn man sich verirrt hat, soll man, um sich wieder zurechtzufinden, die Schuhe umwechseln. Mädchen, die viele Tänzer haben wollen, müssen Erbsen in die Schuhe tun. Wir empfehlen unseren jungen Leserinnen, das einmal zu probieren! C. T.

Was in Frankreich eine Stunde „Regierung" kostet. — Eine vor einigen Jahren zusammengestellte „Preisliste" der Regierungskosten hat bezüglich des französischen Reiches im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine Erhöhung aufzuweisen, welche die Steuerzahler gespürt haben werden.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kostete eine Stunde Regierung, unter Kaiser Napoleon I., die Summe von 115,000 Franken, welche unter dem Bürgerkönig Louis Philipp sich auf 150,000 erhöhte.

Unter der zweiten Republik sank diese Zahl herab auf 103,000 Franken, um unter Napoleon III. auf 249,000 Franken zu wachsen und immer höher noch zu steigen, als der deutsch-französische Krieg von 1870 seinen riesigen Kostenaufwand im Gefolge hatte. Aus diesem Grunde vermehrte damals der äußere Wert einer Regierungsstunde sich im Jahre 1880 auf 307,000 Franken.

Als das 19. Jahrhundert zu Ende ging, kostete eine einzige Stunde französischer Regierung bereits das hübsche runde Sümmchen von 403,000 Franken. K. R.

Gleiches mit Gleichem. — Ein Freund übergab mir vor einer Reise, die er anzutreten gezwungen war, seinen Hund, einen prachtvollen Neufundländer, in Pension.

Der Hund hatte die unangenehme Eigenschaft, sich mit Vorliebe in meinen bequemen Lehnstuhl zu setzen, und wenn ich mir's darin behaglich machen wollte, fand ich regelrecht den Lieblingsplatz schon durch den Neufundländer besetzt.

Als ich es einmal wieder so traf, lockte ich das mächtige Tier durch eine List von seinem annektierten Sitze. Ich trat ans Fenster und rief: „Eine Katze, eine Katze!" Sogleich sprang der Hund auf, stürzte ans Fenster und hielt Umschau nach der Katze, die nicht da war. Ich aber machte mir's derweilen in dem wiedereroberten Stuhle bequem.

Mein Neufundländer merkte sich aber sofort die neue Kriegslist.

Als er nach einigen Tagen ins Zimmer stolzierte und seinen schönen, behaglichen Ruheplatz mit Beschlag belegen wollte, fand er zu seiner Enttäuschung mich bereits darin sitzen. Er ließ sich nichts merken, sondern trottete ans Fenster, legte die Vorderpfoten auf den Fenstersims und schaute angelegentlich hinaus.

Auf einmal fing er an wütend zu bellen.

„Was hat denn nur der Hund? Was ist denn da los?" dachte ich, erhob mich, trat ans Fenster, guckte neugierig hinaus, sah jedoch nichts Auffallendes. Als ich mich aber umdrehte, fand ich zu meinem Gaudium, daß der schlaue Neufundländer es sich inzwischen in dem verlassenen Lehnstuhle bequem gemacht hatte. Cl. D.

Der Ursprung des Titels „Leibarzt". — Während jetzt der Ausdruck „Leibarzt" als ein ganz spezieller Titel für diejenigen Ärzte gebraucht wird, die bei hohen Herrschaften und bei Hofe angestellt sind, galt er ehedem im Mittelalter

für eine allgemeine Bezeichnung sämtlicher Doktoren im Gegensatz zum „Seelenarzt", dem Geistlichen.

Erst gegen Ende des Mittelalters begann die Bezeichnung „Leibarzt" ihre ursprüngliche Bedeutung etwas zu verlieren, indem dieses Wort hie und da bereits für einzelne, zu besonderen Zwecken angestellte Heilkünstler vorkam, weshalb zum Beispiel der fest angestellte Arzt einer großen Stadt so geheißen wurde, wie 1492 der „Leibarzt von Worms".

Nach der ursprünglichen Verordnung kam es sogar einst im Erzstift Trier vor, daß ein eigenes Statut verordnete, die „Leibärzte" dürften erst anfangen, ihre Heilkunst in Anwendung zu bringen, nachdem sie den Kranken dazu bestimmt hätten, den „Seelenarzt" rufen zu lassen. K. M.

Abschlagszahlung. — Ein elektrischer Bahnwagen, dessen beide Sitzreihen mit mehr oder weniger in Gedanken versunkenen Passagieren besetzt sind, rollt seinem Ziele zu. Plötzlich hört man, wie mit scharfem Kling-kling ein Geldstück zu Boden fällt. Alle Fahrgäste werden aufmerksam. Da sieht ein alter Herr zu seinen Füßen hinunter und hebt unter fast atemloser Spannung der Mitfahrenden ein blitzendes Geldstück auf. Es in der verschlossenen Hand verbergend, fragte er: „Hat irgend jemand von den Herrschaften ein Goldstück verloren?"

Die größere Hälfte der Passagiere durchwühlt mit großem Eifer die Taschen.

„Ich! — Hier, ich! — Ich!" klingt es von verschiedenen Seiten.

„Nun dann überreiche ich dem ehrlichen Verlierer einstweilen dies neue blanke Zweipfennigstück auf Abschlag," schmunzelte der alte Herr und hielt das Kupferstück hoch.

Aber keiner der Verlierenden beanspruchte es, und der Alte überreichte es dem Schaffner. W. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

SEIDE zum KLEIDE

und Blousen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Versandt an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.

Fröbel-Oberlin-Verlag, Kurt Strien, Berlin-Südende VI.

Über 300000 Exempl. bereits verkauft!

Schriften des Fröbel-Oberlin-Vereins

in **Berlin.**

Herausgegeben von **ERNA GRAUENHORST:**

Katechismus für das **feine Haus- und Stubenmädchen.** 65 Pf.
Katechismus für **Landmägde.** 30 Pf.
Katechismus der **Kindergärtnerinnen.** 80 Pf.
Katechismus für **Kindermädchen.** 40 Pf.
Über die **Pflege und Erziehung der Kinder** in Hinsicht auf Leib und Seele in gesunden und kranken Tagen. 80 Pf.
Die Behandlung der **Wäsche.** 50 Pf.
Anstandskatechismus. 50 Pf.
Katechismus für den **Offiziersburschen.** 50 Pf.

☞ Diese Werke sind die offiziellen Lehrbücher in dem Fröbel-Oberlin-Hause und seinen Schulen. ☜

Für Gesellschaften, Schulen und Vereine, zum Verteilen und in Partien ermässigte Preise.

Resterküche. Ein eigenartiges Kochbuch mit über **tausend Rezepten zur Resterverwendung.** M. 2.50.

Über 300000 Exempl. bereits verkauft!

Gegen Voreinsendung des Betrages portofreie Zustellung! Auf dem Abschnitt einer 10 Pf.-Anweisung (b. 5 M.) zu bestellen!

Gegenwärtig erscheint:

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Dritte Folge.

Vollständig in 35 Lieferungen zu je 40 Pfennig oder in 5 eleganten Leinenbänden zu je 4 Mk.

Diese neue Sammlung bietet den zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen der beliebten Schriftstellerin folgende in den letzten Jahren neu erstandenen Werke:

1. Band. **Antons Erben.** Roman.
2. Band. **Im Wasserwinkel.** Roman.
3. Band. **Sette Oldenroths Liebe.** Roman.
4. Band. **Doktor Dannz und seine Frau.** Roman.
5. Band. **Alte Liebe. — Grossmutters Kathrin. — Korl Lorensen. — Originale. — Maiblumen. — Hilgendorf. — In Erinnerung.**

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Ostergeschenk vortrefflich geeignete Bücher:

Das Neue Universum. **Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.** Band 25. 474 Seiten Text, 503 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

In schmuckem Einband und farbenreichem Schutzumschlag präsentiert sich der neueste Band dieses beliebtesten aller Jahrbücher als vornehmes Geschenkbuch für heranreifende Söhne und fürs Haus; seine bekannte Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrt, wo man eine gediegene Lektüre, welche die Weiterbildung fördern kann, bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das beliebte Buch kommt dem Interesse an technischen Dingen, Erfindungen und Entdeckungen mit tausenderlei fesselnden Berichten und Darstellungen entgegen. Es enthält außerdem Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, Reisen, Abenteuer, Spiel und Sport usw. Wer ein Buch von bleibendem Werte schenken will, wähle das „Neue Universum".

Der Jugendgarten. **Ein Mädchen-Jahrbuch.** Neue Ausgabe. 29. Band. 288 Seiten Text. 150 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden Preis 4 Mark 50 Pf.

Mit dem neuesten Bande des Jugendgartens bieten wir ein billiges Jahrbuch von innerem Werte für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren, das in sorgfältig getroffener Auswahl Unterhaltendes und Nützliches vereinigt: Fesselnde Erzählungen ernsten und heitern Inhalts, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte in anziehender, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Form; es ist ein guter Berater für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen und weiß Bescheid in allen Dingen, welche unsere Mädchenwelt interessieren. Der bildlichen Ausstattung ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Jugendgarten kann nur wärmstens empfohlen werden.

Schätze der Erde. **Entstehung, Gewinnung und Verwertung der interessantesten Stoffe aus allen Gebieten der Natur.** Ein Handbuch für jedermann, insbesondere für die reifere Jugend. Von **Dr. Richard Blochmann.** Mit 4 Tondruckbildern und zahlreichen Textillustrationen. Eleg. geb. Preis 6 Mark.

Dem großen Kreise der Naturfreunde aller Stände, insbesondere auch unserer heranwachsenden Jugend, ist dieses Buch gewidmet. In unserer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften zu hoher Blüte gediehen sind und deren Kenntnis für jedermann von großem praktischen Wert ist, gewinnt alles das, was Mutter Natur uns schenkt, was sie im endlosen Kreislauf der Dinge hervorbringt, erhöhtes Interesse. Unser Buch „Schätze der Erde" beantwortet die wichtigsten der vielen Fragen, die sich dem die Natur aufmerksam betrachtenden Menschen entgegendrängen. Die Vielseitigkeit der Gebilde aus der toten Natur und aus dem Reiche des Lebens, deren geheimnisvollen Aufbau, die ungeheure Zahl der Produkte, welche die schaffende Hand des Menschen der Erde abgerungen, ihre Gewinnung und Verwendung im Dienste der Kultur führt das Buch in gemeinverständlicher, fesselnder Weise in Wort und Bild vor. Es ist **ein außerordentlich nützliches und wertvolles Buch,** das in allen Kreisen, nicht zum mindesten auch in denen der Schule, lebhaften Beifall findet.

Licht und Kraft. **Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.** Ein Handbuch für jedermann, auch für Haus und Familie und zum Selbststudium. Von **Th. Schwartze.** Mit 356 Abbildungen. Elegant gebunden Preis 6 Mark.

„Licht und Kraft" ist das neueste, gemeinverständliche Handbuch der Elektrizität. Den großartigen Erfolgen, welche die Elektrotechnik in unsrer Zeit fortdauernd erzielt, ist es zuzuschreiben, daß das Interesse der Allgemeinheit gerade diesem Zweige der Technik in besonderem Maße entgegenkommt.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 880 K
WILSON
ANNEX